Universitäts- und Landesbibliothek Münster

Universitäts- und Landesbibliothek Münster

Westfälische Dichtung der Gegenwart

Uhlmann-Bixterheide, Wilhelm
Hülter, Carl

Leipzig, 1895

Digitale Sammlungen der Universitäts- und Landesbibliothek Münster
In den Digitalen Sammlungen bieten wir Ihnen Zugang zu digitalisierten Büchern und Zeitschriften aus dem historischen Bestand der Universitäts- und Landesbibliothek Münster sowie zu älterer Literatur und Sammlungen aus der Region Westfalen. Das Angebot an Einzelwerken und Sammlungen wird laufend erweitert.

http://sammlungen.ulb.uni-muenster.de

Nutzungsbedingungen
Dieses PDF-Dokument steht für nicht-kommerzielle Zwecke in Forschung und Lehre sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Es kann als Datei oder Ausdruck zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

urn:nbn:de:hbz:6:1-194007

Visual Library

Uhlmann-Bixterheide
und Carl Hülter

Westfälische Dichtung der Gegenwart

Leipzig, Verlag von Otto Lenz

1E8783

Westfälische Dichtung

der Gegenwart.

Westfälische Dichtung

der Gegenwart.

Beiträge zur Würdigung westfälischen Geisteslebens

von

Uhlmann-Bixterheide

und

Carl Hülter.

Mit 7 Dichterporträts und zahlreichen Originalbeiträgen.

Leipzig 1895.

Verlag von Otto Lenz.

~~645~~

K

Univ.-
Bibliothek
Münster
i. W.

1E 8783a

Dem Andenken des Dichters von

„Dreizehnlinden“,

Friedrich Wilhelm Weber

widmen dieses Buch

in herzlicher Verehrung

Uhlmann-Bixterheide,
Carl Hülter.

Er ruht, der wegmüde, ernste Wanderer in seinem Heiland; ein schweres, ernstes, treues Westfalengemüt suchte wie ein gebräunter Wallfahrer die Heimat und hat sie nun gefunden. Der einsame, grünumrauschte, stille Friedhof des kleinen westfälischen Landortes hat ihn aufgenommen, den Menschen und Christen, der zu bescheiden war, sich einen Dichter zu nennen, und zu tief religiös, um als konfessioneller Parteimann gelten zu können.

Der Dichter von „Dreizehnlinden", F. W. Weber, ist abberufen worden von demjenigen, zu dem sein kindliches Dichtergemüt emporgeblickt hat in gläubigem Vertrauen, ein reiches, arbeitgesegnetes Leben lang. —

Er ruht. —

Sein Dichtergeist aber wird fortleben in seinem Volke; so lange es Westfalen giebt, wird man von dem erzählen, dessen einziger Stolz darin lag, ein Westfale und ein treuer Sohn seiner Kirche zu sein.

„Rügt es nicht, wenn ich den Helden
In der Heimat Farben male;
Dünkt er manchmal euch ein Träumer,
Nun, er war ja ein Westfale.

— Zäh, doch bildsam, herb, doch ehrlich,
Ganz wie ihr und euresgleichen,
Ganz vom Eisen eurer Berge,
Ganz vom Holze eurer Eichen."

Das ist das Prototyp des Westfalen, und das ist F. W. Weber.

Als einfacher Leute Kind, als der Sohn eines Försters, hat Weber den Lebensweg angetreten, von dem er selbst singt:

„Mir griff des Lebens harte Faust
Schon in die krausen Kinderlocken,
Den Knaben hat es derb gezaust,
Hat ihn umsungen und umsaust,
Und wahrlich nicht mit Blütenflocken,"

und dann weiter:

„Und ‚schaffen' rief's; ‚die Stunde flieht!'
Und trieb mich aus der Mutter Kammer;
‚Nur der hat recht, der recht sich müht;
Du selbst bist deines Glückes Schmied,'
Ich weint' und faßte Zang' und Hammer."

Und der Mensch und Arzt hat sich gemüht.

„Mit Not und Tod ein unablässig Kämpfen,
Um Schmerz zu lindern, Fieberglut zu dämpfen
Durch Gottes Huld mit Sinn und leiser Hand;
Schlaflose Nächte, ruhelose Tage,
Dank, Undank auch; viel Harm und keine Klage."

Das ist das Bild, das der Dichter von den besten Jahren seines Lebens entwirft.

Mit Lust und Liebe hat er sich dem arbeitsreichen, schweren Berufe hingegeben, stets zuletzt an sich gedacht, gedient, und der Lohn war Frieden.

Dann kommt der Dichter. — Erst 1878, zu einer Zeit, wo Weber schon nahezu 65 Jahre zählte, erschien „Dreizehnlinden", das seinen Verfasser mit einem Schlage in die erste Reihe der zeitgenössischen Dichter stellte und

in einem Zeitraum von 15 Jahren außer zahlreichen Uebersetzungen 57 Auflagen erlebte. Und das will bei einer lyrisch-epischen Dichtung in unseren Tagen viel bedeuten. Ueber diese Dichtung weiteres zu sagen, ist wohl unnötig. Es ist das ausgereifte Lebenswerk eines großen, gottbegnadeten Dichters, ein Festgeschenk der Muse, voll von reichem Gemütsleben und goldklarer Poesie. Unbekümmert um die Wirren und Kämpfe seiner Zeit, schreitet Weber in ihm seine stillen Dichterpfade. Ihm waren sie fremd und sind sie fremd geblieben, die Schlagworte der sich befehdenden Geister. Er hat nicht rechts, er hat nicht links geschaut, er ist den Weg gegangen, den er in seinem Gedicht „Dem Wanderer" so köstlich zum Ausdruck bringt:

„Was kümmern dich die Wasser,
Die unter der Brücke fließen?
Geh' deines Weg's hinüber,
Mag's diesen und den verdrießen.

— — — — Trag' du nur deine Bürde
Mit rüstigem Fürbaßstreben;
Du sollst, so ist verordnet,
Auf eigne Rechnung leben."

Das ist der Grundcharakterzug des Dichters und des Menschen Weber. Er hat sich wenig darum gekümmert, was die Außenwelt zu seinem Thun und Schaffen sagte, sondern ist unentwegt auf dem Pfade weiter geschritten, den ihm ein vom besten idealen Streben verklärtes Ziel vorzeichnete.

Schon vor Erscheinen des vorerwähnten Epos hatte sich Weber durch eine ebenso feinsinnige wie geschickte Uebersetzung von Tennysons Enoch Arden in litterarischen Kreisen bekannt gemacht.

Doch in „Dreizehnlinden“ und in seinem 1881 erschienenen Gedichtbuche zeigt er sich auf der Sonnenhöhe seines künstlerischen Schaffens.

Das ist alles Vollkraft, reiches, übersprudelndes Können. Hier mutet uns alles an wie ein frischer, sonniger Frühlingstag, so maienjung, so quellenrein tritt uns hier überall die hehre, keusche Muse Webers entgegen. Die stark ausgeprägte Individualität Webers ist sich ihrer Ziele wohlbewußt, und so hat er es denn nach regem Fleiß auch erreicht, das Ziel, nach welchem er in arbeitswachen Nächten und schweren Tagen gerungen hat. Freilich nicht mit einem fleißigen Wirbel auf der Reklametrommel. Nein, während seines ganzen Lebens ist er das gewesen, als was er zur Ruhe gegangen ist, ein stiller, einfacher Mann. Er hat die gewöhnlichen Machmittel zur Erlangung des Unsterblichkeitspatents verschmäht und hat in stolzer, sich selbst genügender Einsamkeit so geschaffen, wie er in seinem wunderherrlichen Gedicht „Traum“ — das wohl als sein Schwanengesang gelten darf — erzählt:

„Oft, wenn ich nachts durch Busch und Berge ritt,
Gethaner Arbeit froh, auf stiller Straße,
Erquoll mir Reim auf Reim, und fest im Maße
Des Verses klang des Schimmels munt'rer Schritt.“

Was nun die Poesie Webers so besonders stark hervorhebt und ihn Annette von Droste würdig zur Seite stellen läßt, ist das grundtiefe Wurzeln im heimatlichen Boden. Aus Webers Dichtungen sehen wir sie sich hervorheben, die weiten sonnigen Triften, die braunen Heiden, die Roggen- und Weizenfelder und die hohen Eichen- und Buchengänge des südöstlichen Westfalen. Hier ist ihm kein

Baum, kein Strauch, kein Grashalm fremd, hier kennt er jeden Vogel in Wald und Feld, jedes grüne Fädchen, das des lieben Herrgotts Sonne bescheint. —

Wollte man Weber im übrigen irgend einem „Ismus" zurechnen, so würde man ihm bitter unrecht thun. Er ist stets nur der stille Künstler seiner selbst gewesen, wie es auch weiter oben erwähnt wurde. —

Nun, da er still geworden und schlafen gegangen ist, bleibt es die Aufgabe der Westfalen, sich seines Vermächtnisses würdig zu zeigen. Webers Bücher sollten in keinem Hause, vom Palast bis zur Hütte, fehlen. Ihr Segen wird ein bleibender sein. Das wäre die erste Ehrenschuld. Sodann möchten wir den Gedanken zur Errichtung eines Weber-Denkmals angeregt haben. Ob's frommt? Vielleicht! Vielleicht auch nicht!

Das wäre ein äußerliches Zeichen der Liebe und Verehrung für den Mann, der sich in seinen Werken einen ideellen Gedenkstein errichtet hat, wenn er singt:

„Der Arbeit, die da nützt und nährt
Und vorwärts trägt der Menschheit Fahnen,
Die Mut verleiht und Manneswert
Und Adel, trotz des Kaisers Schwert
Und langen Reih'n verscholl'ner Ahnen! —"

Ein Wort voraus!

Im Nachfolgenden suchen wir dem Schaffen westfälischer Dichter der Gegenwart nach Möglichkeit gerecht zu werden. Wir bemerken es hier gleich: wo ein Großes anzuerkennen ist, soll man im Einzelnen nicht kleinlich sein. Daher der Ton in unserm Buche, der manchem als zu sehr pro domo erscheinen wird. Doch Tiftelei und Nörgelei überlassen wir gern den Splitterrichtern.

Wir rechnen die einzelnen Persönlichkeiten, je nach ihrer mehr oder minder großen Bedeutung in einer der drei Dichtungsarten, den Lyrikern und Epikern, den Erzählern oder den Dramatikern zu. Daneben werden wir dann ihr Können auf dem einen oder anderen Gebiete, wo sie weniger erfolgreich sind, im Anschluß zu würdigen suchen. Wir halten diese Art und Weise, die Dichter zu charakterisieren, für die beste, weil so ein einheitlich ganzes Charakterbild zu bieten möglich ist. Bei einer Einzelwürdigung ihres Schaffens in den drei Dichtungsarten, die notwendigerweise an verschiedenen Stellen des Buches erfolgen müßte, würden nur Bruchstücke der einzelnen Charaktere zu Tage kommen.

Es sind bei der Aufnahme nur solche Dichter für uns in Frage getreten, welche entweder in Westfalen geboren, oder, in Westfalen lebend, in Lebensweise, Gesinnung und Anschauung zu Westfalen geworden sind und dies in ihren Dichtungen bekunden.

Im übrigen wollen wir durch dieses Buch einzig und allein dazu beitragen, die heimischen Poeten ihrem Volke näher zu bringen.

Sodann sprechen wir allen denen, die uns auf die eine oder die andere Weise bei unserm Unternehmen, wobei es uns auch an Enttäuschungen und Unannehmlichkeiten nicht fehlte, unterstützt haben, unsern herzlichsten Dank aus.

Zum Schluß möge an dieser Stelle noch die Mitteilung Platz finden, daß wir im Anschluß an das vorliegende Buch im Herbst eines jeden Jahres fortab ein

„Jahrbuch westfälischer Dichtung"

herausgeben. Dasselbe wird im ersten Teil einen Ueberblick über das westfälische schöpferische Geistesleben des verflossenen Jahres bieten, während der zweite Teil nur Originalbeiträge enthalten soll.

Wir laden die bekannten und unbekannten westfälischen Dichter und Dichterinnen zur Einsendung von Beiträgen ein, und werden solche an den mitunterzeichneten Carl Hülter, Schriftsteller in Iserlohn, erbeten.

Iserlohn,
am zweiten Sonntage des September 1894.

Uhlmann-Bixterheide,
Carl Hülter.

Inhaltsverzeichnis.

Besprechung Seite		Dichtungen Seite
47	Auffenberg, Joseph	142
40	Backhaus, Wilhelm Emanuel	117—121
28	Baehr, Paul	99—103
53	Baltz, Johanna	177—179
47	Belke, Peter Joseph	142—143
52	Brackel, Ferdinande, Freiin von	172—177
37	Dahn, Therese	109—112
66	Giese, Franz	245—247
14	Hart, Heinrich	75—86
18	Hart, Julius	86—94
40	Hartmann, Hermann	121—124
52	Hartmann, Mignon	166—172
49	Hille, Peter	151—155
44	Hinterding, Ludwig	128—129
37	Holnstein aus Bayern, Ida, Gräfin von	112—113
45	Homrighausen, Karl	130—132
—	Hülter, Carl	196—206
35	Jüngst, Antonie	106—109
39	Kampmann, Friedrich	114—116
40	Kampmann, Clara Ferdinande	116—117
54	Keiter, Heinrich	—
22	Kiesekamp, Hedwig	94—99
59	Krüger, Ferdinand	209—226
64	Landois, Hermann	235—244
34	Loewenberg, Jakob	103—106

Besprechung Seite		Dichtungen Seite
55	Lohmann, Peter	180—181
69	Luhmann, Paul	254—256
45	Marcus, Eli	132—134 u. 251—254
44	Pape, Josef	126—127
51	Petri, Julius	155—166
62	Prümer, Karl	226—235
48	Raabe, Eduard	143—145
56	Rustige, Heinrich von	181—182
47	Schimmelmann, Ernst von	138—141
54	Schoene, Heinrich	—
48	Schröder, Ludwig	145—147
69	Schwab, Gustav	—
54	Seippel, Max	—
69	Singerhoff, Gustav	256—259
40	Storck, Wilhelm	124—125
67	Täpper, Willem	248—251
—	Uhlmann-Bixterheide, Wilhelm	182—196
45	Weddigen, Otto	135—137
48	Welcke, Emil	148—150

Streue nur deine That, dein Wort in das ewig lebende, ewig thätige Universum. Es ist ein Samenkorn, welches nicht sterben kann.

Thomas Carlyle.

„Wer unsres Landes Sitte ehrt
Und auch dem seinen hält die Treue —
Hier ist der Sitz an unserm Herd,
Hier unsres Bruderkusses Weihe!
Wer fremden Volkes Herzen stellt
Gleich seinem in gerechter Wage —
Hier unsre Hand, daß er das Zelt
Sich auf bei unsern Zelten schlage!"

Annette Freiin von Droste-Hülshoff.

„Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!
Wer, als ein Leuchter durch die Welt sie trug,
Wohl läßt sie hehr den durch die Zeiten brennen.

Doch sie verzehrt.

Und Male brennt sie; — durch die Mitwelt geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet."

Ferdinand Freiligrath.

„— — — — — — — — — —
Ihr starrt dem Dichter ins Gesicht,
Verwundert, daß er Rosen bricht
Von Disteln, aus dem Quell der Augen
Korall' und Perle weiß zu saugen;

— — — — — — — — — —
Ja Perlen fischt er und Juwele,
Die kosten nichts — als seine Seele."

Annette Freiin von Droste-Hülshoff.

— — „Denn jenen Ehrennamen ‚Poet' zu verdienen, braucht man glücklicherweise nicht zahllose Bände geschrieben zu haben, — eine Seite, ein Vers genügt, und wenn auch nur zwei Augen jene Seite, jenen Vers lasen, und wenn auch die Flammen eines Geistes und Herzens unbemerkt gen Himmel lodern, — ein Dichter ist und bleibt es darum doch, der jene Worte gesprochen, — und jene Flammen sind und bleiben eben: heiliges Feuer." —

Diese Worte Elise Polkos möchten wir unsern nachfolgenden Ausführungen vorausschicken, um so das Wesen unseres Buches schon kurz zu skizzieren. Denn wir wissen, auch unter den von uns erwähnten Dichtern sind diese und jene, die wohl einen Vers, eine Seite, aber kein auch noch so bescheidenes Bändchen aufzuweisen haben. Aber trotzdem sind und bleiben sie Poeten. Ihre Verse wenden sich wie die eines jeden echten Poeten zunächst an das Gemüt ihrer Leser. Die Empfindungsdichtung aber ist der Grundzug der westfälischen Dichtung.

Von den „sentimentalen Eichen" Heines freilich, bis dahin, wo unser unsterblicher Friedrich Wilhelm Weber sagt:

„Rügt es nicht, wenn ich den Helden
In der Heimat Farben male;
Dünkt er manchmal euch ein Träumer,
Nun, er war ja ein Westfale",

ist trotz der scheinbaren Verwandtschaft zwischen beiden Aussprüchen ein weiter Schritt.

Heine sucht den Westfalen insgesamt eine Gemütsrichtung zu unterschieben, die nicht einmal deutsch, noch viel weniger aber westfälisch ist.

„Zäh', doch bildsam, herb, doch ehrlich,
Ganz wie ihr und euresgleichen,
Ganz vom Eisen eurer Berge,
Ganz vom Holze eurer Eichen."

Das erscheint uns die zutreffendste Charakteristik des Westfalen und insbesondere der westfälischen Dichtung. Neben gemütstiefer Stimmungs- und Empfindungsmalerei finden wir da markige und wuchtige Rhythmen in kräftiger Sprache; selbst lachender Humor und beißende Satire wissen das Bild zu vervollständigen.

Dazu kommt noch eins, denn auch heute noch ist hier „wie nirgend Väterbrauch und Art zu finden". Der westfälische Poet ist so geblieben, wie ihn sich unser Herrgott dachte, als er einigen auserlesenen Menschenkindern einen Funken himmlischen Feuers in die Seele fallen ließ. Er schafft unbewußt, er singt, weil er singen muß, und die Kunst ist ihm Kunst, nicht aber Handwerk. Das heißt, er bestellt seinen Acker, schmiedet sein Eisen, oder was er sonst thun und treiben mag, und lebt dann der Pflege der ihm vom Schöpfer zu Teil gewordenen Lebenszugabe und

bleibt selbst als „Berufsschriftsteller“ seiner künstlerischen Sendung treu. Die Worte Goethes: „Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet“, haben wohl selten eine bessere Bestätigung gefunden, als im Schaffen des Dichters der roten Erde. Doch ist hier wohl hervorzuheben, daß der westfälische Poet deshalb keineswegs den Künstler in sich dem Lebensmenschen nachstellt, wie ihn der Frohn des Alltags nun einmal erheischt, wenngleich er sich in gesund realistischer Lebensauffassung ein offenes Auge für die Schwächen seiner Zeit bewahrt hat. Ist es doch ein altes Wort, daß der Deutsche seine Poeten verhungern läßt, um ihnen nach dem Tode Denkmäler zu setzen. Daher wohl dem Poeten, der, um vor dem Verhungern bewahrt zu bleiben, verbindende Brücken zwischen Beruf und Kunst herzustellen weiß. Geniale Naturen freilich sind dafür nicht geschaffen, und müssen daher in dem steten Kampfe, in welchem sich der äußere Mensch und der Künstler in ihnen befinden, zu Grunde gehen, wenn nicht günstige Umstände ihnen die Mittel an die Hand geben, einzig und allein ihrem Künstlertum zu leben.

Nun, das wollen wir auch hier gleich vorausschicken, eigentliche geniale Naturen — mit dem Wörtchen „genial“ wird so viel gesündigt —, das heißt solche Naturen, die einen nachhaltenden oder reformatorischen Einfluß auf die Entwickelung unseres Schrifttums haben, hat das gegenwärtige westfälische schöpferische Geistesleben schwerlich aufzuweisen. Wir werden es in der Folge also lediglich mit mehr oder minder bedeutenden Talenten zu thun haben. Die Zeiten, als eine Annette von Droste-Hülshoff mit berufener Hand neubildend in das dichterische Leben ihrer Tage eingriff, sind vorüber. Ein neues Geschlecht ist heran-

gewachsen,' zu dessen gerechter Würdigung beizutragen, unsere Aufgabe sein soll. —

„Wenn wir von Westfalen reden, so begreifen wir darunter einen großen, sehr verschiedenen Landstrich, verschieden nicht nur den weit auseinander liegenden Stammwurzeln seiner Bevölkerung nach, sondern auch in allem, was die Physiognomie des Landes bildet oder wesentlich darauf zurückwirkt, in Klima, Naturform, Erwerbsquellen, und als Folge dessen in Kultur, Sitten, Charakter und selbst Körperbildung seiner Bewohner: daher möchten wohl wenige Teile unseres Deutschlands einer so vielseitigen Beleuchtung bedürfen", sagt unsere große Annette in ihren „Bildern aus Westfalen" über das Land der roten Erde und seine Bewohner an sich.

Eine gleiche Vielseitigkeit wird jedem in etwa aufmerksamen Beobachter in Bezug auf die westfälischen Poeten aufstoßen.

Macht hier das flache, heidige Münsterland mit seiner träumerischen Atmosphäre und den oasenhaften Heide-Idyllen seinen Einfluß bemerkbar, so sind es dort die rauchenden Fabrikschlote, die dumpfen Schläge der Eisenhämmer und die rauschenden Gebirgswässer der Papier- und Sägemühlen, welche beim „eisenreckenden freien Märker" und beim entschlossenen und energievollen Sauerländer ihre Einwirkung auf die Entwickelung der heimatlichen Poesie erkennen lassen. Eine besondere Eigenart bricht bei dem Paderborner durch, wo ein leidenschaftlicher Volksstamm eine Art von Romantik zeitigt, die sich schwerlich mit der durchweg eintönigen Umgebung in Einklang bringen läßt. Es scheint, als ob Natur hier einmal ihr Steckenpferd habe reiten wollen.

Ist das Münsterland dazu angethan, aus seinen phlegmatisch-schwärmerischen Naturen gemütstiefe oder humorvolle-gemütliche Poeten zu bilden, so bringt das Sauerland aus einem entschlossenen Menschenschlag begeisterungsvolle Jünger Apollos hervor. Der freie und doch empfindungstiefe Märker verleugnet sich auch in seinen Poeten nicht.

Doch wie dem auch sei. Selten hat eine Zeit in litterarischer Hinsicht solch frühlingsfrisch pulsierendes Leben gezeitigt wie die gegenwärtige, und dies Neuaufblühen dichterischen Strebens macht sich auch in unserer engeren Heimat Westfalen in nicht zu unterschätzender Weise bemerkbar.

Wenn nun die Dichter, um mit Shelley zu reden, einen gesetzgeberischen Einfluß auf die Entwickelung ihrer Zeit haben, so dürften für das Land der roten Erde Tage eines neuen duft- und blütenreichen Frühlings angebrochen sein.

Glücklich daher derjenige, der dem schöpferischen Geistesleben seines Landes und seiner Zeit so nahe steht, um mit offenen Augen und freiem Herzen an seiner Neubelebung teilnehmen zu können. —

Wenn wir weiter oben behaupten, in der Gemüts- und Empfindungsdichtung beruhe das Hauptkönnen des westfälischen Dichters, so ist damit schon nahegelegt, daß von allen Dichtungsarten die Lyrik, bezw. die lyrische Epik der roten Erde der eingehendsten Behandlung bedarf, weshalb wir auch mit ihr die Schilderung der einzelnen Dichtercharaktere beginnen wollen. Und es liegt etwas Eigenes, etwas stark Individuelles gerade in unserer Lyrik. In ihr finden wir alles das wieder, was das Herz des Kindes der roten Erde zu ergreifen vermag. Da braust er hin,

der Sturm, der durch die Kronen unserer Eichen fährt und sie in ihren Wurzeln erschüttern macht; das ist dieselbe stille braune Heide, das weite sonnige Blütenmeer in seiner glitzernden Farbenpracht, das uns die Freuden und Leiden der Außenwelt vergessen läßt. Hier liegt es, das wonnige Maienglück, wie ein Zauberbild seliger Träumerei. Dort ragen sie in stolzer Einsamkeit empor, die Klippen und Felsen gedanklicher Tiefe, und aus den Blüten jener Weißdornhecke lächelt schalkhaft der natürliche und ehrliche, wenn auch zuweilen etwas plumpe und derbe westfälische Humor.

Ueberall der Naturhauch unseres so vielseitigen Landes, überall das nur allen echten Poeten eigene zähe Festhalten an heimatlichem Brauch und heimatlichem Geist. Und dieser Geist, der schon die größte deutsche Dichterin, unsere Annette, zu ihren lyrischen Produktionen begeisterte, ist derselbe geblieben und wird es bleiben, wenn auch der Lauf der Zeiten andere Formen bringen mag.

„Urewig ist das Sein und Werden
Und alle Form ist nur ein Traum!"

sagt Maurice von Stern ebenso treffend als schön.

Wenn auch nicht viel geringer an Zahl als die westfälischen Lyriker und Epiker, so doch weniger bedeutend an künstlerischem Wert, treten uns die westfälischen Erzähler und Dramatiker entgegen.

Die westfälischen Erzähler wenden sich fast ausschließlich der — manchmal nicht einmal guten — Unterhaltungslektüre zu. Hier machen nur Peter Hille mit seinem Roman „Die Socialisten", Julius Hart mit seinen Novellen, Julius Petri mit seinem Roman „Pater peccavi" und der plattdeutsche Ferdinand Krüger mit seinen Werken

„Rugge Wiäge“ und „Hempelmann's Smiede“ rühmliche Ausnahmen.

Bei den westfälischen Dramatikern sieht es wohl am bedenklichsten aus. Hier finden wir keinen, den wir als echten und rechten Dramatiker anerkennen könnten. Selbst die so prächtigen Gebrüder Heinrich und Julius Hart stehen hier hinter ihrem sonstigen künstlerischen Können zurück. Die Geschichts- und Gesangsdramen von Peter Lohmann lassen sowohl an psychologischer Vertiefung als auch in bühnentechnischer Hinsicht mancherlei Mängel erkennen. Die Dramen Heinrich von Rustiges haben sich trotz der Aufführung am Hoftheater in Stuttgart nicht zu halten vermocht.

Bei allen Arbeiten der Vorbenannten lassen sich jedoch emsiger Fleiß und ernstes Streben nicht verkennen.

Die Festspiele von Johanna Baltz haben allerdings gute Bühnenerfolge aufzuweisen, doch sind dieselben — wie auch der Name schon sagt — nur Festspiele mit dramatischem Gehalt, aber wie die meisten Arbeiten dieser Art — Eintagsfliegen. Hingegen offenbaren die unter der Leitung Hermann Landois' von der zoologischen Abendgesellschaft zu Münster verfaßten und aufgeführten Volks- und Fastnachtsspiele einen gesunden Humor und eine treffliche Satire auf mancherlei Vorkommnisse der Hauptstadt Westfalens. Doch kann ein tieferer dramatischer Wert auch diesen Arbeiten nicht zuerkannt werden.

Hochdeutsche Dichter.

Wir beginnen die Würdigung der lebenden Dichter und Dichterinnen Westfalens mit jenen beiden Männern, deren Werke nicht nur von der braunen Heide und den dunkelgrünen Tannenwäldern erzählen, sondern, die in erster Linie das Leben und Weben ihrer Zeit, die heiligen Lehren von Menschenrecht und -Pflicht, von Menschenfreud und -Leid in gewaltige Formen kleiden, und die von den westfälischen Dichtern der Gegenwart wohl den meisten Einfluß auf die Gesamtlitteratur unserer Tage haben und haben werden. Jener Genius, der den begabten Dichter zu rastloser Geistesarbeit anspornt, er hat sich dem herrlichen Bruderpaar zugesellt, welches uns in

Heinrich und Julius Hart

entgegentritt. Das Land der roten Erde hat auch unter den lebenden Dichtern manchen aufzuweisen, dessen Werke es wohl verdienen, Gemeingut aller Gebildeten zu sein, doch den beiden Harts gebührt unter allen die Palme.

Und wer ist nun der größere von den beiden Brüdern, wessen Werke sind die gewaltigeren? wird man fragen. Es ist leicht zu sagen.

Bei Heinrich Hart überwiegt das epische, und bei Julius Hart das lyrische Moment, beiden gemeinsam aber ist die selbstherrliche Kraftnatur, welche uns in ihren titanenhaften Stoffen und in dem riesigen Wollen und Können, das ihnen die Dichtung verleiht, entgegentritt. Das ist alles Leben, das ungestüm leidenschaftliche Vorwärtsdrängen des ungewöhnlichen urwüchsigen Könnens, von dem kleinen Liede Julius Harts

bis zu dem gewaltigen „Lied der Menschheit“ seines Bruders Heinrich.

Neu belebend haben diese Dichtergestalten, welche wir mit freudigem Stolz unsere Landsleute nennen, auf die Litteratur unserer Tage eingewirkt, denn ihre „Kritischen Waffengänge“ gaben den ersten Anstoß zur jungdeutschen-realistischen Bewegung. Waren auch diese Waffengänge noch keine geläuterten Kundgebungen eines ruhig erwägenden Geistes, so muß es den beiden Dichtern doch hoch angerechnet werden, daß sie ihrem inneren Drange nach einem neuen Geiste in der deutschen Kunst kräftige, männliche Worte verliehen haben.

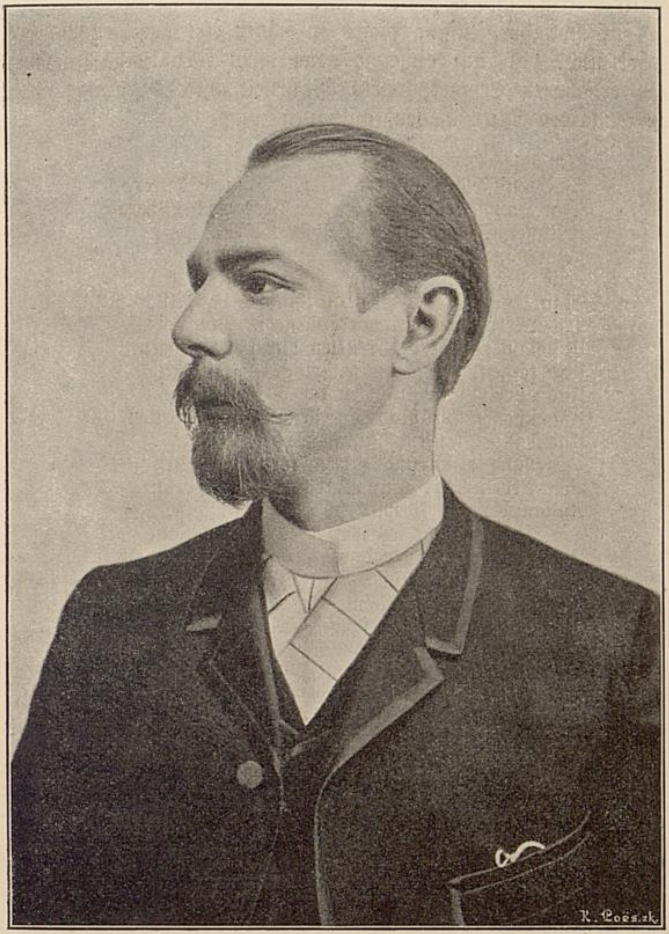
Der Gärung ist auch bei den beiden Harts die Klärung gefolgt, und heute ist es nur noch das Bekenntnis der Wahrheit großer Seelen, das uns in unverhüllter Schönheit in den Dichtungen von Heinrich und Julius Hart entgegentritt.

Schon als Student entfaltete

Heinrich Hart

eine große litterarische Thätigkeit. Er begründete die Vierteljahrsschrift „Deutsche Dichtung“, welche sich 1878 zu der Monatsschrift „Deutsche Monatsblätter“ erweiterte. Zusammen mit seinem Bruder Julius schuf er sodann den allbekannten „Deutschen Litteratur-Kalender“, der mit dem fünften Jahrgange von Josef Kürschner weitergeführt wurde, und der gegenwärtig unter den deutschen Litteraten das „Schloß der Geister“ — um hier den Namen zu gebrauchen, den ihm Kürschner im Motto giebt — bedeutet.

Als Dichter ist Heinrich Hart zuerst durch das im Jahre 1882 erschienene Trauerspiel „Sedan“, dessen Aufführung polizeilich untersagt wurde, weiteren Kreisen bekannt geworden. In demselben Jahre erschienen die „Gedichte eines Idealisten“, „Weltpfingsten“, denen bald eine Reihe anderer Bücher, teils Anthologien, teils Novellenbücher, u. a. 1887 auch der Roman „Peter Fels und seine Freunde“, folgten. Sein Epos „Das Lied der Menschheit“ dürfen wir aber wohl als sein Lebenswerk bezeichnen, legt er doch in diesem Werke alles nieder, was ihm eigen ist



Heinrich Hart

an Tiefe der Gedanken, reicher Phantasie, dichterischer Gestaltungskraft und Sprachgewalt.

Schon der Anfang dieses in seiner Art einzigen Werkes lehrt uns, daß auf einer so gewaltigen Grundlage sich nur ein erhabener Tempel, darin Wahrheit und Dichtung einen gemeinsamen Altar haben, aufbauen wird.

„Endloser Finsternisse starres Meer
War einst die Welt, tot, eisig, stumm und leer,
Kein Hauch, kein Atem, weder Flut noch Schaum,
Zeitloser Schlaf und wesenloser Raum,
Keim ohne Trieb und Wurzel ohne Saft,
Leib ohne Blut, gestaltlos, schattenhaft.
Einst aber wie ein Blitz durchfuhr's das All,
Das Meer barst auf mit rollendem Donnerhall,
Und tausend Wirbel kreuzten durch die Wogen,
Und tausend Feuer zuckten rings und flogen,
Und auseinander klüfteten die Gluten
Und schossen sprühend hin gleich Flammenruten,
Und ballten kreisend sich zu Sonnenwelten,
Verschlangen sich und barsten und zerschellten —
Von Nebeln wirr umflattert, dampfumbraust,
Aufbrandend in Gewittern, sturmdurchsaust.
Die Nacht versank, es wich des Todes Bann,
Und heiliger Schauer durch die Schöpfung rann.
Da lag die Welt, ein Wasser tief und klar,
Lichtinseln zogen funkelnd, Schar an Schar,
In wiegenden Reigen schwebend wie zum Spiel,
Rastlos der Weg, geheimnisvoll das Ziel."

So schildert uns Heinrich Hart die Entstehung der Welt, und mit der Geistes- und Sprachgewalt, die der Dichter hier bekundet, sind auch die übrigen Kapitel der Dichtung geschaffen worden, die wir als das Hohelied der Kunst ansehen dürfen. Es sind bis jetzt zwei Bände im Druck erschienen; der erste ist „Tul und Nahila" und der zweite „Nimrod" betitelt. Ein dritter Band „Mose", von welchem der zweite Teil unseres Buches ein Bruchstück enthält, gelangt im Herbst dieses Jahres zur Herausgabe.

Wohl noch nie hat sich ein Dichter eine solch große Aufgabe gestellt, aber Heinrich Hart ist der berufene Meister, dieselbe zu lösen.

Die Entwickelung des Menschen und der Menschheit von ihren Anfängen bis zur Gegenwart dichterisch darzustellen, wird manchem nahezu unmöglich erscheinen. Die beiden ersten Bände beweisen jedoch, wie es Hart verstanden hat, das scheinbare Chaos zu zergliedern. „Das Ringen der Völker und die Arbeit des Einzelnen, das Größte und das Kleinste, alles was gedacht und gewirkt, alle Siege und alle Leiden im Leben der Menschheit wie des Menschen: als Eins erfaßt, als Bausteine zum Tempelbau des Gottgeistes — das ist das Lied der Menschheit", kennzeichnet der Dichter seinen Arbeitsplan, den zu bewältigen — nach den gebotenen Anfängen zu urteilen — ihm ein Leichtes sein wird. Hart schafft hier aus dem Vollen heraus. Ueberall kennzeichnet sich der geniale Poet, der sich zum Höchsten aufzuschwingen vermag. Ueberwältigend ist der Stoff, überwältigend ist auch die schöne plastische Gestaltungskraft des ihn bewegenden Dichters.

Auch in seiner Gedichtsammlung „Weltpfingsten" offenbaren sich die leidenschaftliche Tiefe der Empfindung, die bilderreiche, schöne Sprache und die ureigene Phantasie, welche nun einmal die Vorzüge der Hartschen Muse bilden.

„Meine Seele dürstet nach Licht,
Ach, daß die Liebe lebendig würde
Und unter ihrem Fittich
Frieden fänden die Müden.
Bange Träume suchten mich heim bei Nacht,
Einsam rang ich in wüster Brandung —
Brich an, brich an, Weltfrühlingstag,
Feg' aus die Dämm'rung, morgige Sonne.
Freudig trag' ich dein Schlachtpanier,
Und fall' ich im Kampfe der erste —
Den Tag der Liebe sah ich leuchten,
Jauchzend wandle ich auf zur Sonne."

So Heinrich Harts Psalm. Der Dichter solcher Verse nennt sich mit Recht einen Idealisten. In Heinrich Harts Arbeiten finden wir nichts von dem, was man nicht zu Unrecht an den „Modernen" tadelt. Niemals versinkt der Dichter in die Absurditäten, die man als „Geist der Zeit" anzupreisen beliebt. Heinrich Hart bleibt in seinen Gedichten stets der

mit gehobener Stimme sprechende Apostel der reinen Menschlichkeit. Daneben weiß er aber auch sonnige Stimmungsbilder in eigenherrliche Formen zu kleiden, während er uns in dem Gedicht „Fluch diesem Leibe“ mit sich fortreißt in die Sturmflut eines wild erregten Seelenlebens. —

Viel und doch wieder wenig Verwandtes mit ihm hat sein Bruder

Julius Hart.

Wir haben schon weiter oben gesagt, daß bei Julius Hart das lyrische Moment vorwiegend sei. Aber seine Lyrik ist eine so eigentümliche, daß man sie nach den landläufigen Begriffen von Lyrik fast keine Lyrik mehr nennen kann. Das ist nicht die Ich-Lyrik der romantischen Schule, sondern die Lyrik, die auch aus dem Versenken in das Seelenleben eines Anderen herausgeboren wird. Vorwiegend solche Gedichte finden wir in seiner Gedichtsammlung „Homo sum“ niedergelegt, die im Jahre 1889 erschien. Hier bietet uns der Dichter ergreifende Einblicke und packende Bilder von dem, was es giebt an Menschenelend und Menschenleid. Julius Hart hat mit „Homo sum“ der Lyrik neue Bahnen geöffnet. Das ist vielfach die Lyrik, welche der Dichter in der Einleitung mit Recht die Lyrik der Zukunft nennt.

Auch die „lyrische Lyrik“, um mit Eduard von Hartmann zu reden, finden wir bei Julius Hart, wenn auch in beschränktem Maße, vertreten. Aber überall offenbart der Dichter eine gewaltige, bestrickende Kraft, die man fast dämonisch nennen möchte. Julius Harts Muse ist häufig ein Dämon, der urplötzlich auf uns zutritt und vor dem wir bewundernd zittern. Das muß jeder anerkennen, der sein Gedicht „Die Luft war rot“ gelesen hat. Wie tiefwurzelnd die Leidenschaft seiner Poesie ist, das beweist das Gedicht „Memento mori“.

„Wir lagen beim dunklen Spanierwein,
Verborgen von duftiger Laube,
Durch üppiges Blattwerk bläulich quoll
Traube neben Traube.

Im Auge der schönen Dame Marie
Träumte mein Spiegelbildnis,

Julius Hart.

Wir küßten uns und glaubten uns weit
In rosenbewachsener Wildnis.

Wir schlürften Küsse und funkelnden Wein,
Und spielend zu ihr hinüber
Flog von Rosen und Veilchen ein Gruß,
Und Küsse warf sie herüber.

Ein finsterer Mönch vorüberschritt,
Es murrten die Lippen, die bleichen:
„Memento mori!“ und düsteren Blicks
Schlug er ein Kreuzeszeichen.

Ich denke des Todes, du schwarzer Gesell,
Ich leide ihn jegliche Stunde,
Es flammt sein Auge wie Sonnenlicht,
Süß strömen ihm Küsse vom Munde.

Ich liebe die schöne Dame Marie,
Vergehe in ihrer Liebe, —
Dem Ich erwachsen aus jeglichem Kuß
Herrliche Todestriebe.

Ich weiß es, wie du, mein finstrer Mönch,
Das Leben sind Trümmern und Scherben, —
Drum trink' ich mit jedem Becher Weins
Ein seliges, göttliches Sterben.“

Solche Verse sind charakteristisch für das Wesen der Muse Julius Harts. Sie tragen etwas von dem eigenartigen Zauber Heinescher Poesie mit sich und leider auch zu oft deren saloppen Versbau. Aber die Form soll den Dichter nicht meistern, und wir erkennen auch in den Dichtungen Julius Harts, daß sie oft da gewaltig wirken, wo der Dichter die Metrik außer acht läßt. Ueber seine litterarische Bedeutung heißt es in der Heinze-Götteschen „Geschichte der deutschen Litteratur“: „Seine Lyrik prunkt in morgenländischem Farbenglanz, fesselt und berauscht durch eine Fülle üppiger Bilder und ist von Jasmin- und Rosendüften förmlich geschwängert. So großartige, eines Byron würdige Anläufe er in einzelnen ausgeführteren Dichtungen auch nimmt, so weiß er doch, wo er sich bedeutenderer Gegenstände bemächtigt, die poetische Gestaltung nicht auf gleicher Höhe zu erhalten; doch selbst, wo er nur einen Torso bietet, darf ihn die überwiegende Mehrzahl der jüngeren ‚Kraftgenies‘ noch beneiden.“

„Homo sum“ war ein trefflicher Titel für jenes Buch, denn in den Gedichten dieser Sammlung tritt uns der Dichter als ein Mensch entgegen, von dem Goethe sagt:

„Denn ich bin ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein“,

und der Mensch Julius Hart tritt uns als ein Dichter entgegen, der sich stolz zu dem Motto bekennt:

„Ich bin ein Mensch und nichts
Menschliches ist mir fremd.“

Und so müssen wir Julius Hart hinnehmen, mit dem Adel seiner Gesinnung und seinem erhabenen Zorn, mit dem Zauber seiner Sprache und deren Eigentümlichkeiten, als einen Menschen voll Menschenkraft aber auch genialer Fehler.

Auch der Prosadichter Julius Hart hat sich einen geachteten Namen erworben. Besonders seine „Fünf Novellen“ lassen seine Eigenart auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung scharf hervortreten. Sein Blick für die ernsten Momente des menschlichen Lebens zeigt sich auch hier, während hin und wieder ein feinsinniger Humor verstohlen durchblickt. Sein jüngstes Werk ist die eigenartige, von einem tiefen Stimmungszauber durchwobene Erzählung „Sehnsucht“.

Seine dramatischen Arbeiten, von welchen der „Sumpf“ als die am besten gelungene bezeichnet werden darf, berechtigen zu der Hoffnung, daß er berufen ist, auf dem Gebiete der dramatischen Dichtung künstlerisch Wertvolles zu leisten. Vorerst ringt der Dichter noch zu sehr mit sich selbst, sein Werdegang ist noch nicht abgeschlossen. Daß es ihm aber möglich ist, lebenswahre, dramatische Charaktere zu schaffen, bekundet der „Sumpf“ deutlich.

Zum Schluß möchten wir auch die Uebersetzerthätigkeit von Heinrich und Julius Hart, die uns schon so manchen Schatz persischer Dichtung erschlossen hat, nicht unerwähnt lassen. —

„Die Individualität ist ein so mächtiges Moment in der Lyrik, daß sie selbst einer bescheidenen Begabung eigentümlichen Wert und Reiz verleiht“, sagt der greise Hieronymus

Lorm einmal. Das ist richtig, denn alles Individuelle ist originell im weitesten Sinne, und in einer Zeit, wo die Originalitätssucht so üppige Blüten treibt wie heute, erfrischt es doppelt, einem schönen künstlerischen Können zu begegnen, das es sich genug sein läßt, seine eigenen Freuden und Leiden, seinen Himmel und seine Erde im lyrischen Ausdruck zur Erscheinung zu bringen.

Eine solche Künstlerin ist

Hedwig Kiesekamp.

Was sie besingt, ist nicht originell im landläufigen Sinne, und doch wieder wertvoll in seiner Art, spricht sich doch in ihren Versen ihre ganze Persönlichkeit in schöner, zu Herzen gehender Weise aus. Und wenn es nun die Aufgabe des lyrischen Dichters ist, die empfindenden Saiten in den Herzen anderer zu wecken und zum Mitklingen zu bringen, so ist Hedwig Kiesekamp eine der berufensten, diese Aufgabe zu lösen.

„Und immer noch das alte Leid?
Und immer noch dies wilde Ringen?
Kannst du von deiner Liebe nicht
Das Lied zu Ende jemals bringen?

Ach, wenn dies Lied zu Ende geht,
Mag man auch mich zu Grabe tragen,
Mein letzter Herzschlag wird dazu
Voll Schmerz die letzten Takte schlagen."

Man wird uns zustimmen müssen, es gehört ein künstlerischer Mut dazu, dies — zumal in der Lyrik — so viel verarbeitete Feld der Liebe zu beackern, und nur ein bedeutendes Können, bez. eine starke Individualität werden hier ihre Persönlichkeit behaupten dürfen. Und trotzdem sagt Hedwig Kiesekamp:

„Ach, wenn dies Lied zu Ende geht,
Mag man auch mich zu Grabe tragen."

Das spricht für sich selbst.

Was sie uns weiter auf den 86 Seiten ihres ersten Gedichtbändchens erzählt, die den Freuden und Leiden ihrer

Hedwig Kiesekamp

Liebe gewidmet sind, ist oft von so schlichter Einfachheit, daß es fast den ergreifenden Ton des Volksliedes trifft.

So in den schlicht-schönen Versen, die sie selbst „Volkslied“ nennt:

„Darfst du bei mir nicht liegen
Im trauten Kämmerlein,
Will ich an dich mich schmiegen
Im engen Totenschrein.

Hart ist das Hochzeitbettchen,
Doch ist es dein und mein:
Die lange, dunkle Ewigkeit
Wird uns're Brautnacht sein.“

Von einer nahezu köstlichen Naivität, in der sich aber eine warm und tief liebende Frauenseele ausspricht, ist das Gedicht „Nur eines“. Hier nur die erste Strophe:

„Ruhte ich auf goldnem Throne,
In dem Haar die Königskrone,
Ständst, ein Bettler, du vor mir,
Sprächest: Brich die goldnen Bande,
Arm durchstreifen wir die Lande —
Selig zöge ich mit dir!“

Liegt über ihren ganzen Gedichten ein gewisser wehmütiger Hauch ausgebreitet, so weiß sie ihrem Schmerz oftmals in Versen Sprache zu verleihen, die neben Tiefe der Empfindung eine lyrisch-dramatische Kraft des Ausdruckes offenbaren. Welch wunderbare Wortplastik liegt beispielsweise in den letzten vier Zeilen des Gedichtes „Alles verloren!“

„Von des Sommers Glut versenget,
Von des Winters Eis erstarrt,
Von der Stürme Macht gebrochen,
Dann — am Wege eingescharrt.“

Das sind Verse, in der die Kiesekampsche Individualität am tiefsten zum Ausdruck gelangt, und die ihr sobald keiner nachmacht. In diesen vier Zeilen liegt die ganze Tragik eines Menschenlebens. —

Der zweite Teil des Gedichtbändchens, das sie unter dem Pseudonym L. Rafael veröffentlichte, und zu welchem Felix Dahn ein herzliches Geleitswort schrieb, enthält Gedichte ver-

mischten Inhalts. Welcher Art auch diese Gedichte sind, sagt sie selbst:

„Was noch von Leben mir geblieben,
Seitdem das Glück von mir sich schied,
Mit meinem Herzblut ist's geschrieben:
Nimm's hin, — du bist's, — es ist mein Lied!"

Und dann weiter:

„Pocht so, meine kleinen Lieder,
Bald in Freude, bald in Schmerz,
Pocht mit leisem, leisem Finger
An das stille Menschenherz!

Wecket euer heimlich' Fragen
Irgendwo den Widerhall, —
O, dann klinget fröhlich weiter:
Nicht umsonst war euer Schall!"

Und die Lieder Hedwig Kiesekamps werden nicht nur „irgendwo" den Widerhall wecken, nein, sie werden überall dort Freunde und Gönner finden, wo sich die Herzen guter und lieber Menschen noch an anspruchsloser, schöner Poesie erbauen können.

So würden wir nicht müde werden, ein Gedicht nach dem andern zu citieren, liegt doch in des Dichters eigenen Worten die beste Charakteristik desselben. — Die nun folgende Strophe beweist, daß auch die Dichterin selbst ihre Art in einer seltenen Weise erfaßt hat, wenn sie sagt:

„Ich lieb' den Sturm, der rastlos lebend
In ungehemmter Freiheit schafft: —
Ach, warum ward mir Sturmes Wille
Und nur des Halmes schwache Kraft?"

Und man merkt es auch stellenweise sogar an ihrer sonst so prächtigen Lyrik, daß hier hin und wieder das Wollen reicher war als das Können. Doch gleich darauf weiß uns die Dichterin ein wunderbares Stimmungsbild vorzuzaubern, in welchem der Drang ihrer Seele nach Gestaltung ringt.

„O reifumwobener Winterwald,
Im Sonnenlicht gleißt deine Pracht!
Mein eigen Bild: das Glück ist tot,
Das Herz vereist, das Auge — lacht!"

Meistens wohnt ihren Gedichten dieser Art ein tieferer Gedanke inne. Man lese nur das ergreifende „Am Meer“:

„Grauer Himmel, graues Meer,
Und die grauen Segel gleiten
Lautlos drüber her!

Einsam ist's am weiten Strand,
Nur die weißen Möven schweifen
Uebers Dünenland!

Dämmernd naht die milde Nacht,
Breitet sanft um all die Oede
Ihre dunkle Pracht!

Helle Sterne blitzen auf,
Aus dem Nebelgrau der Wolken
Steigt der Mond herauf!

Und durch meiner Seele Pein
Ziehet sanft wie Mutterseegen
Mir ein lichter Schein!“

oder das schlicht-schöne „Winterlied“:

„Alle Vögel sind entfloh'n,
Rings im Wald kein Laut, kein Ton.
Grau der Himmel, kurz der Tag,
Kalter Wind durchsaust den Hag.

Bächlein starret still und stumm,
Winter geht im Walde um,
Sonne sendet bleiches Licht,
Schnee umhüllt die Erde dicht.

Schlafe du getrost, Natur!
Ruhe hoffend, stille Flur!
Du erwachst im Frühlingslicht, —
Aber ich — erwache nicht!“

Es ist nur zu bedauern, daß gerade der Weltschmerz — und es ist in diesem Falle ein echter und wahrer — einer so reich und tief empfindenden Frauenseele die schönsten Strophen entlockt. Man höre nur:

„Auf einem Friedhof.“

„An stiller, dunkler Stätte,
Grub ich ein tiefes Grab, —
Da senkt' ich unter Thränen
Den treu'sten Freund hinab,

Den liebsten und den letzten, —
Nun bin ich ganz allein: —
Im Herzen unter Trümmern
Scharrt' ich die Hoffnung ein."

Doch am tiefsten und ergreifendsten gelangt diese Stimmung in dem Gedicht „Oeder Weg" zum Ausdruck, das neben Schönheit der Darstellung eine reiche plastische Bildungskraft erkennen läßt.

„Nun wand'r ich einsam durch die Welt
Auf unwegsamen Gassen.
Doch Einer hat sich mir zugesellt,
Der will mich nimmer verlassen.

Auf kahler Heide halt' ich an,
Will nach der Herberg' spähen.
Schrill saust der Sturm im dürren Tann,
Wild flattern auf die Krähen.

Der Regen schlägt mir ins Gesicht
Und Wetterwolken ziehen,
Und eine Herberg' find' ich nicht,
Muß rastlos weiterfliehen.

Da hat mein Weggeselle stumm
Mich umfaßt mit wildem Werben,
Er flüstert: Weiterflieh'n? Warum?
Laß uns hier zusammen sterben!

Ich bin dein Schmerz! Nie laß ich dich!
Komm, sterben wir hier auf der Heiden!
Im Grab ist Herberg' für dich und mich, —
Da ruhen wir dann, wir beiden."

Soweit Hedwig Kiesekamp als Lyrikerin.

Auch ihre Prosaschriften ragen weit über das Mittelmaß hinaus und bergen neben einer unerschöpflichen regen Fabulierlust eine hohe Fülle poetischen Duftes. Wohl sagt sie in der Einleitung ihrer „Frühlingsmärchen für Groß und Klein":

„Doch wird dir fremd erscheinen
Und seltsam gar der Sinn,
Dann denke, daß ich harmlos
Und nur ein Märchen bin!"

Trotzdem aber bergen gerade diese unscheinbaren Märchen manche ernste Lebenswahrheit, und Männer wie Victor von

Scheffel und Robert Hamerling haben ihrer Anerkennung für dieselben rückhaltlos Ausdruck verliehen.

Von ihren sonstigen Arbeiten verdienen noch hervorgehoben zu werden: „Am Garda-See“ und „Was der Sturm sang“, das gleichfalls zuerst unter dem Pseudonym „L. Rafael“ erschien. Diesem Buche verdankt sie auch das Interesse und die Freundschaft Felix Dahns.

Alles in Einem tritt uns in Hedwig Kiesekamp eine Dichterin entgegen, deren Können für die Zukunft noch manche duftige Gabe ihrer Muse erhoffen läßt. —

Der Poeten werden immer weniger, die unbekümmert um die auf- und niederwogenden Kämpfe der Parteien seitab ihre stillen Dichterpfade weiterwandern und hier im Garten des Lebens eine duftige Blüte, dort eine Blume zu einem schönen Strauß echter Poesien winden. Eine Zeit wie die unsere erfordert eben Sturm und Drang auf allen Gebieten, und nur wenige ausgereifte Geister sind es, deren Individualität von dem aufgewirbelten Staub unangenehm berührt wird; die sich dem Neuen nicht verschließen, aber auch noch viel weniger die guten Seiten des Alten verkennen.

Ihre Naturen sind nicht geschaffen für den Kampf, und sie nehmen das Schöne und Edle überall dort, wo sie es finden. Noch weniger aber sind solche abgeschlossene Dichtercharaktere dazu angethan, einer jeweiligen Mode die Hand zu bieten, und eine solche vornehme Natur ist auch

Paul Barth,

wenn er sagt:

„Bekenne stets mit freiem Mut,
Was du erkannt als schön und gut!
Denn wer sich immer erst will fragen,
Was wird die Welt wohl dazu sagen,
Den führt am Gängelband die Welt,
Ein Narr ist's und ein Modeheld.“

In diesen Worten charakterisiert sich das künstlerische Schaffen eines ganzen Mannes, dessen Lebensreise „seitab vom Weg“ geht. Wie sich diese Wanderung gestaltet, erzählt der Dichter selbst mit den Worten:

„Man vergleicht den Dichter gern
Mit dem lichten Himmelsstern;
Wie der Stern vereinsamt steht,
Der Poet durchs Leben geht."

Und auch Baehr geht als ein einsam schimmernder Stern durch das Leben.

Seine Dichtungen verraten nichts von dem „Sichbeobachtetwissen" unserer meisten modernen Poeten, nein, bei ihm ist alles künstlerische Naivität und urwüchsige Natürlichkeit.

Und so soll er auch sein, der ideale Dichter der Zukunft, von dem M. G. Conrad sagt: „So denke ich mir den Dichter der Zukunft, in strahlender Selbstherrlichkeit, in fesselnder Freiheit, ein Bild der Kraft, der Wahrhaftigkeit und darum der Schönheit, eine Siegfried-Erscheinung, in der Mensch und Künstler vollkommen sich decken, Kinderseele mit Manneskraft und Mut."

Eine solche Kinderseele mit Manneskraft und Mut ist Paul Baehr. Bei ihm ist alles Wahrhaftigkeit und darum Schönheit. Seinen Versen merkt man es an, daß sie nur das wirklich Empfundene dichterisch wiedergeben. Und was geben sie wieder?

Nun, nicht die Gefühlsausbrüche einer gedrückten Seele, keine erschütternden Gedanken im Prunkgewande berauschender Rhythmen, sondern, um mit P. K. Rosegger zu reden, „das ewige Lied von Menschenglück und Menschenleid in tiefer Empfindung und edler Form". Baehrs Verse sind nach des Dichters eigenen Worten:

„— — — der Abglanz der vergang'nen Zeiten
Mit ihren Dornen, ihren Seligkeiten."

Und daß sie wirklich die künstlerisch individualisierte Wiedergabe von Selbsterlebtem und Selbstempfundenem sind, merkt jeder diesen Gedichten an. Da ist kein Phrasengedrechsel und keine hohle Rhetorik, nichts von Effekthascherei und Geistreichelei, nein, alle Verse offenbaren in schlichter Form eine reine und tiefempfindende Dichterseele.

Wer könnte dem Dichter beispielsweise das nicht nach-

fühlen, was er in dem bescheidenen und doch so herzinnigen Liedchen „Das erste Du“ zum Ausdruck bringt, wenn er sagt:

„Als ich bat mit Zärtlichkeit
Sonder Rast und Ruh —
Reizvoll du in Schüchternheit
Sprachst das erste ‚Du‘.

O wie drückt ich da ans Herz
Meine kleine Braut!
Ueberglücklich, himmelwärts
Scholl mein Jubel laut.

Sagtest dann manch trautes Wort,
Selig hört' ich zu:
Doch im Herzen klang mir fort
Stets dein erstes ‚Du‘.

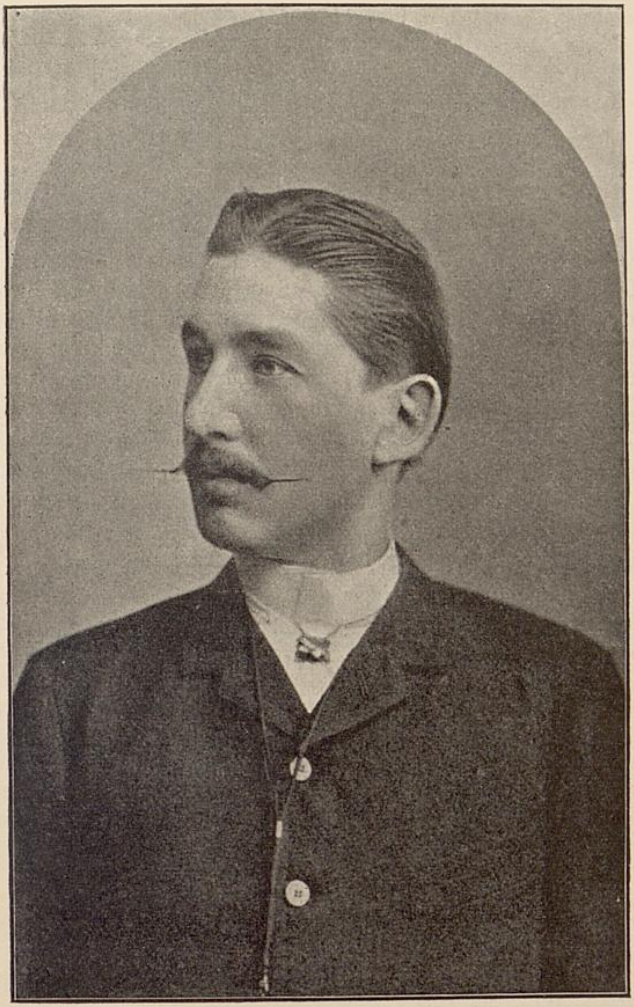
Ach wie oft seit jener Zeit
Ward das ‚Du‘ erneut,
Das mich einst mit Seligkeit
Maßlos hat erfreut!

Glomm das ‚Du‘ im Herzen auf
Wange glüht' und Sinn —
Ach, wie bald, wie bald darauf
Schwand sein Zauber hin!“

Ueberhaupt beruht im sangbaren Lied der Liebe das Hauptkönnen Baehrs. Zumal das Glück der Ehe schildert er in Versen von ergreifender Schönheit, übte doch auch seine Gattin einen nicht zu verkennenden wohlthuenden Einfluß auf seine lyrische Thätigkeit aus. Ihr, der treuen Gefährtin in Freud und Leid, der bewährten Genossin seines Lebens, seiner Mühen und seiner Erfolge, hat der Dichter denn auch sein schönstes Buch gewidmet und ihr so ein unvergängliches Denkmal in Liedern errichtet. Z. B. in dem wunderbar schönen Liede „Im Leide“.

„Hier sitz' ich nun verlassen
In meiner Schmerzen Nacht,
Die Stunde möcht' ich hassen,
Die mich zur Welt gebracht.

So jung und doch so elend,
So krank und ohne Rast;
Wie drückt mich schwer und quälend
Des Lebens herbe Last!



Paul Baehr

Doch still! ich will nicht klagen —
Wie ist mein Glück so groß,
Seit du mit mir willst tragen
Und teilen jedes Los.

Durch Liebe mit den Leiden
Willst du versöhnen mich;
Wie bin ich zu beneiden
Du edles Weib, um Dich!"

Baehr hatte als Offizier das Unglück, sich im Dienst ein schweres Leiden zuzuziehen, wodurch er an beiden Beinen erlahmte. Trotzdem aber ist die Stimmung seines Buches durchweg keine trübe, sondern eine gesund optimistische. Sein kindliches Dichtergemüt hat unter den schweren physischen Leiden nicht gelitten; nur hin und wieder dämmert ein schmerzliches Erinnern vergangener Tage in ihm auf. So in dem Gedicht „Vorüber", das mit den Worten schließt:

„Da bin ich erwacht und hab' trauernd gedacht
An Zeiten, die längst vorüber."

Doch bald bricht sich ein frischer Lebensmut wieder Bahn, und dann erzählt uns der Dichter in Versen wie „An meine Frau" von dem idyllischen Glück zweier Menschenkinder, wie sie der Himmel selten zusammenbringt.

„Nicht hofft' ich mehr auf meiner Leiden Ende,
Als mich des Lebens Sturm hat wild umtost;
Da reichtest du mir liebend beide Hände
Und warst mir alles, Hoffnung, Friede, Trost.

Da habe ich gefleht zum Herrn der Welten,
Der mich so namenlos durch dich beglückt,
Zu segnen deine Liebe, zu vergelten,
Daß du den Pfad mit Blüten mir geschmückt.

Dem Herren Dank! Mein Frühling kehrte wieder,
Nichts giebt's, was uns're Liebe heut' ermißt —
O süßes Weib, du Seele meiner Lieder,
Wie jauchzt mein Herz, daß du so glücklich bist!"

Unbewußt flößt uns der Dichter solcher Verse lebhafte Sympathien für das von ihm besungene Wesen ein, das es versteht, die Lebenstage eines edlen Mannes so verständnisinnig zu verschönen. — Für seine optimistische Lebensanschauung

tritt Paul Baehr auch in dem Gedicht „Gute Menschen giebt es allerwärts“ in treffender Weise ein.

„Hat dir die Welt geschlagen tiefe Wunden,
Traf dich der Menschen Hohn und Kränkung schwer —
O schilt drum nicht, vom Zorne überwunden,
Die ganze Welt nun kalt und liebeleer.

O laß dein trotzig Grollen, bittres Hassen,
Gieb du der Welt ein liebevolles Herz,
So wird auch sie in Liebe dich umfassen —
Denn gute Menschen giebt es allerwärts!

Sieh, auch die tiefste Nacht weicht vor der Sonne,
Dringt sie durchs All mit flammender Gewalt;
Wo Schnee und Eis, da bringt sie Frühlingswonne,
In ihrem Glutenkuß jauchzt Feld und Wald.“

Da ist nichts von einem „Drauflosvertrauen“, nichts von einem sogenannten optimistischen „Dusel“, nein, Baehrs Lebensfreude basiert auf gesundem Boden, und das muß bei einem solchen Dichter doppelt angenehm berühren.

Eine weitere Stelle in Baehrs lyrischer Begabung, die leider bisher von dem Dichter selbst noch nicht in der gewünschten Weise gepflegt wurde, ist seine Kraft auf dem Gebiete des landschaftlichen Stimmungsbildes. Für sein reiches Können in dieser Hinsicht spricht das Gedicht „Herbststimmung“.

Was uns sodann noch an Paul Baehr ganz besonders gefallen hat, ist sein urgesundes Deutschtum, eine Liebe zum Vaterlande, welche ihre Aufgabe nicht in stümpernder Festsängerei, sondern im mannhaften Eintreten für deutschen Geist, für deutsches Recht und für deutsche Sitte findet. Hierhin gehört das Gedicht „Hast du ein Herz, das kühn und stark“.

„Hast du ein Herz, das kühn und stark:
Sprich, was Du denkst — ein freies Wort!
Das trifft den Heuchler bis ins Mark
Scheucht wie der Blitz das Dunkel fort.

Hast du ein Herz, das stark und kühn:
Fest blick' dem Feind ins Angesicht!
Hoch das Visier! Laß lodernd sprüh'n
Der Wahrheit heil'ges Sonnenlicht.“

So denkt und dichtet nur ein deutscher Mann, der wahrhaft und wehrhaft für deutsche Art und für deutschen Brauch einzutreten weiß. Doch selbst in diesem geharnischten Mahnruf verleugnet sich das deutsche Gemüt nicht, wenn der Dichter sagt:

„Hast du ein Herz, das gut und treu;
O sprich nicht aus das harte Wort!
Nicht ungesprochen macht's die Reu',
Es tönt im Ohr dir fort und fort.

Hast du ein Herz, das treu und gut:
O schweige nicht aus falscher Scham!
O sprich, wenn wärmer wallt dein Blut,
Ein tröstend Wort dem Schmerz und Gram."

Liegt Baehrs eigentliche Stärke in seiner Lyrik, so ist sein Können auf litteraturhistorischem Gebiete doch nicht zu unterschätzen. Er hat bisher zwei Druckschriften veröffentlicht: „Max von Schenkendorf als patriotischer Dichter in seinen Liedern" und „Vergleichung der Lyrik der Befreiungskriege mit der Lyrik des deutsch-französischen Krieges von 1870/71". In der ersten Arbeit entrollt Baehr ein mit feinem Verständnis und echt patriotischer Gesinnung entworfenes litterarisches Charakterbild des großen Sängers der Freiheitskriege, während er in der zweiten Schrift eine Parallele zwischen der Kunst- und Volkslyrik der beiden vorgenannten Kriege zieht. Auch diese Studie läßt das richtige Verständnis für die charakteristischen Seiten des behandelten Themas erkennen.

Daß ein guter Herausgeber zu sein, nicht zu den einfachsten Dingen zählt, beweist Paul Baehr mit seinem 1888 erschienenen „Rheinisch-Westfälischen Dichterbuch". In dieser Anthologie, zu welcher 129 lebende Dichter und Dichterinnen Rheinlands und Westfalens Beiträge steuerten, bietet er uns einen mit bester Objektivität entworfenen Ueberblick über die lyrische bez. episch-lyrische Produktion der beiden Schwesterprovinzen. —

Ein eigenherrlicher Mann ist

Jacob Loewenberg,

dessen Gedichte eine gemütstiefe Menschenseele und einen fein beobachtenden Menschenverstand kundgeben. Diese Beobach-

tungsgabe treffen wir besonders in seinen Prosaschriften an, von welchen er die meisten in Zeitschriften veröffentlichte. Nur eine dieser Arbeiten füllt ein ganzes Buch, und das ist die gesund-realistische Hamburger Erzählung „Aus Gängen und Höfen". Eifriges Vorwärtsringen ist dem Menschen und dem Dichter Loewenberg eigen, und wie er während jener Altersperiode, die den meisten zu phantastischen Träumereien gegeben zu sein scheint, sich einem ernsten Studium hingab, so entdecken wir auch in seinen Gedichten eine mächtig ringende Menschenseele. Er ist ein Mann, und ein Mann wendet sich den Fragen seiner Zeit zu. Das thut auch Loewenberg in den „Liedern eines Semiten", welche seinen socialpolitischen Standpunkt kennzeichnen, daneben aber auch tieferen Empfindungen Ausdruck verleihen. Am wertvollsten sind seine lyrischen Gedichte, von welchen bis jetzt ein Bändchen erschienen ist. In ihnen verbindet er lyrische Tiefe mit realistischer Weltanschauung zu einem harmonischen Ganzen. Das Gedicht „Schneeflocken" beweist diese Seite seines künstlerischen Könnens am besten, während er uns in „Gute Nacht" eine Perle moderner Lyrik darbietet, welche an Wert wohl dem allbekannten Gedichte Ferdinand Stolles „Wenn eine Mutter betet für ihr Kind" gleichkommt. —

Eine Dichterin von hervorragender episch-lyrischer Begabung ist

Antonie Jüngst.

Ihre Werke bekunden ein reiches geschichtliches Wissen. Vor allem aber hat die Dichterin eins, was wir als die Grundlage ihres epischen Könnens ansehen dürfen, nämlich den Vorzug, dem Leser die behandelten Charaktere menschlich nahe zu bringen. Dazu ist ihre Sprache von edler Schönheit, ohne weichlich zu werden. Ihre Schilderungen wirken am meisten durch die einfache, ansprechende Art des Vortrags. Ihre Stoffe entnimmt sie mit Vorliebe der altdeutschen Kaisergeschichte oder der deutschen Mythologie. Das bedeutendste Werk der Dichterin ist „Conradin, der Staufe", ein Epos in zwanzig Gesängen, welches die Lebensschicksale des unglück-

lichen Kaisersohnes in kraftvoller Weise schildert. Ueber diese hochbedeutsame Dichtung urteilen die „Blätter für litterarische Unterhaltung“ wie folgt: „A. Jüngst hat in ihrem „Conradin“ nicht etwa eine jener schwächlichen, episch-lyrischen Zwittergeburten in die Welt gesetzt, welche heutigen Tages den Büchermarkt überschwemmen, sondern in den zwanzig Gesängen ein wirkliches Epos von präciser und conciser Gliederung des Aufbaues und von bedeutendem Gehalt geschaffen. Ihr „Conradin“, der den oft behandelten Stoff vielfach in neue Beleuchtung rückt, atmet echt patriotischen Schwung und dokumentiert eine Höhe des geistigen Standpunktes, die etwas historisch Weitschauendes und menschlich Tiefblickendes hat. Das durchweg melodiös versifizierte Gedicht beweist überdies ebensoviel Innerlichkeit der Empfindung, wie Plastik der Gestaltung und Gruppierung und darf daher dem Besten beigezählt werden, das die epische Produktion in Deutschland letzthin hervorgebracht hat.“ „Der Glocken Romfahrt, ein Bilderkreis“, betitelt sich ein zweites Werk der Dichterin, das im Jahre 1884 erschien. Dies Epos behandelt eine Sage aus altchristlicher Zeit. Auch diese Dichtung verbindet eine lebhafte Phantasie mit einer schönen, bilderreichen Sprache in recht anmutender Weise. Das dritte epische Gedicht „Der Tod Baldurs“ stellt uns den Kampf des Lichtes gegen die Nacht, des Lebens mit dem Tod auf Grund der alten nordischen Göttersage dar. Obgleich der Stoff dem modernen Lesepublikum fern liegt, wirkt er doch in der gedankenvollen Weise, wie ihn die Dichterin behandelt hat, und nicht zum wenigsten auch durch die duftige Sprache, ungemein anregend. In ihrem Epos „Unterm Krummstab“ erzählt uns Antonie Jüngst eine Geschichte aus der Zeit der Kreuzzüge, welche teils auf roter Erde, teils im heiligen Lande spielt. Die Sprache der Dichtung ist von gleicher vornehmer Einfachheit wie die des „Conradin“. Hinsichtlich der Charakterzeichnung überragt „Unterm Krummstab“ den „Conradin“ in mancher Beziehung.

„Vater unser“, das jüngste Werk der Dichterin, bildet einen Cyklus von elf echt empfundenen religiösen Gedichten, welchen dies Gebet unterlegt ist. —

Therese Dahn

geb. Freiin von Droste-Hülshoff

nimmt unter den Dichterinnen Westfalens gleichfalls eine hochbedeutsame Stellung ein. In ihren Dichtungen finden wir besonders das stark verkörpert, was der seltsame Zauber der Heide seinen Dichtern verleiht, und hat sie hier das Erbe der großen Annette in berufener Weise angetreten, wofür besonders ihr Gedicht „Heidekinds Erlösung“ spricht. Auch ihre übrigen Gedichte, welche sie gemeinsam mit ihrem Gatten Felix Dahn veröffentlichte, bekunden neben ungewöhnlicher Tiefe der Empfindung starke dichterische Bildungskraft. Auf besondere Originalität der Gedanken können ihre Dichtungen freilich keinen Anspruch erheben. Aber die individuelle Art der Dichterin, ihren Gefühlen dichterische Gestalt zu verleihen, läßt sie zur hervorragenden Vertreterin westfälischer Lyrik werden. —

Einen Beweis dafür, daß die sinnige Poesie Annette von Droste-Hülshoffs nicht mit ihr zu Grabe getragen ist, bilden die im Jahre 1886 im Verlag der Bonifacius-Druckerei zu Paderborn unter dem Titel „Lob des Herrn“ erschienenen Gedichte der

Gräfin Ida von Holnstein

geb. Gräfin von Mengersen.

In ihnen mutet uns das aufs neue an, was wir an der Sangesweise unserer größten heimischen Dichterin verehren: eine ideale Geistesrichtung, eine fast kindliche Gläubigkeit und eine rührende Liebe für den heimatlichen Boden. Schon der Umstand, daß die nunmehr 56jährige Dame, welche sich während ihres Lebens eines anregenden Umgangs mit den Hauptvertretern deutschen Geisteslebens erfreute, sich nicht der Vielschreiberei hingegeben, sondern außer vorerwähntem kleinen Bändchen Gedichte nur eine Künstlernovelle „Am See“ und die Familiengeschichte „Felsegg“ herausgegeben hat, läßt uns ihr Wirken in einem günstigen Lichte erscheinen. Gräfin Holnstein hat eben nur geschrieben, wenn ihre individuelle Stimmung sie zur Dichterin werden ließ, und die Eingebungen solcher Stunden sind, mag man dem Berufskünstlertum noch so sehr

das Wort reden, die besten. Wie ergreifend ist z. B. das kleine Gedicht: „Lied und Leid".

„In Tönen wogt das Meer der Schmerzen,
Wenn sich in Wehmut klärt das Leid,
Wenn sich im tiefbewegten Herzen
Das Wörtlein fand „Ich bin bereit".

Doch wenn's in Todesweh gerungen,
Wenn selbst die Thräne ihm versagt,
Dann hat das Herz noch nie gesungen,
Der Mund in Liedern nie geklagt."

Zum Verständnis derartiger Verse bedarf man keines Kommentars gewiegter Litteraturverständiger. Wer ein gesundes Empfinden besitzt, der fühlt es, wie herrlich Gräfin Holnstein in diesen Zeilen die große Lehre von der Nichtigkeit menschlicher Kunst vor der Wucht des Schicksals verkörpert hat. In ihrer Novelle „Am See" bietet uns die Dichterin ein anziehendes Gemälde aus dem Künstlerleben, und die Familiengeschichte „Felsegg", ihre größte Arbeit, stellt sich uns als die reifste Frucht ihrer litterarischen Thätigkeit dar. Aber immer wieder müssen wir bei einer Besprechung der Werke unserer Landsmännin an ihre Gedichte erinnern, die durch den eigentümlichen Zauber, welcher nur der westfälischen Poesie eigen ist, und den wir vornehmlich bei ihren weiblichen Vertretern finden, zum Herzen sprechen. Die Anthologie möge für die Richtigkeit unsrer Anschauung reden.

Ida, Gräfin von Holnstein aus Bayern — der Zusatz „aus Bayern" bezeichnet die Zugehörigkeit ihres verstorbenen Mannes zum bayrischen Adel — wurde auf dem Schlosse Rheder als Tochter des Grafen von Mengersen am 3. August 1838 geboren. Sie gehört somit einer alten westfälischen Adelsfamilie an. Mit drei Schwestern zusammen wurde sie von dem intelligenten Vater unterrichtet und heiratete, kaum 20 Jahre alt, den verwitweten Grafen Clemens von Holnstein, dem sie in seine Heimat nach München folgte. Der Graf, eine ideale Künstlernatur, that alles, um dem Kinde der roten Erde den Aufenthalt in der Hauptstadt des Bayernlandes angenehm zu machen. Drei gesunde Kinder erfreuten das in glücklichster

Ehe lebende Paar. Als im Jahre 1878 der Graf starb, kehrte Ida von Holnstein auf den Wunsch ihrer Mutter nach Westfalen zurück und atmete aufs neue die Heimatluft, mit welcher sie auch deren alten, festen Glauben von Kindheit an eingesogen hatte. Ihre Dichtungen sind meist religiöser Art. Die lyrische Tiefe derselben muß von jedem unparteiisch Denkenden rückhaltlos anerkannt werden. Wie sehr die Dichterin neben ihrer kindlichen Gläubigkeit auch einem warmen Empfinden Worte zu verleihen weiß, dafür zeugt am besten das im zweiten Teile abgedruckte Gedicht „Maria hat den besten Teil erwählt", welches die Dichterin uns in liebenswürdiger Weise für dieses Buch gewidmet hat. —

Es ist kein ungewöhnliches Können, das aus dem bescheidenen Bändchen Gedichte zu uns spricht, welches von

Friedrich Kampmann

vor Jahr und Tag erschienen ist. Aber Kampmann hat vor allem eins, das ihn hoch über die Dutzend-Lyriker unserer Tage stellt: Wahrheit der Empfindung. Einfach sind seine Stoffe und auch einfach ist die Art des Dichters, dieselben zu verwerten. Aber es liegt bei alledem etwas Eigenes auch in Kampmanns Lyrik, das sich in seinen Balladen und Epigrammen zum dichterisch Kraftvollen sogar auszugestalten weiß: ein eigener Mann und ein geistvoller Kopf. Solche Leute thun unserer verlogenen und vom ungesunden Strebertum durchseuchten Zeit not, die unbekümmert um das, was Frau Gevatter und Frau Base oder Hinz und Kunz dazu sagen mögen, der Wahrheit die Ehre geben, das Kind sicher, wenn auch derb anfassen, und es beim richtigen Namen nennen. Zu diesen Leuten möchten wir Friedrich Kampmann vor allen Dingen gerechnet haben. Daneben sind aber auch der Sänger des einfach-sinnigen Liebesliedes, der ernste Skalde, der von vergangenen Tagen und den Sagen seines Volkes erzählt, und der gedankentiefe Philosoph bei ihm nicht zu vergessen. Die Grundstimmung seiner Gedichte hat viel Verwandtes mit derjenigen Hedwig Kiesekamps; ein gewisser wehmütiger Hauch, den Heinrich Hart als einen elegisch verklärten Pessimismus bezeichnet, ist auch ihnen eigen. —

Aehnliche Töne wie Friedrich Kampmann in seinen Liedern weiß dessen Tochter

Clara Ferdinande Kampmann

in ihren Gedichten anzuschlagen. Wenngleich sich nicht verkennen läßt, daß die dichterische Kraft des Vaters die der Tochter bei weitem überragt, und auch der Einfluß desselben auf das Schaffen der Dichterin nicht ohne Nachwirkung geblieben ist, so müssen wir ihr doch ein schönes künstlerisches Können zuerkennen. Ihre Gedichte erschienen bisher zerstreut in verschiedenen Zeitschriften und Anthologien. Ein warmes Empfinden, dem sie in formvollendeten Versen Ausdruck zu verleihen weiß, macht sie zur echten Dichterin. —

Drei Dichter, deren hervorragende Verdienste auf anderen wissenschaftlichen Gebieten in entsprechender Weise zu würdigen leider über den Rahmen unseres Buches hinausgeht, treten uns in

Wilhelm Emanuel Backhaus, Hermann Hartmann und Wilhelm Storch

entgegen.

Backhaus, der große Aesthetiker und noch viel größere Socialpolitiker, hat sich u. a. durch seine Schriften „Zum Gedächtnis Schillers", „Samenkörner für Geist und Herz" und „Odinskinder" einen geachteten Dichternamen geschaffen. Die erste Schrift enthält ein in wohllautenden Versen abgefaßtes lyrisch-allegorisches Spiel zur hundertjährigen Geburtstagsfeier des großen Dichterfürsten. Backhaus' zweites Werk „Samenkörner für Geist und Herz" sind geistvolle Sinn- und Kernsprüche, „jedem freien Deutschen auf den Lebenspfad mitgegeben", wohingegen „Odinskinder" zwei epische Dichtungen „Baldur und Salama" und „Der Wunderbeter" enthält. Besonders die beiden letzten Bücher lassen den markanten Zug der Backhausschen Dichter-Individualität scharf hervortreten. Die ernste philosophische Denkarbeit, welche die Lebensaufgabe des Socialpolitikers und Aesthetikers bildet, ist auch auf den Dichter Backhaus nicht ohne Einfluß geblieben. Besonders in „Baldur und Salama"

prägt sich diese Seite seiner Muse scharf aus. Und wenn er hier seinen „Baldur" sagen läßt:

„Ein Wunderschatz ist jedes Sein;
Ein Wunder, daß da wirkt und schafft
Unwandelbar die Schöpferkraft;
Ein Wunder, daß da kreist der Ball
Ein Sein und Werden im ganzen All
Eins aus dem Andern sich muß gestalten;
Daß Dunkel mit dem Licht muß walten;
Daß alles eins und alles verschieden
Und alles im Kampf und alles im Frieden
Und das der Wunder Wunder fürwahr,
Daß sie uns sind so alltäglich gar".
Anbetungsvoll die Brust ihm schwillt
Vor dem gewaltigen Himmelsbild,
Und von der Stirn ihm leuchtet weit
Der Morgenglanz der Ewigkeit.
Er fühlt es, daß der Weltengeist
In jedem aller Sterne kreist,
Und diese sind das Aug' zugleich,
Durch das er schaut sein Wunderreich.
„Doch", seufzt er, „unaussprechlich bleibt,
Was sich ins Herz am tiefsten schreibt",

so spricht das ebenso für die Eigenart des Dichters wie des Denkers Backhaus.

Wegen der Form dieser Dichtung ist der Dichter wiederholt angegriffen worden, und halten wir es für unsere Pflicht, an dieser Stelle darauf zurückzukommen. So wurde u. a. behauptet, die Form derselben sei regellos und verworren. Das ist sie aber durchaus nicht. Die Form dieser Dichtung kann nur denen so erscheinen, welche in der pedantischen Befolgung traditioneller Regeln die Schönheit und den Wert eines Kunstwerkes erkennen. Bei der wechselseitigen Verwendung der Jamben und Anapäste ist der Dichter offenbar von der Absicht geleitet worden, daß die Form an rhythmischer Bewegung nicht nur gewinnen soll, sondern auch durch die richtige Anwendung des Maßes der Bewegung dem Inhalte so genau wie möglich angepaßt werde. Diese Absicht ist im ganzen erreicht, im einzelnen vielleicht nicht. Jedenfalls aber war diese Absicht vom echten Kunstgeiste eingegeben; denn die Kunst

hat unseres Erachtens vor allem darnach zu streben, die Form dem Inhalte adäquat zu gestalten. Aber was wissen unsere Tagesskribenten und Tagesästhetiker vom Wesen der Kunst? —

Hermann Hartmann, der um die Geschichts- und Sagenforschung Westfalens hochverdiente Kulturhistoriker, zeigt sich in seinen Werken „Das Buch vom Sachsenherzog Wittekind" und „Am römischen Grenzwall" als ein Meister darin, Geschichte, Sage und Dichtung harmonisch zu verweben. Besonders in dem letzten Buche, welches sechs anmutsvolle Erzählungen aus altgermanischer Zeit enthält, ist ihm dies in recht glücklicher Weise gelungen. Hartmann baut seine Erzählungen auf streng geschichtlichem und kulturhistorischem Boden auf, und daher ist es auch erklärlich, daß Arbeiten wie „Der germanische Sklave" und „Die germanische Seherin Veleda" so naturgetreu ergreifen, wie eine von uns mit erlebte Geschichte aus der Gegenwart. In „Der germanische Sklave" schildert Hartmann das Leben eines nach der Schlacht im Teutoburger Walde gefangen genommenen römischen Centurio als Sklave auf einem germanischen Bauernhofe. „Die germanische Seherin Veleda" spielt im Jahre 70 n. Chr. und zeigt uns den hohen Standpunkt, welchen diese Seherin unter ihrem Volke einnahm, zugleich auch ihren Kampf mit der Liebe zu dem verhaßten Feinde, in welchem sie unterlag und den Tod der drohenden Schmach vorzog.

In diesen Erzählungen liegt das Hauptkönnen Hartmanns. Recht ansprechend wirkt er auch in seinen lyrischen, aber mehr wohl noch in seinen epischen Gedichten. Ein anspruchsloser Zug ins Sinnige kennzeichnet seine Lyrik, wohingegen eine oftmals sogar starke dichterische Gestaltungskraft in seiner Epik Ausdruck findet. Die Stoffe zu diesen epischen Gedichten sind vielfach der Sage und Geschichte Westfalens entlehnt. Auch seinem Buche „Bilder aus Westfalen" hat Hartmann eine Anzahl solcher Gedichte beigegeben. Um die Dichtkunst Westfalens hat sich derselbe ferner noch besonders durch sein „Schatzkästlein westfälischer Dichtkunst" verdient gemacht. In diesem Sammelwerk sind 81 verstorbene und lebende Dichter Westfalens mit Beiträgen und

biographischen Notizen vertreten, so daß die Anthologie einen ziemlich klaren Ueberblick über das dichterische Schaffen der Heimatprovinz und der angrenzenden Landesteile gewährt. —

Als Lyriker in vielen Punkten mit Hermann Hartmann verwandt, können wir Wilhelm Storck bezeichnen. Auch seinen Poesien ist ein zum Herzen sprechender Ton eigen, in welchen sich jedoch vielfach der geistvolle Verdeutscher portugiesischer und brasilianischer Dichtkunst nicht zu verleugnen vermag. Daher auch wohl der feine, innige und leicht fließende Empfindungs- und Stimmungszauber, welchen wir in den meisten seiner eigenen Gedichte verkörpert finden. Storck betrachtet die Verdeutschung (nebst kritisch-exegetischem Kommentar) von Luis' de Camoens sämtlichen Werken und „Luis' de Camoens Leben" als seine Hauptarbeit. Die erschienenen sieben Bände (220 Oktavbogen) bekunden aufs beste, mit welch hohem Fleiß und liebevollem Verständnis sich der Dichter dieser Aufgabe unterzogen hat. M. G. Conrad hat einmal ungefähr so gesagt, Uebersetzungen gleichen künstlichen Blumen, denen man alles zu geben vermag, nur nicht den Naturduft. Das trifft jedoch bei Storck keineswegs zu. Hierfür spricht besonders sein jüngstes Werk „Aus Portugal und Brasilien". Dasselbe bietet eine verdeutschte Auswahl lyrischer bezw. episch-lyrischer Gedichte aus Portugal — mit Einschluß Galiciens — und aus Brasilien seit dem Beginne portugiesischer Dichtung bis zur Gegenwart. Wie sehr es dem Dichter gelungen ist, die Gedichte sowohl nach Form und Inhalt als auch nach Stimmung — dem Naturduft — wiederzugeben, möge das folgende Gedicht von Anthero de Quental beweisen.

Grabschrift.

(Für eine jung Gestorbene.)

Glückselig, wer vorüberging am Weh
Des Lebens und der Leidenschaft Getose,
Unwissend, wie vorübergeht die Rose
Und flüchtig wie der Schatten ob der See.

Dein Leben war ein Traum — begriffen kaum
Und leicht, daß Licht und Lieblichkeit du trankest;
Du wachtest auf und lächeltest und sankest
Zurück in deinen unterbroch'nen Traum.

Ein Dichter, welcher sowohl in der Epik als auch in der Lyrik Lobenswertes geleistet und sich daneben auch auf dem Gebiete des vaterländischen Schauspiels mit einigem Erfolg versucht hat, ist

Josef Pape.

Seine Epen „Der treue Eckart" und „Schneewittchen vom Gral" bekunden sein Talent, alte Mythen und Sagen dichterisch zu verwerten. Daneben zeugen aber auch seine Schauspiele „Herzog Ernst", „Das Liebespaar von Andernach" und „Aus deutscher Notzeit" für ein ernstes künstlerisches Wollen. Genügend dramatische Kraft besitzt Pape allerdings auch nicht, um seinen Arbeiten das zu geben, was wir von einem guten Bühnenstücke fordern müssen. Seine plattdeutsche Erzählung „Jut'm Siuerlanne" ist recht humorvoll und anziehend geschrieben, wie auch seine hochdeutschen Prosaarbeiten eine gesunde Lebensauffassung und ein bedeutendes Sprachtalent bekunden.

Aehnlich wie in den Epen, schöpft er auch in seinen Gedichten gern aus dem Born der Geschichte und Sage seiner Heimat, und seine Lieder klingen oft wie die alten Weisen eines Barden, der von den Propheten Tuiskons und den Verheißungen einer neuen Blütezeit singt. —

Wir kommen nunmehr zu

Ludwig Hinterding,

welcher in seinen Gedichten, die unter dem Titel „Auf roter Erde" erschienen sind, keine schwermütigen Saiten anschlägt, sondern das alte Lied von Lenz und Liebe in neuen Weisen singt. Und selbst da, wo er uns ein herbstliches Bild entrollt, läßt er den schelmischen Knaben frei und keck hervorlugen. „Zwei Wänglein rot in Wintersnot verraten Lenz im Herzen", sagt er in seinem Winterlied, und das ist bezeichnend für die Eigenart der Hinterdingschen Muse. Sie kann sich offenbar mit Trauer und Schwermut nicht befreunden und liebt die lachende Frühlingswelt mit ihren grünenden Bäumen und blühenden Weißdornhecken. — Aehnliches bietet uns

Karl Homrighausen

in seinen Gedichten, die er zu einem Bändchen „Kleine Lieder“ vereinigt hat. Da finden wir ein reiches Gemütsleben im leichten Flügelkleide einer sinnigen Poesie; und wenn wir nun noch der rührenden Einfachheit ein Wort reden, so stimmt uns alles dies äußerst günstig für den Dichter Homrighausen. Er, der in dem kleinen Orte Kierspe als Kaufmann lebt, trägt offenbar kein Verlangen darnach, sich in die großen Reihen derer zu drängen, welche unter allen Umständen die Anwartschaft auf die Unsterblichkeit erringen wollen. Seine Gedichte machen den Eindruck, als seien sie dem Dichter in stillen Feierstunden von dem Engel der Zufriedenheit in die Seele gehaucht worden. — Mit ihm hat

Eli Marcus,

der gemeiniglich zu den plattdeutschen Dichtern gezählt wird, viel Verwandtes. Auch diesem ist ein reiches Gemütsleben eigen, und wir möchten dem Dichter von „Heidemanns Braut“ wohl empfehlen, solche Motive mehr zu verwerten, hat er doch ein ausgesprochenes Talent dafür, Sage und Dichtung in ein gemeinsames duftiges Gewand zu kleiden. Auch er ist Kaufmann und verschönt seine Mußestunden durch die Poesie. Man würde aber sehr fehlen, wenn man ihn der großen Dilettantenschar zurechnen wollte, welche die Muse nur zu küssen versucht. Er hat ihren Weihekuß in einem Augenblick köstlicher Seelenstimmung empfangen und ist deshalb ein echter und rechter Poet. —

H. von Maderney hat einmal in der „Litterarischen Korrespondenz“ gesagt: „Selten wußte ein Dichter so tief in ihre — nämlich der roten Erde — charakteristische Eigenart einzudringen und derselben so in jedem Sinne gerecht zu werden als Otto Weddigen.“ Klingt dieses Lob für

Otto Weddigen

auch sehr schmeichelhaft, so muß es doch nicht nur der Litteraturverständige, sondern überhaupt jeder, der die herrlichen Weisen

eines F. W. Weber, der beiden Gebrüder Hart oder der Hedwig Kiesekamp kennt, als etwas übertrieben bezeichnen; denn jener „herbsüße Duft", welchen Maderney den Weddigenschen Dichtungen nachrühmt, er weht uns doch viel anmutiger aus den Dichtungen der Genannten entgegen. Aber Weddigen ist trotzdem ein guter Poet, und sein Ruhm soll durchaus nicht geschmälert werden; hat doch der wackere Forscher auf dem Gebiete der Litteratur ein gutes Recht darauf, daß auch seiner eigenen Produktionen in wohlwollender Weise gedacht wird. Seine „Geschichte der deutschen Volkspoesie vom Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart" ist ein treffliches Werk, das nicht mit Unrecht seitens der württembergischen und badischen Ministerien warm empfohlen wurde. Johannes Fastenraths Urteil: „Weddigen besitzt eine glückliche Gabe, in kurzen Zügen das litterar-historisch Wichtige klarzustellen", bedeutet keine Schmeichelei für den Gelehrten.

Neben manchen seiner Gedichte, die sich leider nicht über einen geschulten Dilettantismus erheben, finden wir auch andere, die ein tieferes lyrisches Empfinden bekunden. Und wenn er auch in dem Gedicht „Mutterliebe, Mutterliebe" nur den Gefühlen Ausdruck verleiht, die Ferdinand Stolle in viel ansprechendere Weisen gekleidet hat, so dürfen wir an dem Talente Weddigens doch nicht zweifeln. Es ist eben nur zu wenig Eigenart in seinen Versen. Wenn er singt:

„Lieder dringen, Lieder klingen
Melodienreich ans Ohr,
Lieder schwellen, Lieder quellen
Aus bewegter Brust hervor.
Lieder schliefen, Lieder riefen
Wieder wach in meiner Brust,
Mädchenwangen, Frühlingsprangen,
Veilchenduft und Waldesluft",

so klingt das gewiß recht frisch, aber Individualität ist etwas mehr. Indessen ist auch Weddigen eine gänzliche Eigenart nicht abzusprechen, und wenn sie sich ihm nicht in der gebundenen Form bietet, so giebt ihm die Prosadichtung hin und wieder Gelegenheit, eigene Gedanken zu verwerten. Er hat

viel geschrieben, und was wir an seinen Gedichten zu tadeln haben, das machen seine „Westfälischen Dorfgeschichten“ und Märchen in etwa wieder gut. — Weddigen ist ein Urenkel des geistlichen Liederdichters P. F. Weddigen, dessen „Geistliche Oden und Lieder“ er herausgegeben hat. Er empfing die ersten poetischen Eindrücke in den Bergen und auf dem historischen Boden seiner Heimat. Seine hauptsächlichsten Dichtungen sind in den „Gesammelten Werken“ niedergelegt. „Wie ich meine dichterischen Erstlinge, die ‚Schwertlieder‘, auf den Altar des Vaterlandes niederlegte, so war es mein Bestreben, vor allem ein vaterländischer Dichter zu sein, dann aber auch meine treue Heimat Westfalen in Lied und Schrift zu verherrlichen“, so schreibt Weddigen in seiner noch ungedruckten Biographie. Das ist ein schönes Bekenntnis eines Dichtergemüts, und es darf wohl niemand daran zweifeln, daß Weddigen allzeit bemüht gewesen ist, sein Bestes zu geben, wenn ihm auch leider häufig das Können gemangelt hat. Weddigen, der einer alten westfälischen Patrizierfamilie entsprossen ist, hatte das Glück, in nahen Beziehungen zu Geibel, Bodenstedt und zu dem allbekannten westfälischen Romanschriftsteller Levin Schücking zu stehen.

Die verhältnismäßig großen buchhändlerischen Erfolge Weddigens sind jedoch wohl einer ungewöhnlichen Reklame zuzuschreiben. —

Als Balladendichter von nicht gewöhnlicher Begabung können wir

Ernst von Schimmelmann

nennen. Er entnimmt seine Stoffe mit Vorliebe der geschichtlichen Vergangenheit. In der Form lassen seine Dichtungen noch mancherlei Härten erkennen. Aber ein ernstes Streben, welches alle Arbeiten des Dichters bekunden, wird auch Schwächen dieser Art mit der Zeit überwinden. —

Eine Lyrik, die so anspruchslos und bescheiden zu nehmen ist, wie sie sich giebt, bieten uns ferner: der als Socialpolitiker bekannte **Josef Kuffenberg** in seiner Gedichtsammlung „Auf dem Wege nach oben“, **Peter Josef Belke**

in einem Bändchen Gedichte, das sich „Ginsterblumen aus dem Sauerlande" betitelt, **Eduard Raabe**, der durch seine plattdeutsche Erzählung „De Reise in't Suerland" bekannt geworden ist, **Ludwig Schröder** und **Emil Welcke.** Die Gedichte der drei Letzten sind bisher nur in Zeitschriften und Anthologien zerstreut erschienen. Doch sollen uns ihre einfachen Weisen, eingedenk der Worte Adolf Peters':

„Ich lieb' euch alle, all' ihr holden Dichter,
Ob ihr wie Sternchen blinkt, wie Sterne flammt,
Und frage nichts als: ‚Seid ihr echte Lichter,
Dem Himmel eingeboren und entstammt?'

Ein Liebesglanz, dringt Venus aus der Ferne,
Ein Geisterblitz, strahlt Sirius der Nacht,
Doch lösche das Gewimmel kleiner Sterne,
Gleich ist dahin des Himmels ganze Pracht!"

nicht weniger lieb sein.

Ein eigenartiger, wohl gar der eigenartigste Charakter unter den westfälischen Dichtern der Gegenwart ist

Peter Hille.

Nur wenige Bücher werden in jedem Jahrhundert geschrieben, welche den Sturm des leidenschaftlichsten Für und Wider so entfesseln, wie es Peter Hilles Roman „Die Socialisten" gethan hat. Das spricht von vornherein für das Werk, mag man hernach Stellung zu ihm nehmen, ob und wie man will. Ein solches Aufeinanderplatzen der Geistesmeinungen setzt allemal ein ungewöhnliches Buch voraus, und ein ungewöhnliches Buch ist dieser Roman, der alles, nur kein Roman ist. Es ist politisch, künstlerisch und litterarisch von höchster Bedeutung.

Hier Betrachtungen über die geistigen Waffen anzustellen, mit denen man die socialistischen Utopieen bekämpft, ist nicht am Platze. Nur eins. Peter Hilles Buch ist unter diesen Waffen die geistvollste der geistvollen. Mit feinster Satire, ein Hohnlächeln auf den Lippen, beweist uns Hille hier, wohin die Individualität des Menschen schwände, wenn er in die Zwangsjacke des socialistischen Zukunftsstaates gesteckt würde. Eine solche Ueberfülle der Gedanken, ein solcher Geistesreichtum ist wohl noch nie in einem Buche dieses Umfanges zur Aussprache gekommen.

Künstlerisch und litterarisch ist Hilles Werk insofern von Bedeutung, als es vielleicht der Grundstein ist für eine Richtung unserer Litteratur, welche epochemachend auf dieselbe einwirken wird. Es ist eben ein durch und durch neues Buch. Schon der Satzbau, der Stil giebt zu denken. Ist

er künstlerisch? Nein! Ist er unkünstlerisch? Auch nein! Er ist nur durchaus eigenartig und neu. Die tiefsten Gedanken gelangen in diesem merkwürdigen Buche, das Detlev Freiherr von Liliencron „das interessanteste“ nennt, „das in diesem Jahrhundert geschrieben ist“, in einer noch merkwürdigeren Sprache zum Ausdruck.

Mit seinem Buche „Die Socialisten“ hat Peter Hille seinen Künstlerweg angetreten, einen Weg, wie er mühsamer kaum gedacht werden kann. Haben „die Socialisten“ Staub aufgewirbelt, so werden es die noch folgenden Arbeiten dieses Mannes in noch viel größerem Maße thun. Schon die Novellen und Skizzen, welche u. a. in den „Modernen Musen-Almanachs“, der „Sphinx“ und „Neuland“ veröffentlicht wurden, haben in mancher Hinsicht Aufsehen erregt und zu litterarischen Streitigkeiten Anlaß gegeben. Datiert doch seit Hilles „Herodias“ und „Schlummernde Schwestern“ erst der Begriff „aufbrütesam“ in unserer zeitgenössischen Litteratur. Man denke über diese Arbeiten wie man will, eine große Eigenart in der Erfassung und Verwertung des künstlerischen Motivs ist ihnen jedenfalls nicht abzusprechen. Auch wir sind weit entfernt, derartig gesuchten, originell sein sollenden Worten wie „falbenbang“, „schwülovidisch“ und Sätzen wie „Heiterhöhnende Blumen, geruchsam sprießender Saft, blauvolle Luft“, die offenbar stimmungsvoll wirken sollen, das Wort zu reden. Trotzdem ist und bleibt Peter Hille ein in jeder Hinsicht ungewöhnlicher Geist; von uns Westfalen insbesondere derjenige, der auf kraftbewußte Subjektivität den meisten Anspruch machen kann. Peter Hille schreibt nicht für unsere Zeit, für unser Volk, seine Schriften sind Caviar für dasselbe. Vielleicht liegt die Zeit nicht mehr fern, wo man seinen Arbeiten als den Werken eines der bedeutendsten Geister Rechnung trägt, vielleicht aber hat er noch zu kämpfen lang' und schwer, bis man ihn verstehen wird. Alles Neue, Ungewöhnliche fordert den Kampf. Arnold Böcklin und Richard Wagner haben heiß gekämpft. Peter Hille darf an Vornehmheit in Auffassung seiner künstlerischen Mission mit ihnen zusammen genannt werden.

Eine kraftvolle Natur, unberührt von allem Krankhaften des Zeitgeistes, ist

Julius Petri,

der Dichter des bei Cotta erschienenen Romans „Pater peccavi“. Keine weltbewegenden Zeitfragen werden in diesem Buche, das in mehr als einer Hinsicht ein gutes genannt werden darf, behandelt. Petri erzählt uns eine einfache Geschichte, die nur durch das im Hintergrunde stehende völkerpsychologische Problem an Interesse gewinnt. Einfach ist diese Geschichte im Sinne Björnsons und Charles Dickens. Ein Stückchen westfälisches Volksleben, zumal das der Kleinstadt des südlichen Westfalen wird uns hier in frischer Erzählungsgabe vor die Augen geführt. Kurz und doch erschöpfend sind Petris Charakterzeichnungen. Es ist ihm gegeben, in wenigen Sätzen dem Leser ein klares Bild der betreffenden Persönlichkeit zu veranschaulichen.

„Es war gegen Abend, da verbreitete sich in Almrode schnell die Kunde, die Ella Lerch sei ins Wasser gegangen.“ Mit diesem Satz setzt der Roman ein, und man merkt es schon hier, wie der Dichter zu erzählen pflegt, frisch, anziehend, warmherzig und sicher. Daneben atmet der Roman so viel köstlichen Stimmungszauber, so viel herbe Natürlichkeit, daß uns der Dichter in seinen Bannkreis zwingt und wir ihm folgen, wohin es auch immer sei.

Freilich hat auch Petri noch seine Schwächen, er ist kein routinierter Romancier. So hat man anfangs der Erzählung kein klares Bild, weshalb die Ella Lerch ins Wasser gegangen ist. Daß es sich um den Selbstmord einer Geliebten handelt, werden wir erst allmählich gewahr. Auch weist der Roman namentlich zum Schluß hin einige Bedenken auf, die sich mit der sonstigen gesunden naturalistischen Erzählungsweise des Dichters nicht in Einklang bringen lassen.

Doch dies des Weiteren festzustellen, wollen wir auch hier gern den Nörglern und Splitterrichtern anheimgeben.

Vorerst bekundet diese Erzählung ein bedeutendes Können, von dem wir noch Großes erwarten dürfen. Stellenweise will es uns sogar scheinen, als ob Petri zum bedeutenden Drama-

tiker das Zeug habe. Seine Art und Weise, Menschen zu zeichnen und dieselben sprechen zu lassen, bekräftigt unsere Annahme. Ob und inwieweit dieselbe zutrifft, wird sein im kommenden Winter zur Aufführung gelangendes Drama, das auf einem westfälischen Bauernhofe spielt, beweisen.

Ueber eine verwandte Art der Begabung verfügt

Mignon Hartmann.

Besonders in ihren Stimmungsbildern gelangt die prächtige Erzählungsgabe der Dichterin zum Ausdruck. In ihrem einzigen größeren Werke „Liebe und Leidenschaft" läßt sich trotz aller Vorzüge ein krankhaft nervöser Zug nicht verkennen.

Eine gute Unterhaltungslektüre bietet uns

Freiin Ferdinande von Brackel

in ihren zahlreichen Romanen und Novellen, unter denen der Roman „Die Tochter des Kunstreiters" die erste Stelle einnimmt. Er ist es auch gewesen, welcher den Namen der westfälischen Schriftstellerin weit über die Grenzen ihrer engeren Heimat hinaus bekannt und beliebt gemacht hat. Freilich erzählt Freiin von Brackel hier wie auch in vielen anderen ihrer Prosaschriften nur die alte Geschichte von dem, was trotz des Wechsels der Zeit sich immer gleich geblieben ist: Menschenliebe und Menschenleid. Aber wenn diese alte Geschichte in einem so prächtigen Gewande, wie es die Gestaltungskunst der Freiin von Brackel zu weben versteht, zu uns kommt, dann vergessen wir, daß sie Runzeln auf der Stirn hat und wir glauben ein blumengeschmücktes Kind zu sehen, das sich zum erstenmale in das Leben hinauswagt. Weniger bedeutend, wenngleich ebenfalls überaus ansprechend, sind die Romane „Daniella" und „Am Heidstock" sowie die Künstlernovelle „Der Spinnlehrer von Carara". Nicht so umfangreich wie diese Arbeiten ist die Novelle „Prinzeß Ada", welche indessen, gleichwie die kleineren, in der Bachemschen Novellensammlung erschienenen Erzählungen, das reiche Können der Verfasserin auf dem Gebiete der Prosadichtung bekundet. In ihren Gedichten herrscht eine gleiche blütenreiche Sprache,

obschon diese Kinder ihrer Muse nicht so beachtet werden und auch wohl die Beachtung in solchem Maße nicht verdienen, wie die Erzählungen der Dichterin. Aber Gemütstiefe finden wir auch, und das hübsche Gedicht „Du sagst von einem trauten Plätzchen", welches die stattliche Sammlung einleitet, beweist, daß wir es auch bei Ferdinande von Brackel mit einer Dichterin zu thun haben, welche ihre Stoffe dem eigenen Seelenleben entnimmt und das Schicksal, trete es nun in dem schwarzen Schleier des Schmerzes auf sie zu oder trage es die Blumen der Lebensfreude im Haar, mit der Perlenkrone der Poesie zu schmücken weiß.

Recht anmutige, wenn auch nicht immer originelle Bilder entrollt uns die Arnsberger Dichterin

Johanna Baltz

in ihren Gedichten, Novellen und Festspielen. Besonders die letzteren sind es gewesen, welche ihren Namen weit und breit bekannt gemacht haben. Man dürfte nach den Erfolgen, welche Johanna Baltz durch diese Arbeiten wie auch durch die Texte zu lebenden Bildern erzielt hat, annehmen, daß die Dichterin über eine bedeutende dramatische Kraft verfüge. Dem ist aber keineswegs so, und wir müssen unser früheres Geständnis, daß die Barden Tuiskons keinen echten und rechten Dramatiker in ihren Reihen haben, auch an dieser Stelle aufrecht erhalten. Die Festspiele von Johanna Baltz sind Eintagsfliegen, die keinerlei Einfluß auf die Entwickelung der modernen Dramatik haben werden.

Die Dichterin wurde von Ferdinand Hiller in Köln, dem bedeutenden Musiker, seinerzeit veranlaßt, sich an einem in Südfrankreich seitens deutscher Künstler ausgeschriebenen litterarischen Wettstreite um einen Operntext zu beteiligen, und sie schrieb „Das versunkene Schloß", welches Libretto preisgekrönt wurde. Die Oper ist indessen nicht vollendet worden, da der Komponist Professor Rödel während der Arbeit zu Marseille am Typhus starb. Von Köln aus erhielt Johanna Baltz sodann den Auftrag, für ein Kaiserfest das Festspiel zu dichten, und so entstanden die berühmten „Lichten Bilder aus dem

Leben der Hohenzollern". Die Erfolge derselben müssen als unberechtigt bezeichnet werden. Es ist ihnen eben die heutige, dem Militarismus und allem, was damit zusammenhängt, zugewandte Zeitströmung zu gute gekommen. Die patriotischen Festspiele der Arnsberger Dichterin haben in Westfalen viel Anklang gefunden. Aber wie klein ist die Zahl derer, welche dieselben vom künstlerischen und nicht vom patriotischen Standpunkte würdigt. Es würde darum weit erfreulicher sein, wenn ihre Prosaarbeiten in weiteren Schichten des westfälischen Volkes bekannt würden. In ihnen lernen wir Johanna Baltz als eine liebenswürdige Erzählerin kennen, welche es versteht, in eigenem Tone zu plaudern. Ein fröhliches Herz, ein warmes Empfinden und ein freier Blick in die Geschichte ihres Volkes, das sind die Vorzüge, welche uns aus den graziösen Rokokogeschichten unter dem gemeinsamen Titel „In Puder und Reifrock" und der herzigen Erzählung „Alpenrosen und Gentianen" entgegentreten. Auch manche ihrer Gedichte verraten eine große Formgewandtheit, und in einzelnen herrscht eine geradezu meisterhafte Sprache. Wenn sie auch nicht so tief zu ergreifen vermögen wie die Kiesekampschen Liebesklagen, so bilden sie doch recht hübsche bunte Steinchen in dem Mosaikboden des westfälischen Pantheons, und Johanna Baltz ist eine Dichterin, deren Werke im Gesamtwert trotz mancherlei Mängel den ehrenvollen Ruf rechtfertigen, den sie sich in Westfalen erworben haben.

Als Erzähler haben sich ferner **Heinrich Schoene**, **Max Seippel** und **Heinrich Keiter** bekannt gemacht. Von Heinrich Schoenes zahlreichen Romanen und Erzählungen verdienen genannt zu werden „Flor und Maske" und „Die Tochter der Sturmflut". Von Max Seippel erschien bisher nur der Roman „Gudula von Hardenberg", während Heinrich Keiter ein Bändchen Erzählungen veröffentlichte. Sämtliche Arbeiten der Vorbenannten kommen jedoch über das Niveau einer mittelmäßigen Unterhaltungslektüre nicht hinaus.

Wenn in der heutigen Zeit ein Bühnenstück ein langes Leben haben soll, so dürfen keine unwahren Charakterzeichnungen, keine psychologischen Unmöglichkeiten den aufmerksamen Zuhörer stören, der Stoff muß an und für sich lebenswahr sein, und bei der Behandlung hat der Dichter wohl darauf zu achten, daß die Schilderungen natürliche sind, ohne brutal-realistische zu werden. Unter den gegenwärtig beliebten Bühnenstücken befindet sich, „Die Weber" Gerhart Hauptmanns vielleicht ausgenommen, kein einziges, welches diesen Bedingungen voll und ganz entspräche, und wir können deshalb ruhig sagen, daß die deutsche Bühnendichtung noch eines ernsten Werdeganges bedarf.

Auch die Dramen von

Peter Lohmann,

desjenigen westfälischen Bühnendichters, dem wir mit recht dankenswerte Versuche nachrühmen können, leiden an vielen Mängeln, an psychologischen Unmöglichkeiten und bühnentechnischen Fehlern. Aber wir dürfen sie mit zu den reifsten Früchten gegenwärtiger westfälischer Dramatik rechnen. Lohmanns Geschichts- und Gesangsdramen haben wohl nur wenige Aufführungen erlebt und sind zum größten Teile einer immerhin unverdienten Vergessenheit anheimgefallen. Lohmann ist kein gewaltiger Dramatiker, aber seine Arbeiten zeugen von einem ernsten Bemühen und von einem echten künstlerischen Empfinden. Auch als Lyriker stellt sich uns Peter Lohmann als ein Mann von seltener Gemütstiefe dar, und den ernsten Grundzug, welcher der westfälischen Dichtung im allgemeinen eigen ist, finden

wir in seinen Gedichten, welche zum größten Teile in dem von ihm herausgegebenen „Pantheon deutscher Dichter" gedruckt worden sind, wieder.

Das Gleiche gilt von

Heinrich von Kurtige,

der ebenfalls durch seine Dramen bekannt geworden ist, und der neben dramatischer Gestaltungskraft auch ein gutes lyrisches Können besitzt. Seine Dramen sind wiederholt am Stuttgarter Hoftheater zur Aufführung gelangt, sie haben indessen ihren Weg über die deutschen Bühnen nicht zu nehmen vermocht.

Plattdeutsche Dichter.

Ferdinand Krüger

ist der Name des Dichters, der unter den plattdeutschen Dichtern Westfalens die erste Stelle einnimmt. Denn Krüger hat der heimatlichen plattdeutschen Dichtung zuerst in durchschlagender Weise das wiedergegeben, was uns in Fritz Reuters „Stromtid" so gewaltig ergreift und uns in Klaus Groths „Quickborn" lachen und weinen macht: den großen lyrischen Grundzug. Wenn Karl Prümer und Willem Täpper nur hin und wieder in ihren Versen verstohlen lyrische Seiten anschlagen, so tritt Krüger als ausgezeichneter Erzähler in berufener Weise der leider vielfach verbreiteten irrigen Annahme entgegen, daß unser Plattdeutsch nur dazu angethan sei, die humoristischen Seiten unseres Volkslebens wiederzuspiegeln. Neben einem feinsinnigen Humor begegnen wir in seinen Werken den herben Farben der Wehmut und Trauer, und gerade hier beweist uns der Dichter, wie sehr die „aus dem Volke selbst geborene Sprache" berufen ist, das tiefinnerste, ernste Seelenleben desselben wiederzugeben.

Krüger ist ein Dichter im besten Sinne des Wortes. Und als solcher bietet er uns in seinen Werken alles das, was es giebt an Land und Leuten in Westfalen, an Freud und Leid — oft nahe zusammen —, an Charakteren, guten, weniger guten und schlechten, die sich gerade bei unsern Landsleuten so leicht stereoskopieren lassen, kurz, Wahrheit und Realistik nicht ohne Idealismus. Von Krüger können unsere Modernen lernen, was es heißt, realistisch erzählen. Welchem

wirklichen Kenner des westfälischen Volkslebens wären sie beispielsweise nicht bekannt, die halsstarrigen „Schulte Holthövels", „Ruhrmann, de wise un fine Grovsnute, män en brawen Kiärl", „Meister Hempelmann", „Drüksken", „Moder Grausam" und wie die lieben und auch unlieben Menschen alle heißen mögen. Spielt doch selbst „Jangiärd de Spökenkieker" im ländlichen Volksleben unserer „aufgeklärten Zeit" noch eine nicht ganz bedeutungslose Rolle.

Krüger hat bisher erst zwei abgeschlossene Werke veröffentlicht, das in dritter Auflage erschienene „Rugge Wiäge" und einen dreibändigen Roman „Hempelmanns Smiede". Und dieser Umstand ist es, der uns den Dichter besonders sympathisch macht. Krüger, der gegenwärtig im 53. Lebensjahre steht, hat offenbar erst zu erzählen begonnen, nachdem er viel gesehen und erlebt hat. Als Arzt mitten im Volke stehend, fischt er eben manche Perle aus demselben heraus, denn etwas Brauchbares bietet eben alles und jedes, was aus dem Leben geschöpft wird, selbst dann, wenn dies Leben nicht vor der gesellschaftlichen Kritik bestehen kann.

Zu allen diesen äußeren und inneren Vorzügen der Krügerschen Muse kommt dann noch ein Zauber der Stimmung, ein Wechsel an Farbenbildern, wie wir ihn im Hochdeutschen nur noch bei Annette von Droste-Hülshoff und Friedrich Wilhelm Weber finden. Bald führt uns der Dichter vorbei an Heide und Moor, daß wir das Phantastisch-Mystische einer Heidewanderung im Abenddämmer nahezu greifbar vor Augen haben, bald an saftigem Wiesengrün; bald leitet er uns auf den von Eichen und Buchen umstandenen einsamen Bauernhof, um welchen der Spätherbst seine Nebelfittiche schlägt. Hier nur eine kleine Probe aus „Rugge Wiäge".

Anna und Rudolf sind die von frühester Jugend an befreundeten Kinder zweier Nachbarn, die — da Rudolf Soldat werden muß — von einander Abschied nehmen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Et was in'n laten Hiärwst. De Luft lagg schwar up Holthövels Hof un de Sunn keek bläßlich dörch den dicken Niewel, de

Krüger

Een de Bost tosamen trock. Bi't Dannenbäumken stonnen twee still un trurig.

‚Anna,' sagg Rudolf, ‚morgen mott ik adjüs seggen. Ik woll di noch wat seggen, män ik kann't so slecht . . . Anna, wuste auk es an mi denken, wenn ik weg bün?'

‚Min Rudolf!' sagg se."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Humoristen von hervorragender Begabung treten uns in Karl Prümer und Hermann Landois entgegen. Beiden fehlt es jedoch im Hinblick auf Krüger an dem, was, um mit Wilhelm Emanuel Backhaus zu reden, als das eigentliche Wesen des Humors gedacht werden muß, nämlich die einheitliche Zusammenwirkung des Komischen und Tragischen. In den Arbeiten der beiden Erzähler kommt fast nur das komische Moment zur Geltung. Eine nicht selten derbe aber treffliche Satire ist beiden in großem Maße eigen.

Die lyrischen Gedichte von

Karl Prümer,

die er bisher nur im Anhang zu seinen humoristischen Erzählungen veröffentlichte, bekunden hingegen ein reiches lyrisches Empfinden, wie wir es in den Versen der übrigen plattdeutschen Poeten Westfalens meistens nicht antreffen.

Als Erzähler führte sich Prümer durch den 1880 erschienenen „Westfölschen Ulenspeigel" zuerst ein. In diesem ersten Buche schon ist der geborene Humorist nicht zu verkennen. Es sind einfache, derbe westfälische Naturen, die uns Prümer hier schildert, voll Lebenswahrheit und Ursprünglichkeit. In seinem 1881 erschienenen Buche „Westfälische Volksweisheit" bietet er uns eine Sammlung plattdeutscher Volkslieder, Sprichwörter und Redensarten, wie sie im Volksmunde der roten Erde seit Jahrzehnten gang und gäbe sind. Für den Kulturhistoriker dürfte das Werkchen manchen interessanten Fingerzeig betreffs der ureigenen Denkungs- und Empfindungsweise der Westfalen enthalten.

Auch in den später erschienenen Büchern „Gestalten und Geschichten ut Westfolen", „De Westfölsche Hus-

Karl Prümer

fröhd" und „Doktor Wittelquast" ist Prümer ein humorvoller Erzähler, der das Leben mit offenen Augen beobachtet hat.

Seine Anthologie „Grüß dich Gott, Westfalenland", ist eine Sammlung desjenigen, was von bedeutenderen Dichtern über Westfalen gesagt und gesungen worden ist. — Zu erwähnen sind noch seine witzige und launige „Chronika van Düöpm" (Dortmund) und die in hochdeutscher Sprache geschriebene feucht-fröhliche Studie „Die Kneipp-Kur".

Wer einen schlichten, liebenswürdigen Dichtercharakter kennen lernen will, der vertiefe sich in den „Frans Essink" von

Hermann Landois,

in jene originelle münsterische Geschichte, die von einem so gesunden Humor zeugt, wie man ihn selten und besonders selten bei den Kathedergelehrten findet. Aber Landois ist ja auch ein Anderer, er hat sich frei gemacht von den Vorurteilen, welche leider noch heute den Gesichtskreis und das Urteil auch unserer gebildeten Stände einschränken. Der berühmte Forscher verschmäht es keineswegs, die Gestalten seiner Dichtung in der Heimat Idiom reden zu lassen und seine Schilderungen durch einen launigen, oft sogar recht derben Humor zu würzen. Allerdings ist ihm dabei etwas begegnet, was der Kunstkritiker als ein Mißgeschick bezeichnen dürfte: er hat, wie auch schon erwähnt, außer Betracht gelassen, daß jedes dichterische Kunstwerk in den rein individuellen Gedankengang auch die lyrische Tiefe aufnehmen muß und daß man selbst bei einer humoristischen Erzählung nicht vergessen darf, daß jedes Leben, sei es auch von der Sonne des Frohsinns noch so sehr beschienen, ernste und sogar trübe Augenblicke mit sich bringt. Oder würde Reuters „Stromtid" in gleicher Gunst bei den deutschen Lesern stehen, wenn der Inspektor Bräsig noch mehr lachte und dafür der alte Habermann am Sarge seiner Frau ihnen nicht die Thränen des Mitleids in die Augen treten ließe? So finden wir bei Landois nicht jene Scenen, die uns Ferd. Krügers Erzählungen so rasch sympathisch werden lassen, aber der gesunde, urwüchsige Humor des Westfalen tritt uns im „Frans Essink" mächtig entgegen. Einen gleichen Charakter

Prof. Fr. H. Landois.

tragen die unter Landois' Leitung von der zoologischen Abendgesellschaft in Münster herausgegebenen „Fastnachtsspiele", in welchen die echten Typen westfälischer Tugenden und Fehler in ihrer Heimat Sprache, dem unverfälschten Plattdeutschen, zum Publikum reden. Allerdings müssen wir auch hier wieder bekennen, daß diese „Fastnachtsspiele" keine Marksteine in der Entwickelung westfälischer Dramatik bedeuten. Auch die Thätigkeit Landois' vermag unser Gesamturteil über die Bühnendichter der roten Erde nicht abzuschwächen. Aber dankenswerte Versuche bleiben es doch, und wenn man aus den Schaustellungen der Schlierseer Bauern so viel Aufhebens macht, so sind auch diese Bühnenstücke ganz gewiß einer ehrenvollen Erwähnung würdig.

Sodann möchten wir an dieser Stelle über einen Punkt Auskunft geben, der in westfälischen Leserkreisen häufig erörtert worden ist und zu irrigen Annahmen Anlaß gegeben hat. Hermann Landois und Franz Giese haben ursprünglich mit einigen anderen Herren den ersten Teil des „Frans Essink" gemeinschaftlich bearbeitet. Später übersetzte Giese gegen den Willen seines Mitherausgebers Landois den „Essink" in mecklenburgisches Platt. Dies veranlaßte Landois, die von ihm verfaßten Teile des ersten Bandes auszuscheiden und eine Neubearbeitung desselben vorzunehmen. Auch Band II und III des Romans sind alleiniges Eigentum Landois'.

Mit gutem, hausbackenen Humor, aber desto weniger lyrischer Tiefe pflegt

Franz Giese

seine plattdeutschen Arbeiten auszustatten. Es sind gewöhnlich alte spaßhafte Traditionen, welche er seinen Gedichten zu Grunde legt. Was er in seiner „Mönsterscken Chronika", den „Lustigen Plattdütsken Rimsels" und „Mönsterscken Platt in Vertellsels un Rimsels" erzählt hat, ist eigentlich nur für die Kinder der Hauptstadt Westfalens geschrieben. Der bisweilen etwas derbe, aber immer gutmütige Humor verfehlt indessen auch auf jeden Andern seine Wirkung nicht. Seine hochdeutschen Gedichte sind nicht besonders wertvoll, und das

Bändchen „Pour le merite“ enthält fast ausschließlich Gedichte, in welchen Giese die großen Feldherren des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 und andere Staatsmänner ansingt. —

Eine liebenswürdige Erscheinung unter den „Platten“ ist für uns der auch als Rezitator weiteren Kreisen bekannte

Willem Täpper.

Eine schlichte, gemütvolle, dabei aber humoristisch-satirische Natur blickt uns aus den fünf Bändchen von „lustigen Reimereien“ entgegen, die Täpper bisher unter dem Titel „Lachpillen“ erscheinen ließ.

„Verloren hett in Lebenswärt,
We ganz dat Lachen hett verlährt,
Doch schlimmer steht sick noch en Mann,
De kenne Thröne hülen kann!“

sagt er einmal.

Das ist charakteristisch. Täpper lacht in seinen Versen oft und viel.

Dazwischen spielt aber auch wieder ein lyrischer Zug, der uns Einblick in ein Westfalenherz voll Natürlichkeit und Wahrheit giebt. So in dem Gedicht:

Spreck plattdütsch met mi!

Im plattdütschen Lanne
Do kam ick te Welt,
Drüm acht' ick ok Jeden,
De plattdütsch vertellt.
Un woß du, Johännken,
Dat gärn ick Di frie,
Spreck plattdütsch, min Junge,
Spreck plattdütsch met mi!

Min Vader hadd ümmer
Treu plattdütschen Sinn;
Min' Moder de schlöpert
Op plattdütsch mi in.
So well ick dat häwwen
Ok, Jännken, van Di!
Spreck plattdütsch, min Junge,
Spreck plattdütsch met mi!

De hochdütsche Sproke
De klingt jö woll nett,
Doch wenn me so däftig
Om Hatten wat hett,
Dann lött sick op hochdütsch
Dat utdrücken nie.
Spreck plattdütsch, min Junge,
Spreck plattdütsch met mi!

Un wenn gar son Stutzer,
Son hampelig Diehr,
Nich üm wet te gohen
Met „mich" un met „mir",
Dann denk ick: „Wi Wilden,
Wu better sind wi!"
Spreck plattdütsch, min Junge,
Spreck plattdütsch met mi!

Din Brütken well'ck wären
Op plattdütsche Art,
Wenn plattdütsche Wiese
So treu wi verwahrt.
Un wenn ick dann glücklich
Din Fräuken es si,
Spreck plattdütsch, min Junge,
Spreck plattdütsch met mi!

Diese Worte des „plattdütschen Mähkens an sinen Schatz" sind in ihrer Einfachheit so ergreifend und schön, wie kaum ein zweites Gedicht dieser Art.

Täpper sollte eine solche vornehme Seite seiner Muse mehr pflegen. Sie verdient's wahrlich. Daß er aber gerade hier bisher seinem Können zu wenig Aufmerksamkeit widmet, ist ein Vorwurf, den wir ihm nicht ersparen können.

Meistens sind es komische Vorfälle des Alltagslebens, die seinem etwas drastisch-derben Humor und seiner — zuweilen sogar fein pointierten — Satire willkommene Motive bieten. Hierher gehören Gedichte wie „Dat stimmt", „De erfahrene Kutscher", „Asternomen oder Asterlogen" u. a. m. Auch in seinen Prosaarbeiten „Plattdütsche Vertellkes" herrscht der Zug ins Humoristisch-derbe vor.

In der plattdeutschen Lyrik haben sich auch **Paul Luhmann** und **Gustav Singerhoff** bekannt gemacht. Luhmann weiß sogar hin und wieder packende lyrische Seiten anzuschlagen; während Singerhoff in seinen Versen zum Derb-komischen neigt. Ein Gleiches wie bei Singerhoff finden wir in den plattdeutschen Versen, die **Gustav Schwab** unter dem Titel „Westfölsche Knalliärften" veröffentlicht hat.

Dichtungen.

Hochdeutsche Dichtungen.

Heinrich Hart.

Frühling, Frühling.

1875.

Ueber die Heide der Sturm fegt Blatt um Blatt,
Die morschen Sträucher ächzen,
Im grauen Gewölk zerzaust und matt
Die hung'ren Raben krächzen.
Die Wellen sprudeln und zischen empor,
Gekränzt von welken Blättern,
Schwarz ringen die Nebel sich aus dem Moor
Zum Kampf mit Licht und Wettern.

Ueber die Heide der Sturm jagt Tag und Nacht,
Daß Thor und Fenster klirren,
Der First erdröhnt und die Brücke kracht,
Die Eulen schwirr'n und girren.
Auf, auf, mein Roß! so wettert es recht,
Das sind des Frühlings Boten,
Nun fegt dahin, was schlimm und schlecht,
Zur ew'gen Ruh' der Toten.

Ueber die Heide, mein Roß, flieg' zu, flieg' zu,
Mich dürstet nach Kampf und Sonne —
Fahr' wohl, du sich're Heimatsruh',
Du selige Liebeswonne.
Aus den Schluchten rauscht der Brunnen Flut,
Daß Fels und Eis zerschlagen,
Und flammend fährt des Himmels Glut
Auf sturmgewolktem Wagen.

Ueber die Heide, mein Lenz, schlag' wirbelnd los,
Daß auch die Herzen erzittern,
Noch träumen sie lieber im Dämmerungsschoß
Als über des Morgens Gewittern.
Schlag' los und scheuche die Nacht hinaus,
Die höll'geborne, kalte,
Und trage dein Licht ins kleinste Haus,
Ins junge Herz, ins alte.

Ueber die Höhen ins Thal, von Grund zu Grund,
Laß flattern die Siegesfahnen, —
Trittst auch manch' grüne Knospe du wund
Auf sturmgeschlagenen Bahnen;
Was fragen wir weiter nach Todesschmerz,
Im Lenz ist's gut zu fallen,
Da fliegt hinauf das junge Herz
Durch blauer Lüfte Wallen.

Ueber die Wolken empor ein Lichtstrom geht,
Die Kämpen hinaufzutragen,
Die mitten im Siege hinweggemäht,
Mutreich und arm an Tagen.
Ihr lichtes Haar, ihr Auge so klar,
Hat den Göttern im Himmel gefallen. —
Sie sollten nicht welken von Jahr zu Jahr,
Nicht müde der Erde entwallen. —

Ueber die Heide drum auf, schon sausen zu Thal
Die Nebel und Wolken und Schatten,
Am Himmel fliegt leuchtend der Sonne Strahl,
Zu küssen die harrenden Matten.
Rings flüstert's und rauscht's, der Frühling naht,
In duftigem Osterwehen —
Auf, auf, ihr Herzen, der Frühling naht,
Auch ihr sollt auferstehen!

An das 20. Jahrhundert.

1878.

Wirf die Thore auf, Jahrhundert,
Komm herab begrüßt, bewundert,
Sonnenleuchtend, morgenklar.
Keine Krone trägst du golden,
Doch ein Kranz von duftigholden
Frühlingsrosen schmückt dein Haar.

Ganz verwundet, ganz zerschlagen,
Herz und Mund verdorrt von Klagen,
Zieh'n wir müd' im Staub einher.
Unser Aug' erlischt in Thränen,
Unsre Seele siecht vor Sehnen,
Unser Haupt glüht fieberschwer.

Ach welch Hoffen, ach welch Sinnen,
Welch ein Jubel, welch ein Minnen
Riß uns flammend einst empor.
Die Natur zu unsern Füßen —
Wollten wir das Licht begrüßen,
Wo es strahlend quillt hervor.

Auf des Dampfes Sturmesflügeln
Träumten wir die Welt zu zügeln,
Allem Erdenstaub entrückt.
Alle Sorge sollte schwinden,
Liebe sich zu Liebe finden,
Alle Kluft war überbrückt.

Traum, wie bald bist du vergangen,
Lauter Schrecknis, lauter Bangen
Hat in Nebel uns gehüllt.
Unser Blut tropft aus den Poren,
Unser Mark ist eiserfroren,
Wie vom Tod sind wir erfüllt.

Ob wir an des Nordmeers Strande
Zieh'n, ob tief im Wüstensande, —
Unsren Weg umheult der Streit.
Fried' und Freude schleicht verlassen,
Und die Not stürmt durch die Gassen,
Wild umschwärmt von Haß und Neid.

Wie zwei Bettler, frech verhöhnet, —
Die wir einst so stolz gekrönet —
Irren Freiheit hin und Recht.
„Heil den Ketten, die uns binden,
Die uns zieh'n und niederwinden,
Goldne Ketten!" jauchzt der Knecht.

Doch dem Aar gleich, der geblendet
Sterbend sich zur Sonne wendet,
Harren wir in Brünsten dein.
Wirf die Thore auf, Jahrhundert,
Komm herab, begrüßt, bewundert,
Zeuch mit Morgensturmwind ein.

Wo du gehst, da bricht in Flammen
Tausendjähriger Grund zusammen,
Drauf die Knechtschaft wuchernd stand.
Und der Hoffart morsche Götter
Treiben hin wie Spreu im Wetter,
Auf vom Schlafe fährt das Land.

Wo du gehst, da öffnen alle
Tiefen sich mit heißem Schwalle
Und des Abgrunds Nacht wird Tag.
Glühend braust's in tausend Seelen,
Erd' und Himmel zu vermählen,
Dringt der Geist zum Sternenhag.

Wo du gehst, quillt Lust und Segen,
Jedem Herzen rauscht's entgegen
Wie des Lenzwinds tauig Warm.
Und der Winter geht zu Ende,
Liebend reichen sich die Hände
Stark und Krank und Reich und Arm.

Und von Ost gen Westen fahren
Boten aller Völkerscharen:
Unsrer Fehde sei's genug.
Kommt, den Gruß uns zu erwidern,
Laßt uns Brüder sein mit Brüdern,
Fahr' zur Hölle Macht und Lug.

Schlagt die Cymbeln, spielt die Geigen,
Süße Mädchen, schlingt den Reigen,
Kränzt mit Grün den Maienbaum.
Auf, ihr Männer, Opfergluten
Laßt von allen Bergen fluten,
Auf, vorbei ist Nacht und Traum.

Wie ein Tempel sei die Erde,
Daß der Mensch zum Gotte werde
Todesmächtig, licht und hehr!
Daß nicht Wasser und nicht Lüfte,
Nicht der Zwietracht düstre Klüfte
Trennen unsre Herzen mehr.

Unser Blut treibt neue Säfte,
Unser Mark trinkt neue Kräfte,
Unsre Adern klopfen weit.
Miteinander so zu bauen,
Einig, einig voll Vertrauen, —
Heil dem Tag, der so befreit!

Wirf die Thore auf, Jahrhundert,
Komm herab, begrüßt, bewundert,
Sonnenleuchtend, morgenklar,
Keine Krone trägst du golden,
Doch ein Kranz von duftigholden
Frühlingsrosen schmückt dein Haar.

Fluch diesem Leibe ...

1880.

Fluch diesem Leibe,
Dem unersättlich lüsternen!
Mit seinen Banden
Schnürt der die Seele ein
Und reißt in den Kot
Die Sonnendurstige.
Aus allen Poren
Schrei' ich nach Freiheit,
In alle Himmel möcht' ich mich recken, —
Aber erbarmungslos
Preßt mich das Elend
Meiner Sinne
Zurück in die Dienstbarkeit.
O Hunger
Nach dem Ewigen —
O Hunger!
Wann kommt die Stunde,
Da ich alles vergessen,
Alles hinschleudern darf
Und nur dich, einzig dich
Zu stillen vermag?
Weh, wenn die Flamme,
Die in mir lodert,
Mich brennend verzehrte,
Und nicht emporschlüg'
Welterleuchtend,
Herzentzündend.

Fort, fort ihr Bilder
Lockender Lüste!
Ich will keinen Platz
Am Mahle der Lebenden,
Wo im glitzernden Licht
Schwarzäugiger Frauen

Heiße, lodernde Blicke
Die Seele versengen.
Ich lausche den Toten
Und horche, was sie verkünden,
Und ich suche die Ungebornen,
Daß ich wisse,
Was war und was sein wird.
Einsam, einsam
Will ich wandeln und ziehen,
Ob fiebernde Brunst auch
Die Ader emporschwellt.
Doch eines vergönn' mir,
Allwaltende Weltmacht:
Jedes Wort, das ich schmiede,
Es werde zum Glied,
Das die Menschheit verkettet!
Jedes Lied, das ich singe,
Wie Tau laß es fallen
Auf die Herzen der Armen,
Der Sünder und Buhlen —
Dann finde ich Frieden.

Müde.

1882.

O bange Stunden,
Wo alles Qual ist
Und was empfunden,
Verrucht und schal ist.

Müde zu hassen,
Müde der Liebe —
Ach könnt' ich fassen,
Was ewig bliebe.

Avalun.

1892.

Wie von goldnen, wie von goldnen Harfensaiten
Klingt mein Lied zu dir.
Deine Flügel, deine Flügel sollst du breiten,
Schwing' dich auf mit mir.

Laß dich tragen, laß dich tragen
In das maiengrüne Land,
Wo in weißen Blütenhagen
Goldne Liebestempel ragen,
Myrtenlaubumspannt.
Deine Wunden, deine Schmerzen
Lischen wie ein Hauch,
Knospend sprießen dir im Herzen
Seligkeiten auf.
Menschen siehst du feiernd wallen
In den lichtdurchgrünten Hallen,
Die wie Götter sind.
Liebend werden sie umfangen
Dich, der Sonne Kind.
Alle Sehnsucht ist vergangen —
Alles ist erfüllt;
Nur ein einziges Verlangen
Fühlt sich nie gestillt.
Laß dich locken in das maien-,
In das maiengrüne Land,
Der du jenen Schönen, Freien
Brüderlich verwandt.
Komm, mit jenen schönen Freien
An dem ew'gen Quell zu ruh'n —
Laß dich tragen in das Maien-, —
Maienland von Avalun.

Aus „Mose".

Drittes Buch von „Das Lied der Menschheit".

Ich war ein Kind, als ich zuerst ihn sah;
Noch aber steht er herrlich vor mir da.
Es ist ein Licht in mir, das ihn bestrahlt,
Nur ihn . . . Und immer leuchtet's, immer malt
Es mir sein Antlitz, immer vor mir wallt
Der Knecht des Herrn, nun jung, nun bergesalt.
Und in mir nach klingt tönend jedes Wort
Aus Moses Mund; ich hör' es fort und fort."
Und Eleasar bog den Kopf zuseit,
Wie lauschend, beide Augen starr und weit.
Und plötzlich brach er aus: „Horcht auf! Horcht auf!
Drommeten schmettern, brausend zieht's herauf.
Weit öffnet Zoan seine Thore. Glühend
In roter Teppiche Glanz, in Rosen blühend —

Begrüßt die weiße Königsstadt das Heer:
Des Mittags Kinder trieb es vor sich her,
Die Schwarzen, die der Bauch der Erde zeugte, —
Sie flohen wie der Krähen Schwarm, der sturmgescheuchte.
Voran auf silberblitzendem Wagen Er —
Der Sieger, wie ein Erzbild hoch und hehr;
Er, der aus Jakobs staubzertret'nem Haus, —
Wie Hunden wich uns Zoans Pöbel aus, —
Ihm aber jubelte das Volk und schrie:
Heil! Mose! Heil! und warf sich auf die Knie.
Denn Mose war des Pharao Genoss',
In seinem Schatten wuchs er auf und sproß.
Weit hinten in dem Volksgewimmel stand
Aaron, mein Vater, ich an seiner Hand.
Doch Moses Blick erspäht uns — plötzlich steht
Sein Wagen vor uns, daß der Staub aufweht.
Da ringt der Vater ineinanderpressend
Die Hände, und — die Menge rings vergessend —
Stöhnt er, die Augen thränenrot:
„Bruder! Bruder! Unsre . . . Mutter . . . tot!"
Und Mose starrt ihn an, die Nägel gräbt
Er sich ins Fleisch; blickt leeren Blicks und bebt
Und springt herab dann von des Wagens Bord
Und flüstert heiser: „Laß uns zu ihr! fort!"
Wir gehen zu des Vaters Haus hinein.
Da hebt sich neu das Klagen und das Schrei'n,
Und heulend drängt um Mose sich die Schar
Der Weiber, — ihn umwallt ihr flatternd Haar.
Er schiebt sie achtlos von sich, blickt sich um,
Und tritt ans Bett der Toten, sacht und stumm.
Und lange schaut er nieder unverwandt
Und streicht die kalte Stirn, die kalte Hand.
Und beugt sich tief hinab zu ihrem Ohr,
Klanglose Worte stößt sein Mund hervor;
Und wirft sich über sie und reglos liegt
Er wie ein Toter an den Tod geschmiegt.
Dann stöhnt er auf — matt, qualvoll, dumpf und schwer,
Hebt sich mit jähem Ruck und starrt umher,
Wirräugig, wie ein Blinder starrt . . . und schreitet
Zu Aaron, der um ihn die Arme breitet.
Schnell aber reißt sich Mose los und lallt
Schweratmend, auf der Brust die Hand geballt:
„Das ist's! Das ist's! Und weiter ist es nichts!
Und darum Last und Lust und weiter nichts.
War ich dein Sklav' nicht, König Tod? Und bracht'
Ich dir nicht tausend Opfer in der Schlacht?

Und Tausend töteten auf mein Gebot —
Das aber ist des Todes Lohn: der Tod.
Hinweg, hinweg! Von seinem Dienste los!
Sein Werk ist Jammer, Staub und Fäulnis bloß.
Ich aber suche den, der Leben schafft,
Der dieses dürre Rohr voll Reben schafft.
Ihn such' ich, der mit seines Auges Strahl
Die Wüste wandelt in duftgrünes Thal;
Ihn, Ihn, der wie mit Abendwindes Wehen
Dieses Aengsten löst; dieses bange Flehen
Und Fragen und Suchen segnend stillt,
Dieses Herz aufgräbt, daß es von neuen Brunnen quillt.
Herr! Du des Lebens Herr, überströme mich
Mit deinen Flammen! Herr! wo sind' ich dich?
Herr, der du Leben säest in den Tod, —
Dich will ich, dich allein. Alles — andre — Kot!"
Er ruft's und zittert wie in Fieberbrand
Und knirscht und lehnt sich keuchend an die Wand.
Wir eilen auf ihn zu, da strafft und reckt er
Sich hoch empor. Weit aus die Hände streckt er.
Und reißt vom Gürtel dann das Schwert. Zur Erde
Hinwirft er es. Und hastiger Geberde —
Wie Einer, den vom Schiffe mahnt Geschrei,
Abschied zu nehmen, — winkt er mich herbei;
Küßt mich und küßt die Freunde . . . und hinaus,
Ein Suchender, geht er zu Ammons Haus.
Zum Priester ward der Held. Doch nicht in Mauern
Fand er den Gott, dem Land und Meer erschauern . . .
Er ging. Und siehe! unsres Volkes Tag
Erlosch und unsres Hauses Säule brach.
Nacht fiel auf Israel, Nacht ohne Licht;
Wir nannten uns ein Volk, wir waren's nicht.
Wie eine Gräberstadt war Jakobs Haus,
Und müde Schatten irrten ein und aus.
Wie Gras am Wege lagen wir zerdrückt,
Misraïm hielt den Nacken uns gebückt:
Misraïm trat uns nieder und mit Spott
Rief es: bet an, bet an, ich bin dein Gott!
Und wir — wir beteten und keiner dachte
Des Gottes noch, der über Jakob wachte.
Uns aber halfen Hor und Ammon nicht,
Und über uns saß Jahwe zu Gericht.
Da wurden unsre Tage lang und heiß,
Wie dem, der seinen Acker düngt mit Schweiß;
Gleich Sklaven trieb man uns zur Frohn. Den Nacken
Im Joch, mit Schaufeln mußten wir und Hacken

Des Königs Feld bestellen; mußten hauen
Im Bruch den Stein und feste Häuser bauen;
Und fieberkrank an Flusses Bord die weichen
Lehmplacken stechen und zu Ziegeln streichen.
Auch mich, der vor des Ammons Tempelhaus
Den Gott gelästert, schleppten sie hinaus . . .
In diesen Tagen war's, daß wutentbrannt
Ochran den Vogt erwürgte mit der Hand.
Da warf die Wache sich auf ihn und stieß
Ihn nackt und wundgeschlagen ins Verließ.
Nachts aber ging die Thür auf und ein Mann
In Priester-Linnen trat zu ihm heran;
Nahm ihm die Fesseln ab und sprach — die Stimme
Bebend und dumpf — wie mit verhaltnem Grimme:
„Fort! Fort! und flieh! . . . Erst aber höre mich!
Siehst du vom Volke Josefs wen, so sprich:
Der Sohn des Amram, Mose, den ihr kennt,
Er weiß von curer Schmach. Seine Seele brennt,
Mit euch zu sein — — mit euch zu sterben . . .
Nein, sterben, nein! Misraïm muß verderben.
Und sprich auch dieses: Mose, den ihr kennt,
Er wird nicht ruhen, bis das Feuer brennt.
In alten Schriften las er von dem Gott,
Dem Gott der Väter, König Zebaoth.
Er las vom Lande, da die Väter wohnten
Im freien Zelt und keinem Fremdling frohnten.
O daß wir wieder fänden unseren Herrn,
Daß uns von neuem funkelte sein Stern!
Dann wird er führen uns ins heilige Land,
Wo Honig quillt im Felsen, Oel im Sand.
Wo Weingerank die runden Hügel kränzt,
Am Saum des Baches grün die Weide glänzt.
Das ist das Land, das ist der Väter Gott!
Misraïms Götter sind sich selbst ein Spott;
Sie wissen keine Antwort dem der fragt,
Sie wissen keine Hoffnung dem der klagt,
Sie lachen, wer da schreit ob ihrem Lug — —
Fluch dir, du Ammon-Ra! dem Tempel Fluch!"
Wie Einer, der aufwachend um sich starrt,
Fragt Ochran sich, ob nicht ein Traum ihn narrt;
Doch Mose packt ihn an und führt durch schmale
Und düstre Gänge ihn zum Palmenthale . . .
Nicht lange aber war's nach dieser Nacht, —
Zur Zeit, da man die Ernte eingebracht, —
Da sahen wir ihn selbst. Heut hier, heut da
Erschien er unter uns. Und finster sah

Er unsre Last und Qual. Und wer da klagte
Im Joch, dem sprach er tröstend zu und sagte:
„Halt aus, du Müder, Stöhnender halt aus!
Der Tag ist nahe, da sich schmückt dein Haus.
Wie vor dem Sturm zerflattert Flammenrauch,
So wird dein Feind verwehn vor deinem Hauch.
Wie unterm Mühlstein knirscht das reife Korn,
Zerstäubt Misraïm unter deinem Zorn.
Du aber hüllst dich in ein festlich Kleid,
In grüner Laube ruhst du aus vom Streit . . ."
So kam er auch zu mir. Ich stand allein
Und starrte nach der Wüste Felsgestein.
Die Andren hielten Mittagsrast im Schatten
Des Feigenbaumes; sie schliefen fest, die Matten.
Da hört ich einen Schritt; nicht gleich erkannte
Ich ihn, den Priester, als den Kopf ich wandte.
Auch ihm erschien ich fremd. Er grüßte leise
Mich mit dem Friedensgruß. Und an der Weise
Des Sprechens merkt' ich: Er war's, der da stand.
Zu Boden stürzend küßt' ich seine Hand.
Das sah der Vögte einer, und heran
Lief er und schwang den Stock und schrie mich an:
„Hund, an die Arbeit! Bist du trunken? Was!
Den heil'gen Mann anbetteln! Da! nimm das!"
Und mit dem Stocke schlug er auf mich ein.
Da hört ich — Mose wie ein Tier . . . aufschrein;
Ich fühlte, wie sich seine Muskeln schwellten,
Wie seine Hände sich im Kampfe schnellten, —
Sein Atem pfiff . . . Und nun — nun sprang er vor
Und schüttelte den Hund, hob ihn empor,
Warf ihn zur Erde — — und ein Dröhnen hört' ich
Von Kopf an Stein; ein dumpfes Stöhnen hört' ich.
Noch lag ich auf den Knien und um mich brauste
Es wie von tausend Stimmen, wirbelnd sauste
Licht, Land und Himmel rings um mich herum, . . .
Und meine Seele schrie, mein Mund blieb stumm.
Auf einmal ward es still — ganz still. Kein Hauch!
Ich hörte meinen Puls, mein Atmen auch.
Da plötzlich trat er nah an mich heran,
Starrte mit wildem, weitem Blick mich an
Und keuchte: „Auf! Hinweg! Ich traf ihn — traf — —
Horch! regt er? Thor! Der wacht nicht auf vom Schlaf . . .
War ich's, der ihn zerschmettert? war's der Stein?
Ah bah! er war verflucht . . . Geh! scharr' ihn ein!"
Und grimmig lächelnd riß er mich empor
Und streckte die geballten Fäuste vor:

„Sand über ihn! Und über dich der Sand
Der Wüste! Du der Lüge Wiegenland."
Er rief's. Und hastig scharrt' ich in ein Loch,
Den Leib des Toten. Er versank. Und doch —
Die That ward ruchbar. Mose mußte fliehn
Und einsam in die Bergeswüste ziehn . . .
Und Mond um Mond versank am Himmelssaum;
Uns schwand sein Bild wie ein verwehter Traum.
Nur der und jener dachte sein und sprach:
„Ach, daß so früh die hohe Ceder brach!
Er kehrt nicht wieder und in Staub zerfallen
Wird Jakob, wie ein Totenlied verhallen."
Er aber kehrte heim. O Nacht voll Licht,
Da zu uns neigte sich sein Angesicht;
Da er uns kündete durch Aarons Mund:
„Mit euch will Jahwe schließen seinen Bund.
Nicht länger zürnt er und er will den Seinen
Siegspendend auf dem heil'gen Berg erscheinen."
Nacht war es, Nacht. Doch Moses Haupt erglänzte
Vom Strahl des Herrn, der feurig ihn umkränzte.
Und Mose nahm den Schwur uns ab: Schwört! Schwört!
Daß ihr nur Jahwe, ihm nur angehört,
Daß ihr ihm folgt, wohin sein Ruf euch führt,
Daß ihr erwählt, was Jahwe euch erkürt . . .
Wir schwuren und da brannte unser Blut,
Da kam in unsre Herzen Löwenmut,
Da sah Misraïm: Jakob lebte noch,
Da warfen wir vom Nacken unser Joch.

Julius Hart.

Auf der Fahrt nach Berlin.

Von Westen kam ich, schwerer Heideduft
Umfloß mich noch, vor meinen Augen hoben
Sich weiße Birken in die klare Luft,
Von lauten Schwärmen Krähenvolks umstoben,
Weit, weit die Heide, Hügel gelben Sands
Und binsenüberwachs'ne Wasserkolke,
Fern zieht ein Schäfer durch des Sonnenbrands
Braunglühendes Land verträumt mit seinem Volke.

Von Westen kam ich und mein Geist umspann
Weichmütig rasch entschwundene Jugendtage,
War's eine Thräne, die vom Aug' mir rann,
Klang's von dem Mund wie sehnsuchtsbange Klage? . . .
Von Westen kam ich und mein Geist entflog
Voran und weit in dunkle Zukunftsstunden . . .
Wohl hub er mächtig sich, sein Flug war hoch,
Und Schlachten sah er, Drang und blut'ge Wunden.

Vorbei die Spiele! Durch den Nebelschwall
Des grauenden Septembermorgens jagen
Des Zuges Räder, und vom dumpfen Schall
Stöhnt, dröhnt und saust's im engen Eisenwagen . . .
Zerzauste Wolken, winddurchwühlter Wald
Und braune Felsen schießen wirr vorüber,
Dort graut die Havel, und das Wasser schwallt,
Die Brücke, hei! dumpf braust der Zug hinüber.

Die Fenster auf! Dort drüben liegt Berlin!
Dampf wallt empor und Qualm, in schwarzen Schleiern
Hängt tief und steif die Wolke drüber hin,
Die bleiche Luft drückt schwer und liegt wie bleiern . . .
Ein Flammenherd darunter — ein Vulkan,
Von Millionen Feuerbränden lodernd, . . .
Ein Paradies, ein süßes Kanaan, —
Ein Höllenreich und Schatten bleichvermodernd.

Hin donnernd rollt der Zug, es saust die Luft!
Ein anderer rast dumpfrasselnd risch vorüber,
Fabriken rauchgeschwärzt, weit durch den Wasserduft
Glänzt Flamm' um Flamme, düster, trüb' und trüber,
Engbrüst'ge Häuser, Fenster schmal und klein,
Bald braust es dumpf durch dunkle Brückenbogen,
Bald blitzt es unter uns wie grauer Wasserschein,
Und unter Kähnen wandeln müd' die Wogen.

Vorbei, vorüber! und ein geller Pfiff!
Weiß fliegt der Dampf, . . . ein Knirschen an den Schienen!
Die Bremse stöhnt laut unter starkem Griff . . .
Langsamer nun! Es glänzt in allen Mienen!
Glashallen über uns und lautes Menschenwirr'n, . . .
Halt! Und „Berlin!" Hinaus aus engem Wagen!
„Berlin!" „Berlin!" Nun hoch die junge Stirn,
Ins wilde Leben laß dich mächtig tragen.

Berlin! Berlin! Die Menge drängt und wallt,
Wirst du versinken hier in dunklen Massen? . . .

Und über dich hinschreitend stumm und kalt,
Wird niemand deine schwache Hand erfassen?
Du suchst . . . du suchst die Welt in dieser Flut,
Suchst glühende Rosen, grüne Lorbeerkronen, . . .
Schau dort hinaus! . . . Die Luft durchquillt's wie Blut,
Es brennt die Schlacht, und niemand wird dich schonen.

Schau dort hinaus! — Es flammt die Luft und glüht,
Horch, Geigenton zu Tanz und üpp'gem Reigen!
Schau dort hinaus, der fahle Nebel spricht,
Aus dem Gerippe nackt herniedersteigen —
Zusammen liegt hier Tod und Lebenslust,
Und Licht und Nebel in den langen Gassen —
Nun zeuch hinab, so stolz und selbstbewußt,
Welch eine Spur willst du in diesen Fluten lassen?

Frühlingstraum.

Auf waldverlornen Wegen
Dem Frühling ging ich nach,
Ein lichter Sonnenregen
Durch Laub und Aeste brach.

Von knospenden Gezweigen
Umkränzt und Blütenschein,
Wo sich die Weiden neigen
Zum Bache, schlief ich ein.

Zwei weiche Arme bogen
Sich um die heiße Brust,
Hell floß in duftigen Wogen
Der Locken goldene Flust.

Dein Mund auf meinem Munde,
Dein Aug', wie Sonnenschein,
Mit dir im süßen Bunde,
Geliebte, schlief ich ein.

Die Sonne, die in Funken
Strömt hell von Blatt und Zweig,
Dein Auge ist's, das trunken
Mir glänzt und perlengleich.

Die Blüten, die da sprießen,
Maiduft verstreu'n im Wald,
Von jungen Lippen fließen
Sie mir als Küsse bald.

Und wenn in deinem Schoße
Mein Haupt gebettet ruht,
Der Mai ist's, dem im Schoße
Ich schlafe sanft und gut.

Winterwanderung.

(Originalbeitrag.)

Schritt durch die schneebereifte Heide,
Rot troff der Westen von Sonnenflut,
Nah' eine einsame leere Weide
Blitzte silbern durch die Abendglut, —

Silbern von Schnee und Eis,
Starrend von Lichtdiamanten,
Wie eine geschmückte Braut so weiß,
Gleißend von zierlichen Spitzen und Kanten.

Kalt und scharf in hellem Frost
Schweigt und starrt die öde Luft,
Fern das Feuer im Wolkenrost
Wirft herüber gelben Duft

Ueber den harten, knarrenden Schnee,
Ueber das helle Krystallengeschmeide:
Spiegelnd eine stille See
Liegt die weite — weite Heide.

Oh, wie erhellt sich der Sinn,
Oh, wie die Brust sich weitet,
Wer durch solchen Frost dahin
Durch die Winterlüfte schreitet.

Hart — hart ist die Luft,
Hart — hart wird der Mut,
Wandernd über Grab und Gruft
Fühlst du doppelte Lebensglut.

Lebensglut und Kampfesmut,
Eisen und Schwert und Schlacht!
Fern am Himmel das glühende Blut
Strahlend empor verkündet uns Schlacht,

Und mit Untergang schreckt
Blutig versinkend das Sonnenhaupt,
Wie mit welken Rosen bedeckt
Und von herbstlichen Scheinen umlaubt . . .

Fern Schlachtenfeuerglut,
Grauer Schlachtendampf,
Komm, germanische Winterbrut,
Du Geschlecht, erzeugt im Kampf,

Mit den Gliedern, gestählt in Eis,
Sinnen frisch wie der Wintertag,
Augen glimmernd wie Gneis,
Komm zum frohen Schlachtentag!

Die Luft war rot . . .

O bitter kalt war die Winternacht, und die Luft . . . ja, die Luft war rot . . .
Da hat's mich gepackt, und leis' stand ich auf . . . 's war nur, weil die Luft so rot . . .
Ja, so furchtbar rot das wilde Gewölk, das finster durchs Fenster mir sah,
's war wohl kein Himmel, die Hölle war's, was ich düster über mir glühen sah.

Ja, bitter kalt war die Winternacht . . . und ich hörte draußen die Winde schrein,
Und sie würgten die Luft und stießen die Nacht blutrünstig gegen Wand und Stein . . .
Ich aber, ich hörte im heulenden Wind . . . o, es klang so wild und so weh an mein Ohr . . .
Aus dem Sturm, aus der Tiefe, aus tiefer Nacht drang jammernd ein Stöhnen leis' an mein Ohr!

Das Jüngste stöhnte leise im Schlaf, wie ein welker Zweig war sein Händchen so dürr,
Und ich sah sie all' drei, von Hunger so schmal, wie welke Reiser so braun und so dürr,
Meine Kinder all' drei, so krank und so schwach . . . und draußen der Sturm und die glutrote Nacht,
Die uns alle, die Armen und Schwachen, verschlingt . . . sie hat es in Schuld, die glutrote Nacht.

Um Mitternacht war's und leis' stand ich auf ... und im Kopfe drinnen nur war's mir so schwer,
Und ich brannte ein trübes Lampenlicht an und leuchtete still in der Kammer umher — — —
Und gleich auch glitt im matten Licht an der Wand ruhlos ein Schattenbild,
Und was ich sann und was ich gedacht, mir raunte es zu dies Schattenbild ...

Und es irrte umher und stöhnte leis', und schüttelte wild das dunkle Haupt,
Und es preßte gegen die kalte Wand, an den feuchten Stein das kranke Haupt,
Und es leuchtete in der Kammer umher, und rings nur Fetzen ... und sonst nichts mehr ...
Und es irrte der Lampe fahler Schein rings über Fetzen und sonst nichts mehr ...

Da packte mich's an und ich starrte gradaus ... vor den Augen ward's mir so blutigrot ...
Im Winkel das Beil ... das glühende Beil ... wie ist es von Feuer und Blut so rot!
Ich starrte gradaus in die wilde Nacht ... in Mitternachtssturm und rotwolkige Luft — —
Und über mein Haupt und in mein Gehirn fiel Feuergewölk aus brennender Luft ...

Und über sie trat ich und beugte mich tief ... sie lagen so eng, Gesicht an Gesicht,
Von schaurigem Frost zusammengedrängt, — so grau wie Asche das welke Gesicht ...
Noch einmal fiel ich an ihre Seit' und preßte wild ihren blassen Mund,
Und preßte mein Haupt in das feuchte Stroh ... und preßte wild ihren blassen Mund.

Und sah gradaus in die Mitternacht ... und sah durch die Luft stumm kommen den Tod ...
Und ich hörte das Beil und es knirschte dumpf ... und über die Hände rann es mir rot ...
Und „Mutter!" nur stöhnte das Eine noch und starrte mich an ... und sonst nichts mehr ...
Und das Andre fuhr auf und starrte mich an ... und röchelte dumpf ... und sonst nichts mehr ...

O, wie still, o wie stumm, o wie rot war die Nacht! Matt glänzte das trübe Lampenlicht ...
Matt fiel auf ihr fahlgrau Gesicht der gelbe Schein vom Lampenlicht ...

Still nahm ich sie auf in meinen Schoß und preßte sie stumm an meine Brust,
Und wusch mit meinen Thränen das Blut aus ihrem Haar von Stirn und Brust . . .

Das Blut, es rieselt rot und rinnt die Nacht durch, bis der Morgen kommt,
Und ich wasche ihren blutigen Leib die Nacht durch, bis der Morgen kommt . . .
Doch der Tag kommt nicht . . . nur der Nachtwind schreit! . . . und draußen steht finster glutrote Nacht . . .
O, ihr Blut stürzt nieder und reißt mich hinweg — — — Sie hat es in Schuld, die glutrote Nacht . . .!

Am Grab einer Schauspielerin.

Und es stöhnt der Wind, und der Regen fliegt und fegt an den Kreuzen und Steinen,
Und aus der Erde, durchs nasse Gras, durch die Nesseln zittert ein Weinen.

Und durch die Nesseln, durchs nasse Gras, durch die Erde seh' ich es schimmern,
Ein Leichenhemd, ein Rosenstrauß, eines Ringes goldiges Flimmern.

An den Busen gedrückt eine schmale Hand, zwei Augen im Schlafe geschlossen,
Und die Schultern, so zart wie der Blüten Schnee, von blonden Locken umflossen . . .

O du Tag, o du leuchtende Sommernacht, da ich goldene Stunden verträumte,
Und, küssend deinen blutroten Mund, meine Jugendjahre versäumte.

Nur noch einmal hör' ich so fern, so weit, wo der Himmel voll Wolken und Regen,
Ein wonnig Lachen dort hoch im Gewölk, so trotzig und lustig verwegen . . .

In der bleichen Luft, in dem fahlen Licht hintreiben wirbelnde Blätter,
Und die weißen Rosen wehen zerfetzt im trüben Regenwetter.

Hört ihr es nicht?

Hört ihr es nicht? In meinem Ohre bang
Ewig tönt herber, dumpfer Trommelklang.

In heller Lenznacht, in der Nachtigall
Verträumtes Lied rauscht schwerer Waffenschall.

Der Sommer glüht in dunkler Rosen Duft, —
Wie Rossesstampfen dröhnt es durch die Luft.

Und wenn der Wein im grünen Glase quillt, —
Hörst du das Schlachthorn nicht, das blutig schrillt?

O Winternacht! Der Sturmwind heulend fährt,
Sein Odem leer die starrenden Wege kehrt.

Vergebens glüht am Feuerherd der Rost,
Stärker als Feuer brennt der kalte Frost.

An Haus und Wand und an des Weg's Geleis
Fliegt Schnee und knarrt das demantharte Eis.

O Winternacht! Durch Eis und fliegenden Schnee
Lauter als Sturmgeist schreit ein wildes Weh.

Geschrei und Schlachtruf durch die Nacht hinschallt,
Gleich wie am Strand die Sturmflut dumpf hinhallt.

In dunklen Scharen drängt es finster an,
Mit Beil und Hammer wogt es schwarz heran.

Zerlumpte Haufen, wie im Sturm verirrt,
Das Eisen dröhnt, das blanke Messer klirrt.

Das Angesicht, blaß wie ein Wintertag,
Sagt, wie das Elend gar so fressen mag.

Das Auge tief, die Wange hohl und schmal,
Auf Stirn und Wang' der Krankheit brandig Mal.

Gelöst das Haar auf schmutzigen Nacken hängt,
Den harten schweren Fuß kein Schuh umzwängt.

Das Banner glüht wie Herzblut dunkelrot —,
Die Fahne droht schwarz wie der Würger Tod.

Es drängt heran, es wogt die dunkle Flut, —
Den Himmel überschwemmt's wie trübes Blut . . .

Seht ihr es nicht, das Zeichen, das sich hebt?
Ein eherner Kelch vor euren Augen schwebt!

Ein eherner Kelch, mit Thränen angefüllt,
In Dornen und in Stacheln eingehüllt . . .

O, aus der Tiefe stöhnt ein banges Schrei'n;
Die Herzen auf und laßt die Liebe ein!

Die Herzen auf, die ihr am Throne sitzt,
Von Gold und heißem Demantglanz umblitzt.

Reißt ab das rote Gold vom Samtgewand,
Den Demantschmuck, das schimmernde Perlenband.

Zu euren Füßen liegt gestreckt die Not,
Aus hohlen Augen starrt euch an der Tod.

Es loht ein Feuer in der Erde Grab,
Und reißt auch euch in seinen Schlund hinab . . .

Hört ihr es nicht? In meinem Ohre bang
Ewig tönt herber, dumpfer Trommelklang . . .

Hedwig Kiesekamp.

Ahasver.

(Originalbeitrag.)

So sah ich ihn: — Novembersturm durchbrauste
Der Großstadt Plätze, Gassen, Straßen! — Schloßen,
Schnee, Regenschauer, eisig, — trieben wild! —
Da — sah ich ihn! — Von Hunger hohl, durchfurcht
Von schlimmer Leidenschaft, war welk und fahl
Sein schaurig' Antlitz! Gierig glomm sein Auge! —
Zerrissen und beschmutzt Schuh und Gewand! —
Hinschritt er einsam, durch das Grau'n der Nacht
Reckt er zum Himmel auf die Hand: „Fluch! Tod!
Dem Reichen, der in Ueppigkeit verpraßt
All' sauren Schweiß, den Arbeit uns erpreßt;

Frohnarbeit, hart und schwer: — des Herzens Blut!
Den Reichen allen Fluch! Verderben! Tod!"
So droht' er wild und reckt' empor die Faust,
Dem Fürsten dräuend, der hinter hellen Scheiben
Hoftafel hielt in hoher Königsburg. —
So sah ich ihn. So stand er starr am Thor.
Da plötzlich, war's ein Traum, war's Trug? Getümmel
Erfüllte Platz und Straßen: — Er, nur er! —
Beschmutzt, — zerlumpt, von Leidenschaft durchrast, —
In tausendfältiger Gestalt, — nur er!
„Der Ordnung Fluch! Fluch dem Gesetz! Und Tod
Den Reichen!" schwoll's empor in wildem Chor. —
Da — Trommelwirbel, — Hörnerschall, — und ehern
Der Bataillone Schritt! Kommandorufe!
Hei, Waffenlärm! Und — Blitz und Knall! Der Kugeln
Gepfiff: — Ein höllisch Knattern! — Wehgeheul,
Gestöhn und Todesschrei! — Er war's, nur er!
Ihn sah in rasend wildem Lauf ich fliehn;
Haupt und Gewand vom Blutstrom überronnen,
Wahnsinn im wirrem Blick, — die Todesfurcht! —
Ihn sah ich liegen, schmerzdurchbebt, zerfleischt,
Todwund! Und über ihn fort wogt' der Kampf!
Wild rast der Sturm! — Dumpf dröhnt vom Turme her
Das Sturmgeläut! Wo hinter hellen Scheiben
Hoftafel hielt der junge Fürst — loh'n Flammen!
Er schuf's, nur er. Vom Blick, dem haßdurchglühten
Gelenkt, — Brandkugeln warf er. — Weh! Sie trafen, —
Und zündeten! Glutrot loht's auf: „Feuer, Brand",
Durchhallt's das Kampfgetos'; „Feuer, Brand im Schloß!"
Hie — Hörnerschall, Kommandoruf: „Auf rettet,
Schirmt unsern König und die Königsburg!" —
Hie Wutgeheul: „Auf sprengt das Thor, die Mauern!
Den Reichen Fluch und Tod, und Tod dem König!
Hinein, auf, dringt hinein zur Königsburg!" —
Und in die Hallen, duftdurchlauscht, von Wohllaut,
Vom Glanz des Glücks durchwogt, die nun ein Herd
Lichtloh'nder Flammen, schwoll der grause Kampf!
Er war's: Ihn sah ich in dem schnöden Blick
Der Heuchler, die den glückumstrahlten Herrscher
Schmeichelnd umbuhlt, — den Glückverlassenen — floh'n!
Ihn sah ich, in dem schmerzdurchflammten Blick
Der Königin, die liebend, gottbegeistert
Der Meute stolz entgegen trat, zu decken
Mit eigenem Leben, kühn — des Gatten Flucht.
Ihn sah ich in dem gift'gen Hauch des Buben,
Der frech mit roher Faust, mit gier'ger Lust

Der Jungfrau naht! — Im totentschloss'nen Blick
Des Weibes, das den Stahl sich stieß ins Herz,
Zu wahren treu der Ehre lichtes Kleid! —
Im Aug' des Kriegers sah ich ihn, der kämpfte
Als wie ein Leu, der Uebermacht erliegend,
Hinsank, — und mit dem Ruf: „Gott schütz' den König,
Das Vaterland, — die Menschheit", — sterbend siegte! —
Ihn sah ich in dem Blick des schwachen Königs,
Der aus dem Schloß entfloh, entwich der Heimat,
Der Väter Reich, verließ die treue Gattin,
Die, o, — er wußt' es wohl, — die — für ihn starb,
Der floh, zu retten feig — ein elend Leben!

Ihn sah ich irren, wirr, — zu selb'ger Stunde
In weiter Ferne, bleich und schön, tot-traurig
Durch Wald und Feld zur Stelle, wo im Moor,
Von Schilf umbuscht, ein dunkler Weiher träumte!
Er schaute still zum Wasser, lange, — lange,
Und raunte leise, lächelt' irr' — und rief:
„Leb wohl, die mich verriet; um Rang und Pracht
Treulos verließ! Dir zürn' ich nicht: Dich lieb' ich!
Und sterbe: Leben ohne dich ist mehr
Als Tod!" Und sank hinab!
Ihn sah ich ruhen
In seid'nem Zelt, in schwellenden Polstern! — Ruhen,
Von süßem Duft umhaucht, von Glanz umstrahlt.
Ein Prachtgewand umschloß den zarten Leib,
Den schlanken, weißen Leib der jungen Gräfin,
Des kalten, stolzen, reichen Grafen Weib!
In ihrem Auge sah ich ihn: Dort brannt' er
Versengend, Flammen sprüh'nd! Die rückwärts lohten
Und dorthin drangen, wo im Herzensschacht,
Dem tiefsten, still entspringt der Quell: — Herzblut!
Da schwand der Wange Rot, — des Auges Glut.
Da sprach ihr stummer, schmerzumzuckter Mund:
„Verriet ich dich — um Reichtums Glanz? Ach tausend,
Viel tausendmal verriet ich mich! — Mit dir
Arm, war ich reich! Dich liebt' ich! — Was ohn' Liebe
Ist aller Glanz der Welt? Sein ohne Liebe
Ist mehr als Tod!" —
Ich sah ihn übers Meer
Hinschweifen, in dem Blicke jener Armen,
Die bittres Elend zwang zu fliehn die Heimat.
Ha, wie sie trüben Auges angstvoll spähten
Aus dumpfem, ödem Schiffsraum, sehnend spähten
Nach jenes fernen Wunderlandes Strand,

Das ihnen berge, was ein Traum verheißen, —
Des Menschenherzens ew'ger Traum: das Glück! —
Und übers weite Meer wild fuhr der Sturm
Und wühlte auf des dunklen Abgrunds Wogen!
Die trugen himmelwärts das Schiff, und abwärts
Sank's wieder dann, hinab zum Felsenschlund.
Und in den Wassern, — tief im wilden Weltmeer,
Versunken war der Armen Traum: das Glück!

Er war's! — Ich sah ihn tausendmal: Im Blick
Der jungen Frau, die mit dem Tode rang
Ums eigne Sein, — und um ein Unverschlossenes,
Das stille unter ihrem Herzen wuchs.

Ihn hört' ich in dem rührenden ersten Schrei
Des Säuglings, der mit tiefem, unbewußten
Wehlaut begrüßt — des Lebens dunkles Land! —

Ich sah ihn tausend, tausendmal, als Kind,
Als Jüngling, Mann und Weib und Greis, hinsinken
Aufs letzte Lager, schmerzdurchbebt, — von Krampf
Durchwühlt, von Sehnsucht nach des Friedens Land,
Und banger Todesfurcht! — Nun — ist's vorbei! —
Nun stockt das Herz, die Pulse stehen! Im Auge
Erlischt der glühende Strahl! — Und loht empor
Desselbigen Augenblicks im treuen Auge
Des Sohns, der heiß beweint des Vaters Tod!
Im Blick der Braut, der mit dem Heißgeliebten
Die ganze Welt hinsinkt ins dunkle Grab.
Und brennt im thränenlosen Aug' der Mutter,
Die stirbt, viel tausendmal, in ihrem Kind!
Er ist's, — nur er! O Ahasverus, du
Der Menschheit ewiger Schmerz: du Menschheit! Wann,
Wann wirst du ruh'n?

Erlösung.

Nimmer hören, nimmer sehen,
Nimmer fühlen, nimmer denken,
Wie ein Hauch im Sturm verwehen,
In das All sich ganz versenken, —
Ein Atom im Strom der Zeiten, —
Unbewußt doch emsig weben
An dem Leben aller Leben,
Das durchrauschet Ewigkeiten!

Ich wollte dich nicht lieben.

Ich wollte dich nicht lieben.
Mich labend wie ein frohes Kind
An Winterschnee, an Frühlingswind,
Ward ich umher getrieben.
Da sah ich dir ins Auge tief,
Du weckteſt, was im Herzen schlief: —
Ich muß dich ewig lieben!

Ich wollte dich nicht lieben!
Ich rang mit mir, ich kämpfte schwer,
Ich floh vor dir bis übers Meer, —
War, ach, in dir verblieben,
Denn dich nur sah ich Tag und Nacht
Im Sonnenstrahl, in Mondespracht: —
Ich muß dich ewig lieben!

Ich wollte dich nicht lieben!
Tief tauchte' ich in den Strom der Welt,
Sah betend auf zum Sternenzelt, —
Dein Name stand geschrieben
Mit Flammenschrift im Herzen mein;
Nun stell' ich alles Ringen ein: —
Ich muß dich ewig lieben!

Sein Jugendhaus.

Seh' ich das Haus, das du als Kind umspielt,
Ist mir, als sollt' ich knieen auf der Schwelle,
Dem Himmel dankend, der an dieſer Stelle
Einst schirmend über dich die Hände hielt.

Und wieder ist mir dann wie jenem Kind,
Das tief im dunkeln Walde sich verirrte,
Wo bange Sorge drohend es umschwirrte,
Bis selig es das Vaterhaus gewinnt.

So wird mir Heimat, was dir Heimat war,
Mir Friede, was einst Ruhe dir gegeben,
Seit deine Seele meiner Seele Leben,
Du meine Heimat wardst auf immerdar.

Abschied.

O bang' ersehnte, süße Stunde! —
Du kamst zu mir zum letztenmal!
Ein Kuß, ein Hauch von Mund zu Munde, —
Und dann — des Abschieds dumpfe Qual!

Ein Seufzen, Flüstern hin und wieder,
Ein letzter Gruß! — Du gehst zum Thor. —
Schwarz sinkt die Nacht auf mich hernieder:
Ich fühl's, daß ich mich selbst verlor!

Ewiger Tod.

UB Mstr

Da hast du mich zu ewigem Tod verdammt,
Als, Liebe, du das Leben mir geschenkt,
Um ohne Lieb' es langsam hinzusterben.

Paul Baehr.

Nur einen Sonnenstrahl!

(Mädchen-Lied.)

Nur einen Sonnenstrahl! hab' ich erfleht,
Als ich die sternenlose, dunkle Nacht
In bangem Hoffen, brünstigem Gebet
Mit thränenfeuchtem Auge durchgewacht.

„Nur einen Sonnenstrahl!" erfleht' ich leis',
Als fern der junge Tag sich hob empor;
Da plötzlich schossen Strahlen glühend heiß
Durchs Heer der Wolken, durch den Nebelflor.

Und übergoldet von der Sonnenpracht
Schloß selig ich mein trunk'nes Auge zu;
Was mir ins Herz, ins tiefe Herz gelacht —
Die ganze Sonne war's — Geliebter — du!

Du Sonnenlicht, das meinen Pfad erhellt,
Nun bist du mein! o Heißgeliebter, mein!
Du bist mein Traum, mein Leben, meine Welt,
O du mein goldner Frühlingssonnenschein!

Das Bild ohne Gnade.

(An eine Frau.)

Ich kenn' ein schönes Angesicht,
Des Züge stolz und fein geschnitten;
Doch aus dem blauen Auge spricht
Ein Herz, das viel und schwer gelitten.

Nur selten, daß es Milde zeigt,
Nur selten läßt es Freude schauen;
Man glaubt, wenn seine Lippe schweigt,
Es sei aus Marmorstein gehauen.

Stets schwebt dies Antlitz um mich her,
Ernst folgend meinem Lebenspfade. —
O daß es mir doch gnädig wär',
Dies hehre Bildnis ohne Gnade.

Lob der Ehe.

Was auch das Leben heut hienieden,
Die Krone bleibt der Ehestand;
Er schlingt ums Herz uns Glück und Frieden
Mit nimmer welkem Rosenband.
Er lässet liebend eines werden
Zwei Herzen, die sich zart genaht,
Daß sie in Freud' und Leid auf Erden
Treueinig wandeln gleichen Pfad.

O dreimal selig, wer ein Wesen
Voll Anmut, Zärtlichkeit und Treu'
Zur holden Gattin sich erlesen,
Er wähnt geboren sich aufs neu!
Ihr Aug' wird ihm zum Sonnenscheine,
Der seine Schaffenslust belebt;
O Glück, er nennt ein Herz das seine,
Das mit ihm fühlt und mit ihm strebt;

Das still und fleißig für ihn waltet
Vom Morgen bis zum Abendrot,
Sein Heim zum Eden ihm gestaltet
Und ihm versüßt des Daseins Not;
Das liebbesorgt in seinem Blicke
Erspäht, was ihm das Herz beschwert,
Sich härmt in seinem Mißgeschicke,
Mitfühlend seine Lust vermehrt.

Wem solch ein holdes Weib beschieden,
Den hat der Himmel reich bedacht;
Er wandert durch die Welt in Frieden,
Ein treuer Engel hält ihm Wacht.
Vom Traualtare bis zum Grabe
Ist Lust und Liebe sein Geleit;
Ihm ward in einer Himmelsgabe
Des Himmels ganze Seligkeit.

Um Mitternacht.

Rings waltete die tiefste Grabesruh',
Gehüllt ins Schwarz der sternenlosen Nacht;
Auch meine müden Augen fielen zu,
Und nur mein Seelenauge hielt noch Wacht.

Auf tauchte aus dem Dunkel Bild um Bild
Und zeigte alle Lieben mir — die tot!
Wie schnell hat doch die Zeit den Schmerz gestillt,
Der meine Brust so stürmisch einst durchloht.

Wie war das Weh so groß, das Herz so schwach,
Das nie mehr froh zu werden schon vermeint!
Doch jeder Schmerz entschlummert allgemach,
Hat sich die Seele müd' und matt geweint.

Wie bald, wie bald! nur eine Spanne Zeit,
Dann Herz um Herz in Staub und Asche stiebt,
Verschollen ist im Meer der Ewigkeit
Was tief ich haßte — was sie heiß geliebt.

Im Land des Padischah.

Ihr rühmt Zuleikas süßen Kuß,
Preist ihre weiche Hand;
Nennt Rose sie vom Kaukasus
Und Stern im Morgenland.

Und prangt die schönste Rose dort
Im warmen Tiflis fern —
Verherrlicht sie nur immerfort,
Ich bleib' in Deutschland gern.

Denn mein gesegnet Auge schaut,
Was ihr ja nie gesehn,
Ein Veilchen, o so lieb und traut,
In Deutschlands Fluren stehn.

Ein Jeder wohl im Lande blieb',
Des Aug' dies Veilchen sah,
Und sänge nicht von Lust und Lieb'
Im Land des Padischah.

Vorüber.

Mir träumte, ich ritt zum Thor hinaus
In den fröhlichen Frühlingsmorgen,
Es prangte die Flur wie ein Blumenstrauß,
Und hinter mir lagen die Sorgen.

Und an des Flusses Ufer entlang
Da ließ ich den Renner greifen,
An Sporn und Bügel der Säbel klang,
Ich hörte den Wind um mich pfeifen.

Hinjagte im gestreckten Lauf
Mein Roß durch Wiesen und Matten
Und stürmte hinunter und stürmte hinauf,
Zur Seite den fliegenden Schatten.

Da plötzlich in grünender, blühender Au
Ich sah einen Graben liegen,
Ha, welche Lust, wie der Aar durchs Blau,
So über den Graben zu fliegen!

Und schnell war ich zum Sprunge bereit,
Fest hielt ich den Renner im Zügel,
Ich legte die Brust nach vorne weit
Und stemmte mich fest in den Bügel.

Aufbäumte sich da mein Roß mit Macht
Und sprang und schwang sich hinüber — —
Da bin ich erwacht und hab' trauernd gedacht
An Zeiten, die längst vorüber!

Jakob Loewenberg.

(Originalbeiträge.)

Gute Nacht.

Wie Glockenklang vom Meeresgrunde
Ein Wort durch meine Seele zieht,
So wehmutsvoll wie Abendstimmen,
So mild als wie ein Schlummerlied.
Es weht mir zu auf allen Wegen,
Im Sturmgebraus, im Säuselwind,
Und selbst im Traume klingt es wieder:
Gute Nacht, Mutter! — Gute Nacht, Kind!

Wenn nach des Tages muntern Spielen
Der Knabe müd' zur Ruhe ging,
Nach vielem Bitten erst und Drohen,
Ob auch der Schlaf am Auge hing,
Dann rief ich von der letzten Stiege
Hinunter noch einmal geschwind,
Und fröhlich kam die Antwort wieder:
Gute Nacht, Mutter! — Gute Nacht, Kind!

Und saß der Jüngling bei den Büchern,
Ob noch so spät sich eifrig stritt
Der Wissensdurst mit Wissenszweifel,
Ich hörte doch den leisen Tritt,

Das Lauschen an der Thüre hört' ich,
Ich wußte, wer da sorgt und sinnt,
Hinüber und herüber drang es:
Gute Nacht, Mutter! — Gute Nacht, Kind!

Dann kam die Zeit, da ich gesessen
An deinem Bett wie lang, wie oft!
Hielt deine bleiche Hand umschlungen
Und hab' verzagend noch gehofft.
Sah dir ins müde, liebe Auge.
„O komm doch Schlaf, erquickend, lind!"
Er kam — zum letztenmale klang es:
Gute Nacht, Mutter! — Gute Nacht, Kind!

Wie Glockenklang vom Meeresgrunde
Ein Wort durch meine Seele zieht,
So wehmutsvoll wie Abendstimmen,
So mild als wie ein Schlummerlied.
Und kann ich keine Ruhe finden,
Wenn Gram und Sorge mich umspinnt,
Dann hör' ich's raunen, friedenbringend:
Gute Nacht, Mutter! — Gute Nacht, Kind!

Wohin?

Es war im ersten Lenzeswehen,
Mir war so hoffnungsfroh zu Sinn.
Die Knospen schwollen schon am Schlehen,
Da hört' ich ein Wort im Vorübergehen:
Wo soll ich hin?

Ich sah empor. Zwei hohe Gestalten,
Ein blasses Weib, ein stolzer Mann.
Sie wollt' an seinem Arm sich halten,
Er zog die Stirn in finstre Falten:
Was geht's mich an?

Nun blühn und duften die Syringen
Und jeder Halm frohlockt: ich bin!
Die Schwalbe baut, rings Glanz und Singen,
Ich hör' das eine Wort nur klingen:
Wo soll ich hin?

Zum Licht.

Ins Meer hinaus der Leuchtturm strahlt,
Umbraust von den brandenden Wogen.
Von Heimweh getrieben, aus fernem Süd,
Im Dunkel verflattert, verschmachtet und müd'
Ein Vöglein kommt gezogen.

Es sieht das Licht, froh fliegt es heran,
Leis' klirren die Eisensprossen,
Und jählings hinunter ins Dunkel es fällt,
Die Schwingen gebrochen, den Kopf zerschellt.
Zum Licht! — Wer zählt die Genossen?

Am See.

Es schläft der See, umballet rings
Von tannengrünem Berggelände,
Noch einmal blickt der Tag hinab
Hoch über schroffe Felsenwände.

Andächtig Schweigen. Die Natur
Hält eine stille Seelenfeier.
Die Nacht steigt aus der Tiefe auf,
Umwallt von blauem Nebelschleier.

Und mich erfaßt ein banges Weh,
Ein heißes, sehnendes Verlangen
Nach allen, die ich einst geliebt,
Und die schon schlafen sind gegangen.

Schneeflocken.

„Schneeflocken!" In der düstren Stube
Ein heller Jubelruf erklingt.
„Schneeflocken!" und der kleine Bube
Glückstrahlend an das Fenster springt.

Die Mutter, bleich von Not und Harme,
Starrt in das Wetter sorgenschwer.
„Schneeflocken! daß sich Gott erbarme,
Wo nehm' ich Brot und Kohlen her?"

Heideblühen.

Der Frühling sprang ins Land mit Singen,
Und tausend Blumen leuchtend lauschen,
Das ist ein Blühen und ein Klingen,
Es jauchzt der Bach, die Wälder rauschen.
Nur still in dunklem Winterkleid
In lenzvergess'ner Einsamkeit
Die Heide schläft.

Hochsommer kam mit heißen Gluten.
Die Blumen neigen sich zum Sterben;
Doch durch die Heide geht ein Fluten
Von Jugenddrang und Liebeswerben.
Traumlallen zieht durch schwüle Luft
Und alles Klang und Glanz und Duft.
Die Heide blüht.

Und du, mein Herz, was soll dein Pressen,
Welch Wunder willst du mir entdecken?
Auch dich hat einst der Lenz vergessen,
Wer kam voll Mitleid dich zu wecken?
Ein Strahl aus dunklen Auges Grund,
Ein Kuß von rosenrotem Mund.
Nun blüh', mein Herz!

Antonie Jüngst.

(Originalbeiträge.)

Am Lido.

Ich stand am Meeresgestade
Und schaut' hinaus auf die Flut,
Auf Adrias blauende Wogen,
Umflossen von Sonnenglut.

Weit, weit, in endlose Fernen
Erstreckten die Wasser sich,
Und drüber spannte die Bläue
Des Himmels sich feierlich.

Die Wellen kamen und gingen,
Sie küßten den weißen Sand,
Die falben, zitternden Gräser
An einsamen Ufers Rand.

Sie rannen und rauschten heimlich
Und hoben sich murmelnd kaum,
Als ob die schimmernde Tiefe
Ein seltsamer Wundertraum.

Als ob das melodische Flüstern
Des Meeres am Lidostrand
Ein Ton aus versunkenen Welten,
Ein Gruß aus dem Märchenland —

Nein, aus dem heiligen Dunkel,
Dem Reiche der Ewigkeit,
Das hier geheimnisvoll mahnend
Berühret die Grenzen der Zeit.

Ich lauschte klopfenden Herzens,
Und ernster die Welle klang,
Den süßen Tönen sich mischte
Ein trauervoll ernster Sang.

Der Sang von Lieben und Leiden,
Der Seufzer aus tiefster Brust,
Der ängstlich fragend durchzittert
Jedwede irdische Lust.

Ein heimlich Schauern beschlich mich,
Ich schaut' wie durch Nebelflor
Und hob voll Thränen die Blicke
Zum strahlenden Himmel empor.

Da sieh! mit rosigem Scheine
War alles sanft angehaucht,
Der Adria schwellende Wogen
In goldne Tinten getaucht.

Ein mild verklärender Frieden,
Ein freudiger Hoffnungsglanz
Schwebt' ob den purpurnen Fluten,
Der Inseln lieblichem Kranz.

Und aus dem Schimmern und Leuchten
Des Meeres im Abendschein,
Senkt wieder Glaub' und Vertrauen
Sich sacht in mein Herz hinein.

Der Strandräuber.

Im rauchgeschwärzten Stübchen, das manch Geheimnis hehlt,
Ein fast erlöschend Lämpchen mit trübem Scheine schwelt.

Zerbroch'ne Fensterscheiben, vermorschte Balken nur,
Ein Haufen Schutt und Scherben, von Leben keine Spur.

Und doch! im tiefsten Winkel, dem längst das Glück entfloh,
Lechzt hoffnungslos ein Kranker auf einer Schütte Stroh.

Dem todesbleichen Antlitz, verzehrt von innrer Pein,
Grub Leidenschaft und Sünde ihr grausig Zeichen ein.

Die hag'ren Hände tasten in aufgeregtem Spiel
Als ob sie Flocken lasen von dem zerriss'nen Pfühl.

Kein Ton durchdringt die Stille, kein Freundesauge wacht
Am Bette dieses Armen die letzte, bange Nacht.

Da schlägt das ferne Branden des Meeres an sein Ohr,
Und wild die Arme breitend, fährt jählings er empor.

Das fieberglüh'nde Auge starrt schmerzlos in das Licht,
Des Todes kalter Angstschweiß aus Stirn und Schläfen bricht.

„Was willst du?" keucht er bebend, „was willst du noch von mir?
Hab' doch mit eig'nen Händen gescharrt die Grube dir.

Ich hätte dich ermordet? — Gestohlen Geld und Uhr? —
Erschlagen, nicht ermordet! Ich braucht' mein Strandrecht nur.

Nicht diesen Blick, nicht diesen! Schau' mich nicht flehend an,
Sonst fehlt die Kraft zum Schlage ja selbst dem stärksten Mann!"

Des Kranken schrillen Wehlaut verschlingt der nächt'ge Wind,
Und mit gebroch'ner Stimme er wiederum beginnt:

„Mir fehlte alles, alles, ich nagt' am Hungertuch,
Ob ich mich plagt' und plackte, mir folgt' ein grauser Fluch.

Da spült' in dunkler Märznacht die sturmgepeitschte Flut
An unsre Felsenriffe viel herrenloses Gut.

Die fahle Morgendämmrung den aufgewühlten Strand
Bedeckt mit Tod und Trümmern und reichen Schätzen fand.

Voll gier'ger Freude barg ich das unverhoffte Glück,
Als mich aus hohlem Auge traf dieser fleh'nde Blick.

Was mußtest du erwachen, du wareſt ja schon tot,
Und ich durch dich gerettet aus aller Sorg' und Not.

Gebt Brandy, heißen Brandy, lebend'gen Feuerwein,
In ihm erstickt' ich immer die namenlose Pein!

Ha! keiner hört mich, keiner naht dieser Schwelle sich,
Seit des Erschlag'nen Schatten sich nächtens drüber schlich.

Dort in der Ecke kauert das Grau'ngespenst und droht,
Es winkt" — — — ein dumpfes Aechzen, ein Schrei, und er ist tot.

Mit fahlem Schein das Lämpchen noch einmal zuckt und zischt,
Bevor in Nacht und Dunkel ersterbend es erlischt.

Therese Dahn

geb. Freiin von Droste-Hülshoff.

Heidekinds Erlösung.

Still liegt die Heide — Nachtluft umfließet
Wachholderstrauch und duftend Kraut,
Und drüber gespenstisch Licht ergießet
Der Mond, der fahl vom Himmel schaut.
Hier ruft ein Vogel, ein Käfer schießet
Dort schwirrend auf — sonst Stille weit —:
Tief-süße Nacht zur Sonnwendzeit.

Nun knistert's im Moos und Nebel wallen:
Das Heidekind kommt mit dem bleichen Gesicht,
Sonnfarben ihr Blick, rot die Locken ihr fallen —
So wandert sie irr im Mondenlicht.

Und seitwärts fernher formen und ballen
Die Nebel sich an in wirrem Gemaß
Und über die Heide ziehn sie fürbaß.

Da hört sie Tritte, da rauscht die Weide:
Sie wendet den Blick — Ha! Der Heidemann,
Da kommt er geschritten im Nebelkleide,
Das die dunkle Gestalt kaum bergen kann;
Sein Mantel schwarz fliegt über die Heide,
Durch wallenden Dunst, durch Nebel dick
Funkelt und sprüht sein Feuerblick.

Und rascher sie schreitet und rascher daneben
Folgt der Mann ihrer wirren Hast.
Bald vorwärts läßt sie die Blicke schweben,
Bald rückwärts hält sie der Zaubrer gefaßt:
Die Feueraugen sprühen und weben,
Und nahe, ganz dicht ist der mächtige Mann,
Nun fühlt sie ihn atmen, nun faßt er sie an.

O, wie sich's ihr fest um die Schulter schmieget,
Es weht um die Wangen sein Hauch ihr heiß —
Und als er das Köpfchen ihr aufwärts bieget —
Da muß sie ihn schauen — und beben leis' —
Auf dunklem Gelock der Nebelhut wieget;
Sie schaut, bis die Augen sie schließen muß,
Da brennt auf dem Mund sein berauschender Kuß. —

Weit liegt die Heide, der Mond strahlt nieder,
Sie wandern dicht aneinander geschmiegt:
Sein Mantel verhüllt ihre zarten Glieder,
Sein langer Bart im Nachtwind fliegt,
Die Dünste weben hin und wieder: —
Und fern, wo Ginster und Distel steht,
Verrinnen die Zwei, wie Zauber zergeht. —

Und über die Heide feiernd spinnet
Einsamkeit, still, süß und tief,
Der Nebel wogt, der Nebel rinnet:
In Nacht und Schweigen das Land entschlief.
Nun hat der Geist die Elfe geminnet:
Das Heidekind mit dem bleichen Gesicht
Wallt nicht mehr einsam im Mondenlicht.

Zur Nacht.

Nacht ist's und öde Weg und Gassen,
Zur Ruhe längst ging alles ein;
Nur blitzend durch die Nebelmassen
Seh' ich noch deiner Ampel Schein.

Wie könnt' ich nun im Schlummer liegen,
Da einsam ruhlos ich dich weiß,
Und mich in weiche Kissen schmiegen,
Da du dich mühst in spätem Fleiß? —

Ich schwebe wie im Zaubertanze
Dem Strahle deines Lichtes nach,
Und im gespenst'gen Dämmerglanze
Betret' ich leise dein Gemach.

Und siehst du's nicht am scheuen Lichte,
Wie's fein den frischen Luftzug spürt?
Und fühlst du nicht dir am Gesichte,
Daß es mein heißer Hauch berührt?

Die Feder nehm' ich dir aus Händen,
Die weisen Bücher schließ' ich zu
Und führe längs den Epheuwänden,
Geliebter, dich zu süßer Ruh.

Sehnsucht.

Nicht kann ich der ew'gen Sehnsucht genesen,
Nicht kann ich vergessen, wie's all gewesen —
Und kann dich nicht lassen und kann dich nicht meiden,
Mag lieber die süßen Qualen leiden —
Will lieber dich lieben und drum verderben:
Für dich muß ich leben! Für dich muß ich sterben.

Gehorsam.

Rufe mich und ich will kommen,
Selig an dein Herz genommen,
Immerdar bei dir zu sein:
Heiß' mich in Verbannung gehen,
Nie sollst du mich wiedersehen;
Glück ist, dir gehorsam sein,
Nah und fern dir bin ich dein.

Ida Gräfin v. Holnstein aus Bayern

geb. Gräfin v. Wengersen.

Maria hat den besten Teil gewählt.

An Maria B. zu ihrer Einkleidung bei den Barmherzigen Schwestern 4. Okt. 1893.

(Originalbeitrag.)

Ich könnte fast dein Glück beneiden,
Daß du so ganz gehörst dem Herrn
In Freuden nun und auch in Leiden
Und leuchten darfst gleich einem Stern!
Denn an der Stirne steht geschrieben
Der Schwester, daß sie Gott gehört,
Mit ihrem Leben, ihrem Lieben,
Daß nie die Welt sie mehr bethört!
Beneiden — nein! — Doch will ich beten,
Daß Er dir gebe Licht und Kraft,
Und im Entsagen, in dem steten,
Dir auch Beharrlichkeit verschafft!
Daß du in allen Seinen Gliedern
Nur Ihn — nur Ihn allein erblickst;
Um Seine Liebe zu erwiedern
Vor keinem Opfer auch erschrickst! . . .
Daß dich der Herr von Seinen Füßen
Dann ziehe an Sein göttlich Herz,
— Denn in der Ruhe dort, der süßen,
Vergißt sich jeder Erdenschmerz. —

Daß Seine Liebe immer fester
Die goldne Fessel um dich schlägt,
Dies ist der Wunsch, geliebte Schwester,
Den dieses Blatt zum Kloster trägt!

Liebe.

Liebe heißt leben, Liebe heißt sterben,
Liebe muß geben und muß erwerben,
Selbst sich vernichtend in zehrender Glut,
Das ist der Liebe erhabenstes Gut!

Glück und Schmerz aus Gottes Hand.

Im Traume sah ich meine Lieben wieder,
All die Gestalten der Vergangenheit.
Ich sah sie scherzen, hört' die alten Lieder, —
Vorüber ist das Glück und seine Zeit!
Der Mund, der kalt geschlossen nun für immer,
O wie er lachte, voller Jugendlust!
Mit ihm versank das Erdenglück in Trümmer;
Als es vorhanden — hatt' ich's kaum gewußt!
Nun ja, das Glück, will man es ganz genießen,
So muß man's, wie die Kinder, nicht verstehn.
Die schönsten Waldesblumen immer sprießen,
Wo sie von Menschenaugen nicht gesehn;
Und wo das Glück von dem Verstand erwogen,
Verwelkt es, wie die Blüte in der Hand.
Schon düstre Wolken fern am Himmel zogen,
Als du beschriebst das Paradiesesland.
Jedoch der Schmerz, wenn einmal er entsprungen,
Zieht wie der Strom dann durch dein Erdenthal;
Hast du auch noch gelacht und noch gesungen —
Es war nur wie der Sonne Abendstrahl.
Der Schmerz ist da, so wie ein zart Gewissen,
Das dich beim lauten Trinkgelage traf;
Er war dein Freund — du möchtest ihn nicht missen,
Allgegenwärtig ist er — selbst im Schlaf.

Friedrich Kampmann.

Judith.

Hell scheint der Mond, die Nacht ist schwül;
Der Feldherr schläft auf purpurnem Pfühl.
Zur Seite funkelt der goldne Pokal,
Zu Häupten blitzet der grimme Stahl:
Das Schwert des Holofernes.

Und er reckt die Glieder wollustschwer,
Und er zuckt die Faust nach der blanken Wehr:
„Den Weibern die Schande, den Männern der Tod!
Dir, Volk Jehovas, hat es gedroht,
Das Schwert des Holofernes."

Da öffnet sich leise des Zimmers Thür,
Der Vorhang rauscht und es tritt herfür:
Zwei Augen blitzen so scharf und hell,
Als wie genüber am Wandgestell
Das Schwert des Holofernes.

Und das Weib schaut forschend den Schläfer an:
„Wohl hast du mir nicht Leides gethan;
Ich bin nur ein Werkzeug der höheren Macht!"
Und sie nimmt und prüfet mit Bedacht
Das Schwert des Holofernes.

„Gott meiner Väter, du steh' mir bei,
Und mache dein Volk von der Schande frei!"
Und die Klinge zuckt — und ein Schlag, ein Schnitt —
Und blutend über den Teppich glitt
Das Haupt des Holofernes.

Das Brunnengespenst zu Elsei.

Bei Rhe vom Richtplatz schreitet sacht
Ein Mägdlein noch um Mitternacht.
Sie nimmt gen Elsei ihren Gang,
Die Heide und das Feld entlang.
Die Toten schreiten leise.

Ihr Kleid ist weiß, ihr Antlitz bleich.
„Du kommst wohl aus dem Totenreich,
Du bleiches Bild, steh' Rede mir,
Was treibt dich aus dem Grab herfür?"
Die Toten reden leise.

Zum Stiftplatz lenkt sie ihren Schritt
Und schwingt sich auf den Brunnentritt.
„Was schaffst du hier zur nächt'gen Stund',
Ist's Böses nicht, so gieb es kund?"
Die Toten reden leise.

Nach Kett' und Krücke greift sie d'rauf,
Der Eimer sinkt und kommt herauf.
Was suchst du auf des Eimers Grund,
Im Namen Gottes sprich jetzund!"
Die Toten reden leise.

Sie starrt hinab zum finst'ren Grund,
Sie starrt hinauf zum Himmelsrund.
„So helf' dir Gott, im Brunnen ruht
Wohl gar dein eigen Fleisch und Blut!"
Die Toten reden leise.

Da kräht der Hahn, die Nacht ist um,
Das Mägdlein schleicht von dannen stumm.
Sie nimmt zum Richtplatz ihren Gang,
Das Feld und dann die Heid' entlang.
Die Toten schreiten leise.

Epigramme.

Mensch und Dichter.

Jeglichem ward, zu empfinden, was ihn bewegt; das Empfund'ne
Zu bewegen, vermag einzig der Genius nur.

Stoffwahl.

Den Stoff nenn' ich bezwungen mit Recht von der Seele des Künstlers,
Den zu bezwingen hernach nimmer ein Andrer begehrt.

Erster Schnee.

Erster Schnee auf der Flur und erster Schnee auf dem Haupte, —
Stumme Boten, ihr mahnt beide: der Winter ist nah!

Letzte Frage.

Seele des Menschen, erschließet der Tod dir die Pforten des Lichtes,
Oder sinkt in die Nacht mit dir der Kerker hinab?

Clara Ferdinande Kampmann.

In der Frühe.

Wenn fern im Osten noch das Frührot glimmt
Und siegesfroh der junge Tag erwacht,
Spreng' ich die Fesseln, die der Schlummer wob
Ums Haupt mir, und entflieh' dem Bann der Nacht.

Und schreckten bange Träume mich, die schwer
Wie Bergeslast mir lagen auf der Brust,
Du scheuchst sie weg, o goldner Sonnenstrahl,
Und laut nun jauchz' ich auf in Freud' und Lust!

Und hoffend blick' ich auf zum Himmelsblau,
Die heiße Stirn umspielt vom Morgenwind,
Und leise zieht's durch meine Seele, wie
Von künft'gem Glück die Ahnung, süß und lind.

Epigramme.

Wunderblume.

Wunderblume, du gleichst dem Glück: dem Suchenden wirst du
Nimmer, doch öfter dem nichtsahnenden Wandrer zu teil!

Trost.

Einmal naht dir das Glück, und sei's an der Schwelle des Grabes,
Wenn zur ewigen Ruh' friedlich das Auge sich schließt!

Unsterblichkeit.

Jegliches kehrt, woher es gekommen; zu Staub wird der Leib einst,
Und zum Urquell des Lichts schwebt der entfesselte Geist!

Schicksal.

Ueber uns nicht wandelt das Schicksal; innen im Herzen
Sitzt es, und unbeugsam lenkt es das menschliche Thun!

Wilhelm Emanuel Backhaus.

(Originalbeiträge.)

Universum.

Anbetung, Preis und Ehre
Sei dir, unendliches Weltall!
Zertrümmert sind die Götzen,
Versunken sind die Götter,
Es dämmert schon der „Gott“:
Du aber bist immer geblieben
In unveränderter Schönheit,
In unverminderter Kraft,
Du uralt heiliges, ewiges,
Unendliches Weltall!

Aus dir, ohn' Anfang und Ende,
Aus dir, dem ewiglich Einen,
Aus dir, dem Urquell des Lebens,
Entsprießen alle Geschlechter, —
Du selber aus dir selbst:

Du, Inbegriff aller Erscheinung
Und aller weisen Gesetze
Und aller Bewegung und Kraft
Und aller Größe und Schönheit, —
Du, Alles und Eines!

Zu dir, Universum, blick' ich —
Ein Hauch deines ewigen Lebens —
Empor mit glühender Seele,
Der Andacht heilige Schauer
Treu in der Tiefe der Brust:
Ein Sandkorn bin ich dir, Weltall!
Ein zuckender Wurm nur dir, Gottheit!
Den verschlingt die allmächtige Zeit,
Der aber im Schoß noch der Allmutter
Ist eins mit dem Ew'gen.

Ein selig Gefühl mich durchzittert:
Mir ist, als säh ich voll Liebe,
Voll Ehrfurcht und voller Ergebung
In dir einem Vater ins Antlitz,
Ein Andrer, und doch auch sein Blut,
Ein Teilchen, und doch auch ein Ganzes,
Eins mit ihm lebend und sterbend, —
Bleibst du, ewiges All,
Der Menschen stetem Begehren
Auch unerbittlich.

Monismus.

Von Stern zu Stern auf goldnen Brücken,
Schwebt durch das All der Weltengeist,
Und um das All im All zu schmücken,
Er flammend um sich selber kreist.

Von Ewigkeit hat er gewaltet,
Noch ewig neu sind Kraft und Glanz;
Denn was er schafft, das nie veraltet,
Es schwingt sich fort im Zirkeltanz.

Nach festen, ewigen Gesetzen
Hat er vollführt des Weltalls Plan,
Er selber kann sie nicht verletzen
Auf seiner großen Wandelbahn.

Was er zertrümmert, baut er wieder,
Nichts hemmt den wundervollen Lauf;
Denn was da lebt, das sinket nieder,
Doch was da sank, blüht wieder auf.

Kein Wesen geht im All verloren:
Was war und ist, lebt jederzeit;
Verwandelt wird es, neugeboren,
Und werden wird's in Ewigkeit.

Königlich Gebet.

Lenke, Mutter Natur, ewiger Liebe voll,
Süßen Wohllautes Geist tief in mein dürstend Herz,
Daß ich lebe dir, Schönheit,
Heil'ge, Himmelentsprossene!

Laß mich wachsen und blühn, sicher in deinem Schutz,
Frei und fröhlich empor! Wehre mit güt'gem Sinn
All dem Gifthauch der Seele!
Daß mir fromme des Lebens Mai.

Laß mich künden dein Lob, deines Gesetzes Wort,
Priester treu mich dir sein, schaffen das Gute gut,
Weise bessernd die Menschen,
Daß da komme der Wahrheit Reich.

Wenn das Alter mir naht, rühre mit sanfter Hand
Leise dann mir das Haupt! Banne hinweg mir still
Von der Schläfe die Sorge,
Lächle freundlich dem Genius!

Sinkt die Sonne hinab, dunkelt mir Seele und Sinn,
Nimm dann, Mutter, mich auf liebend in deinen Schoß;
Eins mit dir, laß mich wachsen,
Wachsen durch die Aeonen fort!

An die Arbeit.

Ermüde, Geist der Arbeit, nicht!
Gieb immer höh're Kunde
Von deiner Kraft, von deinem Licht,
Von deines Wesens Grunde.
Natur, Natur, die steht dir bei,
Vereint mit ihr, und du bist frei.

Noch hat die Lüge große Macht
Und führt ein herrisch Leben;
Als Heil gilt, was der Wahn erdacht,
Als Recht der Selbstsucht Streben;
Du bringst ein Heil, das wahrhaft echt, —
So wandle nun das Heil in Recht!

Du hast schon Herrliches erbaut
In alt' und neuen Zeiten;
Dem höchsten Geist bist du vertraut,
Kannst Höchstes d'rum bereiten;
Den Menschheitstempel nun ersinn',
In dem die Wahrheit Priesterin.

Und von der Zinne weltenweit
Den Siegsruf laß ertönen:
Auf Erden herrsch' Gerechtigkeit!
Der Wahrheit Werk zu krönen.
Mit diesen Mächten, bundestreu,
Ist wahre Liebe immer neu.

Die Menschenliebe, deren Band
Die Völker fest umschlinget.
Sind sie nicht alle eng verwandt?
Ein Geist die Welt durchdringet.
Strahlt überall ihr hehrer Schein,
Dann wird's auf Erden Friede sein.

Und, Geist der Arbeit, du allein
Kannst diese Welt beschützen;
Durch dich das Schöne nur gedeih'n,
Das Gute nur kann nützen;
So bau' den höchsten Thron dir, Geist, —
Glückseligkeit sein Name heißt.

Die Jagd nach dem Glücke.

Es schwebt ein Gebilde in zaubrischer Pracht,
Eine Königin sinnlicher Mächte,
Vor den Blicken der Menschen bei Tag und Nacht
Und gebietet dem feigen Geschlechte.

Und allüberall ertönet ihr Lied,
Von berauschendem, lockendem Klange;
Und wem sie's gesungen, den mächtiglich zieht
Es hin zum Sirenengesange.

Eine goldne Krone vom Haupte ihr strahlt,
Es flattern die Locken, die dunkeln,
Im Antlitz sich Siegesgewißheit malt,
Und die Augen verheißungsvoll funkeln.

Der schlanke, ätherische Leib ist umwallt
Von einem güldnen Gewande;
Die wundersam reizende Lustgestalt
Durchfliegt berückend die Lande.

Und hinter ihr her im gigantischen Zug
Die Menschen atemlos rennen;
Es lechzen die Seelen nach schimmerndem Trug,
Und die gierigen Blicke brennen.

Sie rennen und rasen, vom Dämon entfacht,
Es stürzen der Schwachen so viele,
Und hinweg über sie in der tobenden Jagd
Fortstürmen die Starken zum Ziele.

Und allen voran, von Lust berauscht, jagt
Ein junger und kecker Geselle;
Er hat sein Leben, seine Seele gewagt,
Zu gewinnen die köstliche Stelle.

Und nah' und näher kommt er dem Bild,
Ihm wachsen im Fluge die Schwingen;
Ihren Odem schon trinkt er, glühend und wild,
Das Herz will vor Lust ihm zerspringen.

Er streckt seine Hand, zu empfah'n ihre Gunst,
Seine Augen leuchten wie Flammen, —
Da zerrinnt das Gebilde in Nebel und Dunst,
Und schaudernd bricht er zusammen.

Hermann Hartmann.

Frühlingsnahen.

Und wieder seh' den Frühling ich erscheinen,
Den weißen Blütenkranz im dunklen Haar;
Und wieder singt und trillert in den Hainen
Der kleinen Sänger buntgeschwingte Schar.

Die Lerche schwimmt in blauen Aetherräumen
Und schmettert hoch hinab ihr Frühlingslied;
Am grünen Rain will nicht das Veilchen säumen,
Sein würz'ger Opferduft nach oben zieht.

Und wo der Schnee zerrinnt, da seh' ich sprießen
Das grüne Gras an steilem Bergeshang;
Das Bächlein will vor Wonne überfließen
Und murmelnd rinnt es seinen Pfad entlang.
Ein Knospenkranz hängt an den hohen Bäumen;
Es pulst und klopfet in dem alten Stamm;
Du dunkler Wald, wie lange willst du säumen,
Zu schmücken deiner Berge hohen Kamm?

Auch dir, o Menschenkind, gilt Frühlings Mahnen.
Wach auf, wach auf aus tiefem Winterschlaf!
Laß lustig wehen deine Osterfahnen
Wenn einzieht deines Herzens Maiengraf.
Und wo du schaust zwei klare Veilchensterne,
Da gehe auch die Frühlingswonne auf;
Es winken Hoffnungsstrahlen nah und ferne,
Sie schaffen Mut zu neuem Lebenslauf.

Das Hünengrab und die Mikgardsschlange.

Es liegt auf brauner Heide
Ein hohes Hünengrab;
Man senkte Schwert und Scheide
Dem Helden mit hinab.

Und hat von hohen Steinen
Ein Denkmal ihm gestellt;
Ein solches, will uns scheinen,
Verdiente wohl der Held.

Er liegt hier tausend Jahre
Und tausend wohl dazu,
Der Schlachtenjubilare,
In wohlverdienter Ruh'.

Da plötzlich dringt ein Dröhnen
Ins steinern' Totenhaus,
Des Bahnzugs lautes Stöhnen
Mit Zischen und Gebraus.

Darob erwacht der Recke,
Er greift nach Schwert und Speer,
Er wähnt, daß ihn erwecke
Ein Ruf von Wodans Heer.

Er springt hinauf behende
Und steht gerüstet da,
Dann schlägt er in die Hände,
Denn nie er solches sah.

Ein Schlangenleib von Eisen,
Ein Drachenkopf vorauf,
In dem die Feuer kreisen;
Es nimmt auf ihn den Lauf.

„Die Mitgardsschlange!" ruft er,
„Der Weltenbrand ist nah!" —
Und einsam mit dem Steinwehr
Das Grab liegt wieder da.

Am Darnssee.*)

Am Darnssee rauscht und klagt es im Schilf,
Wenn nächtliche Nebel sich breiten;
Von weitem tönt es wie Rufen um Hülf',
Das drohende Flüche begleiten.

Dann schallt es wieder wie Hammerschlag
Aus des Wassers dunklen Tiefen,
Als wenn die Gesellen den ganzen Tag
Bei eiliger Arbeit verschliefen.

Das ist der Nix, der züchtigt sein Kind,
Das jammert nach einem Gespielen,
Es möchte gern weilen, wo Kinder sind,
Nur eines umarmen von vielen.

Mit rauher Hand das Eisen dann packt
Der Nix. Der schmiedende Hammer
Ertönt in immer rascherem Takt,
Dazwischen des Kindes Gejammer.

*) Hartmann, Der Sagenschatz Westfalens S. 308.

Der Wandrer hört's, ein Kreuz er schlägt.
Verstummt sind Hämmern und Klagen.
Im nahen Gehöft das Leben sich regt,
Im Osten beginnt es zu tagen.

Wilhelm Storck.

Der Mutter Traum.

Längst kam die Nacht ins Thal gestiegen; —
Erhellt vom bleichen Mondenschein
Ums stille Dorf im Kreise liegen
Herbstlich und lautlos Flur und Hain.

Die Mutter nur in öder Kammer,
Stumm und verlassen, sitzt und sinnt
Und wacht und weint in Gram und Jammer
Um ihr gestorb'nes einz'ges Kind.

Und Thräne fließt auf Thräne nieder,
Bis leise — sie empfindet's kaum —
Der Schlaf umwebt die Augenlider
Und ihre Seel' ein lichter Traum:

Zum Dorf heran vom fernen Walde
Bewegt sich rasch ein Kinderschwarm;
Sie wallen über Heid' und Halde,
Die — Hand in Hand, die — Arm in Arm.

In weißen Kleidern, und Gewinde
Von Blumen ums gelockte Haar,
Folgt einem hohen Weib geschwinde
Und ruhelos die dichte Schar.

Im Traum die Mutter weilt am Stege,
Und ihr vorüber wogt der Zug;
Zuletzt von allen auf dem Wege
Erscheint ein Kind mit einem Krug.

Sie schaut es an — das holde Wesen,
Erkennt's, umschlingt's und drückt's ans Herz,
„Mein Kind!" so spricht sie, wie genesen
Und neu belebt nach dumpfem Schmerz.

„Mein Kind! — Doch wie du matt erscheinest!
Was soll der Krug, so hoch und breit?"
„„Mutter, die Thränen, die du weinst,
Bewahr' ich drin seit all der Zeit."" —

„Und wer befiehlt dir denn, das volle
Gefäß zu tragen, groß und schwer?"
„„Mutter, befohlen hat's Frau Holle;
So weine denn nicht länger mehr!

Sieh nur, sie winkt, ich darf nicht bleiben.""
„O Gott!" so ruft die Mutter laut
Und fährt empor, als durch die Scheiben
Der erste Strahl des Morgens schaut.

Gewäsch.

Langweil'ger Narr, dich trifft das Sätzchen,
Das sonst nur gilt den alten Klappern,
Die gern zu Thee und Zuckerplätzchen
Hinsitzen und geschäftig plappern:

Könnt' einer Weiberzungen gerben,
Das gäb' ein wunderbares Leder,
Es hielte noch den zehnten Erben,
Und braucht' es fünfzig Jahr ein jeder.

Und willst du all' einmal uns töten,
Mich, Vater, Vettern und Gevattern,
Da hast du weiter nichts vonnöten:
Nur schnattern mußt du, mußt nur schnattern.

Josef Pape.

Von den Felsen wird er steigen.

„Von den Felsen wird er steigen",
Wo ihn Himmelshauch umweht,
Eh' zum Kampf der Sieger geht;
Denn er wird von Gott gesendet,
Der der Völker Siechtum wendet —
„Von den Felsen wird er steigen."

„Von den Felsen wird er steigen",
Hochgeboren, wie der Aar,
Der der Tiere König war
Und das Reich, der Mutbeseelte,
Sich zu neuem Flug erwählte —
„Von den Felsen wird er steigen."

„Von den Felsen wird er steigen",
Wie der Fels der Firnen jäh
Niederschmettert aus der Höh',
Wird im Rächergang verheeren,
Was vermessen, ihm zu wehren —
„Von den Felsen wird er steigen."

„Von den Felsen wird er steigen",
Deutschlands Hoffnung in dem Leid,
In dem Fluch und in dem Streit,
Der uns zweiet, drin wir klagen —
Unsre Krone soll er tragen!
„Von den Felsen wird er steigen!"

Der du ausgehst von den Felsen,
Sprich, viel Felsen sind im Land,
Sind es die an Nordens Strand?
Sind's im Süd die Markensteine?
Welche Felsen, sprich, sind deine?
„Von den Felsen wirst du steigen."

Der du ausgehst von den Felsen,
Sei's im Süden, sei's im Nord,
Uns willkommen, starker Hort!
Schrecken weh' von deinen Fahnen,
Friede folge deinen Bahnen,
Wirst du von den Felsen steigen.

Das Volkslied.

Das ist der Wonnen Mond, der Mai,
Da wandern alle Sänger frei
Und singen aller Orten
Vor allen schönen Pforten.

An ihrer Harf' ein grünes Band,
Ein Rosenzweiglein in der Hand;
Sie schlafen unter Linden,
Wenn sie kein Obdach finden.

Des Morgens, da noch säumt der Tag,
Erweckt sie frommer Wachtelschlag;
Die Waldesmusikanten
Begrüßen die Verwandten.

Und weiser Sprüche stehn genug
In einem großen, grünen Buch;
Dazu ist auch vom Lieben
Manch' Reimlein eingeschrieben.

Draus singen sie von Ort zu Ort,
In alle Lande singt sich's fort —
Die Sänger sind gestorben,
Die Weisen unverdorben.

Ludwig Hinterding.

Im Herbst.

Wie ist so still und schaurig doch der Wald,
So öde wie der Vorzeit Tempelhallen,
Nur hin und wieder noch ein Rauschen schallt,
Wenn scharenweis' die welken Blätter fallen.

Nur ab und zu, wenn sich ein Windhauch regt,
Anhebt ein Niederrieseln schwerer Tropfen;
Kaum daß ein Käfer sich im Laub bewegt;
Den Specht nur hör' ich in der Ferne klopfen.

Sonst Schweigen rings und tiefe Einsamkeit,
Ein Sehnsuchtsseufzen nur noch in der Föhre;
So schaurig still ist's, daß ich Harm und Leid
An meiner eignen Seele nagen höre.

Da kommt auf mich ein Frösteln eisig kalt,
Mein Herz durchzieht ein ahnungsbanges Dämmern:
Mir ist es just, als hört' ich tief im Wald
Die Jugend mein im Totenschrein verhämmern.

Auf dem Friedhofe.

Der Friedhof lag im Abend-Dämmerschein,
Ein heimlich Flüstern ging durch die Cypressen,
Ich saß gedankenvoll auf moos'gem Stein
Und hatte rings die Welt um mich vergessen.

Nicht fern von mir bemühte sich ein Kind,
Ein Knabe war's, mit thränenfeuchten Blicken,
Das Lockenhaar umspielt vom Abendwind,
Mit Blumen frisch der Mutter Grab zu schmücken.

Und wie es bat und was es fromm begehrt,
Zu mir herüber leise schluchzend drang es,
's war das Gebet, das sie mich einst gelehrt,
Die Mutter mein, in Tagen süßen Klanges. —

Da zog's wie Wehmut tief ins Herz mir ein,
Als ob die Teure selbst zu mir geredet —
Und scheidend hab' ich für die Mutter mein
Nach Jahren wieder kindlich fromm gebetet.

Der Lenz.

Schlaftrunken schaut vom Blütenbaume
Der Lenz verwundert in die Welt;
Es ist ihm just als wie im Traume,
So schlecht ist alles noch bestellt.

Und sinnend schüttelt er die Locken,
Da regen sich in Feld und Hain,
Zu sammeln flink die Blütenflocken,
Die Blumen alle, groß und klein.

Ein glühend Rot nimmt sich die Rose,
Das Weidenkätzchen greift nach Grau,
Das Veilchen, tief versteckt im Moose,
Erkürt sich ein bescheid'nes Blau.

Die Tulpe macht, die eitle, tolle,
Mit Rot und bald mit Gelb sich breit,
Die Lilie, die unschuldsvolle,
Wählt sich ein schlichtes, weißes Kleid.

So streut er all die bunten Farben
Mit milder Hand freigebig aus,
Und muß er schließlich selbst auch darben,
So macht er sich doch wenig draus.

Er freut sich, alles zu verschenken,
Bis auf sein grünes Werktagskleid,
D'rin will er sich gemach bedenken
Auf goldne Frucht zur Herbstesteit.

Karl Homrighausen.

(Originalbeiträge.)

Der Christbaum.

Nun hat man dich zerzaust, zerpflückt,
Verlassen trauerst du am Boden,
Der Menschenherzen hoch beglückt,
Er zählt seit Tagen zu den Toten.
Wegwerfend gönnt man dir den Platz
Da draußen in des Hofes Schranken,
Wo eifrig Ammer, Fink und Spatz
Sich um die letzten Brösklein zanken.

Zerknittert hängt der Zweige Heer,
Das einst gestrahlt in goldnen Funken,
Erloschen ist der Lichter Meer,
Ihr Glanz in tiefe Nacht versunken;
Und was uns Lust und Wonne war,
Danach der Kinder Augen spähten,
Liegt nun so nackt, so freudenbar,
Nur hier und da noch bunte Fäden.

Du schauteſt in dem kleinſten Raum
Der Liebe schönste Opfer brennen,
Und hörteſt, wie in stillem Traum,
So manchen süßen Namen nennen;
Nun fegt der Sturm durch dein Gewand,
Das einst geprangt im Kerzenschimmer,
Es nahm des Todes eis'ge Hand
Hinweg von dir den Schmuck für immer. —

O grüner Baum, dein arg' Geschick
Giebt mir ein Spiegelbild des Lebens:
Küßt heute dich ein Sonnenblick,
Suchst du ihn morgen schon vergebens;
Glaubst heute du, in sichre Hand
Sei dir der Erde Glück gegeben:
Nicht lange, und als eitlen Tand
Siehst flüchtig du's von hinnen schweben.

Abschied.

Ho zieh' hinaus mit Gottes Segen,
Er nehm' dich treu in seine Hut,
Und schenke dir auf allen Wegen
Den echten, wahren Lebensmut.
Noch bist du eine zarte Blüte,
Vom Sturm des Winters mild verschont,
O, daß der Himmel dir behüte,
Was in dem jungen Herzen wohnt.

Ich weiß, es treibt ein heiß' Verlangen
Dich nach der Heimat oft zurück;
Wenn Lenz und Rosen wieder prangen,
Denkst du an das entfloh'ne Glück;
Als du mich hast in letzter Stunde
Noch einmal still geküßt, geherzt,
Vernahm ich's wohl aus deinem Munde,
Wie sehr der Abschied dich geschmerzt.

Du fühlest, daß im Elternhause
Dir hat dein Paradies geblüht,
Wenn abends in der stillen Klause
Der Ofen lust'ge Flammen sprüht',
Und deine Mutter dir gesungen
Der Lieder süße Melodie,
Da ist durch deine Brust gedrungen
Des Lebens schönste Poesie. —

O lern' das Leben recht verstehen,
Vertraue nie dem äußern Schein,
Und wie es immer möge gehen,
Halt' Hand dir und Gewissen rein.
Verzage nicht, wenn auch mit Grollen
Des Sturmes Stimme jäh ertönt;
Aufrichtig sei dein ganzes Wollen,
Dann bist du mit dir selbst versöhnt.

Sei fromm, doch nimmer sei's zum Scheine,
Weil falscher Schein dir nimmer frommt;
Es ziert dich nur das einzig Eine,
Was tief aus deinem Innern kommt.
Was aus des Herzens tiefstem Grunde
Du offenbarest treu und warm,
Ist goldeswert, doch nie bekunde:
An Worten reich, an Thaten arm!

Leb' wohl und zieh' getrost von hinnen,
Lern' Welt und Menschen recht verstehn,
Ob auch vom Aug' die Thränen rinnen,
Getrost, es giebt ein Wiedersehn,
Wenn übers Jahr des Lenzes Blüten
Erstehn im goldnen Sonnenschein;
Bis dahin mög' dich Gott behüten,
Weil du in weiter Welt allein.

Eli Marcus.

Heidemanns Braut.

„Gertrude, geh' heut', ach geh' heut' nicht zur Stadt!"
„„O Mutter, Ihr seht ja so bleich und so matt,
Die Sorge um Euch mir beflügelt den Schritt,
Ich bringe den Trank Euch, den heilenden mit!""
„Gertrude, bleib' bei mir, es ist mir so bang,
Der Heidemann geht seinen heimlichen Gang;
Er küßt dir die Stirn, ja er küßt deinen Mund —
Zurück kehrst du nimmermehr froh und gesund!"
„„Lieb' Mutter, ich kehre vor Abend nach Haus,
Ich kenne nicht Furcht in der Heide, noch Graus;
Der Heidemann ist mir nicht feindlich gesinnt —
Komm, Mutter, umarme zum Abschied dein Kind!""

Sie wandert dahin, und die Mutter langt still
Sich her aus dem Spinde die alte Postill';
Sie rückt sich den Lehnstuhl zum knisternden Herd
Und fleht, daß Gertrude bald wieder ihr kehrt.
Das Herdfeuer mählig verkohlt und verglimmt,
Der Schlummer die Mutter gefangen nimmt. —
Da fängt im Kamin sich ein Windstoß mit Macht,
Daß jäh aus dem Dämmern die Schläfrin erwacht.
Scheu blickt sie sich um und — barmherziger Gott!
Treibt grausiger Spuk mit den Sinnen ihr Spott?
Wo schwarz hin zur Tenne der Schatten sich schart,
Da steht auf zwei Stühlen ein Sarg aufgebahrt.

Zwei Kerzen, sie werfen den gelblichen Schein
Hinab auf den schlichten, geöffneten Schrein,
Drin ruht, ihrem Kinde erschreckend gleich,
Ein schlafender Engel, wie Wachs so bleich. —
Das Mütterlein wankt zu dem Weihwasserkrug,
Sprengt bebend die Tropfen entgegen dem Trug,
Bekreuzt sich und betet in fliegender Hast —
Da schwanket das spukhafte Bild und verblaßt. —

Die Sonne erlöschet im fahlroten Schein,
Und Dämmerung spinnet das Heideland ein;
Am brodelnden Kolk, in den Föhren uralt,
Des Abendwinds Seufzen und Flüstern verhallt.
Auf endloser Heide das Leben erstarrt,
Im gelblichen Tümpel die Unke nur schnarrt.
Feucht über den Boden ein Nebelmeer wallt,
Das steigend zu wüsten Gestalten sich ballt;
Und in dieses wirre Gewoge hinein
Tritt jetzt, heim eilend, das Mägdelein. —
Aus grünendem Feld in die Heide so braun —
Da schleicht in das wackere Herz ihr ein Grau'n.
Es scheint ihr alles so fremd, o so fremd,
Daß ohne zu wollen die Schritte sie hemmt.

Doch schon eilt sie weiter in fliegender Hast —
Bei ihr ist die Furcht nimmer lange zu Gast.
Die Binsen am Wege, die streifen ihr Kleid,
Vorüber, vorüber — sie hat es noch weit;
Ihr lockiges Haar macht der Nebel so feucht,
Er nimmt ihr den Atem, daß mühsam sie keucht.
Nun ist ihr, als folge ein heimlicher Schritt,
Sie meint ihn zu spüren, den nahenden Tritt —
Da legt um die Hüfte sich sacht ihr ein Arm,
Ein Mantel umwallet sie faltig und warm. —
Sie blickt in die Höhe, sie starrt wie gebannt. —
Den Heidemann hat die Unsel'ge erkannt:
Das ragende Haupt mit den Augen so klar,
Mit wallendem Barte und wehendem Haar;
Die Schnallen am Schuhwerk, den schattenden Hut —
Das Heidegespenst, sie erkennt es zu gut!

Und schweigend schreiten die Beiden dahin,
Die flutenden Nebel das Paar rings umziehn,
Bis endlich das flimmernde Lichtlein erscheint,
Wo Mütterlein einsam noch betet und weint: —

Da hat er zu ihr sich herniedergebückt,
Hat tief ihr und lang' in die Augen geblickt,
Sie innig geküsset, als wär's seine Braut, —
Dann läßt er sie gleiten hinab in das Kraut —
Und über sie senket sich Dunkel und Nacht,
Die einsame Föhre hält über ihr Wacht;
Ein Nebelgewoge die Heide durchzieht;
Der Morgenwind seufzet und singet ein Lied,
Von dem blühenden Mägdelein, dem fröhlichen Blut,
Das bleich und erstarret im Heidekraut ruht;
Das nimmer zum Mütterlein heimgekehrt ist —
Der Heidemann hat es zu Tode geküßt. —

Geständnis.

Komm zu mir, mein blondes Mädchen,
Neig' dein Ohr zu meinem Munde,
Flüsternd möchte ich vertrauen
Dir geheime Liebeskunde.

Will mein Hoffen und mein Sehnen,
Lust und Leiden meiner Minne
Leise dir zum Ohre beichten,
Daß kein Wörtchen dir entrinne.

Denn die Rosen könnten's hören,
Die vertrauen's flugs dem Weste,
Und der West verrät's der Amsel,
Die dort brütet auf dem Neste.

Und Frau Amsel sagt es weiter
Finken, Wachteln, Elstern, Spatzen,
Bis es schließlich Staar und Zeisig
Von den hohen Dächern schwatzen.

Endlich hören es im Städtchen
Die geschwätzigen Frau Basen;
Rümpfen über „das Verhältnis"
Sittsam ihre spitzen Nasen.

Darum komm, mein blondes Mädchen,
Neig' dein Ohr zu meinem Munde,
Flüsternd möchte ich vertrauen
Dir geheime Liebeskunde.

Otto Weddigen.

Deutschlands Ströme.

(Originalbeitrag.)

Ihr möget Deutschlands Berge preisen
Und deutscher Städte edlen Kranz;
Ich aber singe Jubelweisen
Auf deutscher Ströme Ruhmesglanz.

Du, Vater Rhein, von Rebenhügeln
Und hohen Burgen rings umkränzt,
Dein Name muß zuerst beflügeln
Die Seele, wenn die Erde lenzt.

Wie reden deine grünen Wogen
So manches hehre Heldenwort!
Von deinen Ufern, vielgebogen,
Erzählt der Nibelungen Hort.

Dein Preis erklingt zu jeder Stunde,
So lang' noch deutscher Stolz sich regt,
Dein Lob erschallt aus Sängersmunde,
So lang' ein Menschenherz noch schlägt.

Wer dein gedenkt, darf nicht vergessen
Den grünen Neckar und den Main,
Die Mosel, wo die Winzer pressen,
Just wie bei dir, den edlen Wein.

Hell wie der Rhein erglänzt im Lichte
Des Ruhms die Weser immerdar;
Hier redet Thaten die Geschichte
Und Mären, hoch und wunderbar.

Nicht Reben schmücken Ufer, Felder,
Doch fette Weiden, gutes Korn,
Und ihre schatt'gen Buchenwälder
Erfrischen wie ein Wiesenborn.

Nicht Deutschlands schönster Strom, indessen
Der deutscheste bleibst ewig du;
Ich wäre treu- und pflichtvergessen,
Trüg' ich dir nicht die Liebe zu.

Zum Lob der Elbe geh' ich weiter:
Wie rührt sich hier des Schiffers Hand!
Der deutsche Fleiß ist ihr Begleiter
Bis an des Meeres fernen Strand.

Und wie die Elbe bleibt die Oder
Ein Edelstein in Deutschlands Gau'n,
Das Herz entflammt sich zum Geloder,
Hier alles Wunderwerk zu schau'n.

Zuletzt erheb' ich meine Laute,
Und auf den Saiten, rein und stark,
Send' ich ihr Grüße, längst vertraute,
Der Weichsel in des Ostens Mark.

Was deutsche Ritterschaft geschaffen
Lehr'n uns Marienburg und Thorn;
O, bis zur Memel hob in Waffen
Sich einst die deutsche Faust im Zorn.

Beschirme, Gott, die deutschen Lande
Und ihrer Ströme Ruhm und Wehr!
Vom Mosel- bis zum Memelstrande,
Vom Felsen bis zum deutschen Meer!

Das deutsche Reich.

Machtvoll bist du auferstanden,
Deutsches Reich, aus schweren Banden,
Stolzes Glied im Völkerkreis;
Wohin sich die Blicke wenden,
Laut ertönt an allen Enden
Deines Namens Ruhm und Preis.

Strahle mild im goldnen Frieden!
Sei der Freiheit Schild hienieden!
Hoch die Fackel der Kultur!
Oeffne weit an allen Orten
Kunst und Wissen deine Pforten,
Segen spendet ihre Spur.

Duldsamkeit, die edle, übe,
Schlinge fest das Band der Liebe
Rings um deiner Söhne Schar;

Weh'; wenn sie durch bittre Reden
Voller Argwohn sich befehden,
Droht dem Vaterland Gefahr.

Leihe Schutz den schuldlos Armen,
Hab' mit ihrer Not Erbarmen,
Heil entkeimet solcher Saat;
Doch mit der Vernichtung Streichen
Such' die Frevler zu erreichen,
Welche spinnen dir Verrat!

Jede Brust für dich erglühe,
Wohlstand froh in dir erblühe,
Fleiß und Treu reich' sich die Hand;
Segen fleh' ich auf dich nieder,
Jubelnd sing' ich immer wieder:
Deutsches Reich, mein Vaterland!

Seh' ich die Heimatberge blauen.

Seh' ich die Heimatberge blauen,
Hör' ich dich rauschen, Heimatstrom,
Durch saft'ge Triften, Blumenauen,
Vorbei an dichter Wälder Dom,

So strahlen heller meine Blicke,
Und schnellern Laufs das Herz mir schlägt,
Sehnt nach der Stätte sich zurücke,
Die Spuren seines Glückes trägt.

Ihr lieben Berge, still, bescheiden,
Wie der Bewohner Sinn im Thal;
Wer dürfte euch darum nicht neiden —
Seid mir gegrüßt viel tausendmal!

O, senkt man einst mich in die Erde,
Pflanzt schattend auf mein Grab ein Reis
Der Berge, nah' dem Heimatherde,
Als eurer Liebe schönsten Preis!

Ernst von Schimmelmann.

(Originalbeiträge.)

Frauentreue.

In Cromwells Gewalt, vor dem Eisernen, stand
Gefesselt an Händen und Füßen
Ein Feind; er geriet in des Mächtigen Hand,
Der drohte: „Jetzt sollst du mir büßen.
Du wurdest an England zum feigen Rebell,
So kündet auch England das Urteil dir schnell,
Drum, klingen die Glocken im Lande,
Dann liegst du enthauptet im Sande."

Da dringt durch die Thore mit rasendem Gang
Ein Weib in entsetzter Geberde,
Es eilt durch die flüsternde Menge entlang
Und wirft sich vor Cromwell zur Erde.
Es fleht für den Gatten, zerrauft sich das Haar,
Es bietet sein Leben dem Finsteren dar,
Es sucht unter Klagen und Jammern
Des Schrecklichen Knie zu umklammern.

Doch dieser stößt zürnend die Weinende fort
Und rufet: „Ich will ihn verderben!
Es bleibt bei dem einmal gesprochenen Wort,
Am Abend noch heut' soll er sterben.
Er hat sich vergangen an Cromwells Gebot,
Zur Vesper die Glocke verkünde den Tod,
So eile der Priester, bei Zeiten
Zum Sterben ihn vorzubereiten."

Da schreiten bewaffnete Wächter heran
Und greifen den Mann auf der Stelle,
Sie führen den zwiefach Gefesselten dann
Zum Tod in die finstere Zelle.
Die Halle durchschreitet das strenge Gericht,
Hier hat es gesprochen nach Recht und nach Pflicht.
Was hilft hier das Weinen und Klagen,
Das Weib muß das Schicksal ertragen.

Zur Vesper da woget es bunt zum Schafott,
Dort giebt es ein Schauspiel zu sehen.

Es gilt zu erproben den beißenden Spott,
Im Tode den Armen zu schmähen.
Wie dieser zur Stelle wird zögernd gebracht,
Da tobet die Menge und pfeifet und lacht.
Sie drängt zu des Blutgerüsts Stufen,
Um lästernde Worte zu rufen.

Der Mann ist am Ziele, da schweigt es umher,
Man recket sich hoch um zu schauen,
Die Wächter umstehen in eiserner Wehr
Den Ort, um die Menge zu stauen.
Der Henker verrücket den blutigen Block
Und schürzet zum Werke sich höher den Rock.
Jetzt zieht er mit eiligem Schritte
Zum Tode den Mann in die Mitte.

Der hebet die Hände zum stummen Gebet,
Kniet nieder am knorrigen Blocke;
Und wie um Erlösung zum Himmel er fleht,
Da harret das Volk auf die Glocke.
Die Sonne hat purpurn vollendet den Gang,
Noch immer nicht dröhnet der eherne Klang
Vom Dome die düstere Kunde:
„Jetzt naht ihm die tötliche Stunde."

Erstaunt steht der Henker, zum Münster er starrt,
Im Volke beginnt sich's zu regen.
Schon nahet der Abend, die Menge noch harrt
Und ist nicht vom Platz zu bewegen.
Sie wartet des Zeichens, der Glockenmund schweigt,
Hell leuchtend der Mond in den Weltenraum steigt;
Vom Himmel schau'n blinkende Sterne
Und winken zur ewigen Ferne.

Da ruft aus dem Volk eine Stimme: „Verrat,
Zum Dome schnell lasset uns eilen!"
Und bald wird die Rede verwandelt zur That,
Die Mengen sich rastlos zerteilen.
Die Ersten schon haben die Kirche erreicht,
Die eichene Pforte dem Drucke entweicht,
Die Männer beginnen mit Fluchen
Den Glöckner des Hauses zu suchen.

Da stutzet der Eine, denn was er dort sieht,
Vermag er im Geist nicht zu fassen.
Dort stehet der Türmer am Strange und zieht,
Und will von dem Taue nicht lassen.

Er mühet sich rastlos mit Eifer und Macht,
Kein Glockenton hallt durch die mondhelle Nacht.
Doch draußen im tobenden Grimme
Das Volk harrt der ehernen Stimme.

Da greifen Beherzte zum knarrenden Strang;
Vergeblich, die Glocke muß schweigen,
Die nächsten doch eilen mit rasendem Gang
Den Glockenraum kühn zu ersteigen.
Sie schauen die Glocke, der Klöppel durchschwingt
Die Luft, doch kein Ton aus dem Erze erklingt;
Da hallet ein leises Erdröhnen
Und mischt sich in schmerzliches Stöhnen.

Sie treten ins Innre und sehen nun klar
Ein Bild von erhabener Größe.
Am Glockenrand lehnt mit zerwehetem Haar
Das Weib, und es hemmet die Stöße
Des Klöppels, der sausend im Flug sich bewegt,
Zermalmend die Glieder der Treuen zerschägt.
Bewußtlos noch harrt sie im Schmerze
Und bietet sich willig dem Erze.

Da reißen sie schaudernd die Blutende fort
Und tragen zu Cromwell die Märe,
Der eilet zum Dome und rufet das Wort:
„Laßt klingen die Glocke zur Ehre
Der Heldin, die kühn ihren Gatten befreit,
Vom Tod ihn zu retten der Qual sich geweiht.
Der Menschen Gewalt liegt gebrochen,
Gott hat hier das Urteil gesprochen."

Wozu die Welt?

Wozu die Welt, wozu die Sonnen,
Die einstmals ihren Lauf begonnen,
Wozu ist unser Erdenball?
So fragst du Mensch in edlem Drange,
Du schauest nach der Welten Gange,
Berechnest ihren Trümmerfall.
Doch sag', was frommen solche Fragen,
Die nie gelöst in deinen Tagen.

Bedenk die eine Frage nur:
„Wozu bist du in der Natur?“
Hast hierauf Antwort du gegeben,
Und folgst du ihr in deinem Leben,
Dann forsche nach des Weltalls Spur.

Einer kalten Schönheit.

Du gleichst der Sonne, die die fernsten Weiten
Des Weltenalls in lichtem Glanz durchbebt;
Ich gleich' der Erde, die in ew'ge Zeiten
In stiller Bahn dein Strahlenbild umschwebt.
Doch wie die Erde auf dem schnellen Pfad
Erstarret, wenn der Sonne sie sich naht,
So gleicht auch mein Empfinden dem der Erde,
Da ich, weil ich bei dir, durchkältet werde.

Die Kunst.

Die Kunst ist vergleichbar der goldenen Saite,
Die hell auf der Harfe der Menschheit erklingt,
Die, liebend berührt, durch des Weltenalls Weite
Ertönt, die dem Menschen die Seele durchdringt.
Einst hat sie ein Sterblicher kosend berühret,
Da rauscht ihm entgegen der herrliche Ton,
Dann hat zum Olymp sie ihn lächelnd geführet,
Und hier nimmt er staunend den göttlichen Lohn;
Doch als er mit Zwang in die Saite gedrungen,
Da ist sie laut gellend in Trümmer zersprungen.

Josef Kuffenberg.

Das letzte Blatt.

Das letzte Blatt, das letzte Blatt
In unserm Erdenleben
Gar inhaltschwere Worte hat,
Das läßt sich so nicht geben.

Das letzte Blatt, das letzte Blatt!
Gott mög' es gnädig wenden!
Denn was die andre Seite hat,
Wird nimmer, nimmer enden.

P. J. Belke-Fredeburg.

Sanfte Uebergänge.

Hast du geseh'n, wie auf der Meereswogen
Tief dunkle Flut
Fern am Gesichtskreis sich der Himmelsbogen
Gleichdunkel angeschmiegt herabgezogen,
Und still drauf ruht?

Sahst du der blau'n Karpathen Kämme steigen
In weitem Raum,
Gleichblauen Himmel sich darüber neigen,
Verschwimmen beide, daß sie kaum noch zeigen
Der Grenze Saum?

Hast du gefühlt der Abenddämmrung Schauer
Umfließen dich,
Da Nacht und Tag von gleichgemess'ner Dauer
In raschen Abschieds hoffnungsmilder Trauer
Umarmen sich?

Hast du auf stiller Waldeshöh' empfunden
Den Puls der Zeit,
Daß fühlbar dir die Gegenwart entschwunden,
Die innigst mit der Zukunft hält verbunden
Vergangenheit?

Wie aber, wann — nach allem Schau'n und Lauschen —
Dereinst der Zeit
Stromwellen werden mit dir niederrauschen?
Wann du den Zeitstrom wirst dem Meer vertauschen
Der Ewigkeit? —

Die Trauerweide.

Am Grabe einsam stehst du, Trauerweide!
Der rauhe Herbstwind nahm dir deinen Schmuck;
Du ringst und stöhnst und beugst dich tief dem Druck
Des Grams, und alles zeugt von herbem Leide.

Im Lenz dann willst du mild're Trauer wehen;
In zartes Grün gekleidet kündest du:
Dem Staub, den ich beweint in seiner Ruh',
Kommt auch sein Lenz, ein fröhlich Auferstehen!

Eduard Raabe.

(Originalbeiträge.)

Allerseelen.

Wie des Spätherbsts rauhe Winde
Brausend durch die Bäume rasen
Und die sterbefalben Blätter
Wirbelnd von den Aesten blasen!

Fink und Drossel, die sonst grüßten
Sangesfroh den lichten Morgen,
Halten in den düstern Tannen
Trauerstumm sich nun verborgen.

Statt der Vöglein Lieder schallet
Durch den Wald nur klagend Aechzen,
Und das Brechen dürrer Zweige
Und der Raben heiser Krächzen.

Blütenkränze, die der Frühling,
Die der Sommer uns gebunden, —
Kaum, daß wir uns ihrer freuten,
Sind sie schon der Hand entwunden!

Kaum, daß uns zu Lust und Wonne
Winkten Lenz- und Sommertage,
Stimmen schon des Winters Boten
Uns zum Ernst, zum Schmerz, zur Klage!

Denn auch manche Menschenblume
Mußt, gleich Rosen und gleich Nelken,
Aus dem Kranze unsrer Lieben
Allzufrüh verwehn, verwelken!

„Sterben" nennt man dieses Welken,
Doch es soll das Wort nur sagen,
Daß den Geist der Menschenblumen
Engel hin zum Himmel tragen;

Hin zum Himmel, um dort oben
Ewig, ewig neu zu blühen,
Und in Gottes Liebessonne
Selig, selig zu erglühen.

Abend am Rhein.

Nieder sinkt die Sonne strahlend
Zu den Bergen dort am Rhein;
Seine Wellen purpurn malend,
Glänzt im Strom ihr letzter Schein.

Nach des Tages dumpfer Schwüle
Neues Leben, leis' und lind,
Haucht dem Thale nun der kühle,
Stromesfeuchte Abendwind.

Aus den Schifflein, die dort gleiten,
Horch: — zur Zither hellem Klang
Klingt die Mär aus alten Zeiten
Von der Lorlei Zaubersang!

Vöglein leise zwitschernd singen,
Und die Welle sprudelnd rauscht;
Aveglöckchens hellem Klingen
Frommer Winzer betend lauscht.

Echo, von den Bergen schallend,
Stimmt in Glöckleins Ave ein:
Ave — ave — leis' verhallend —
Ave murmelt auch der Rhein.

Und die Nacht schwebt still hernieder,
Ueberall jetzt tiefe Ruh', —
Sternlein blinzeln licht mir wieder
Gottes Abendsegen zu.

Ludwig Schröder.

(Originalbeiträge.)

Im Archiv.

Hier ist es, Herr! Ich lasse Sie allein;
Die Dokumente birgt der braune Schrein,
Und was Sie sehen an den Wänden dort,
Erkennen Sie wohl ohn' erklärend Wort.
Mich ruft der Dienst!" Der Alte spricht's und geht.

Ich lege ab den Mantel und den Hut.
Erforschen will ich, was im Schreine ruht,
Aus dem der Hauch der Vorzeit mich umweht.
Wie dumpf die Luft in diesem engen Raume.....
Ich steh' gebannt — es ist mir wie im Traume.....
Da hängt das Richtschwert, das mit scharfem Pfiff
Manch armem Sünder an den Nacken griff,

Ein Rosenkranz, den einst des Henkers Hand
Dem Leichnam aus den starren Fingern wand.
Dort liegen Waffen aus der großen Zeit,
Wo eigne Kraft die starke Stadt befreit;
Daneben Ketten ..... Hier ein Foliant,
Dess' Inhalt mich schon manchen Tag gebannt.
Auffsteigt's aus ihm wie Brand- und Blutgeruch .....

Von meinen Lippen bebt ein leiser Fluch,
Gedenk' ich jener hirnverbrannten Zeiten,
Wo man die Weiber auf den Holzstoß führte,
Die armen Opfer an den Brandpfahl schnürte,
Weil Buhlschaft mit dem Teufel sie getrieben.
Ich glaubt' es nicht, säh' ich es nicht geschrieben
In diesem Buch auf mehr als hundert Seiten.
„Daß eine Hexe jenes Weib gewesen,
Das vor dem Thor am Freitag ward verbrannt,
Nachdem sie ‚gütlich' ihre Schuld bekannt,
Das sah man schon an ihren roten Haaren,
Davon wir eine Locke aufbewahren
In diesem Buch zum ew'gen Angedenken.
Sie starb voll Reu'. Mög' Gott ihr Frieden schenken."
Den Satz könnt ihr in diesem Buche lesen. — — —

Auch heute las ich in dem „Hexenhammer",
Dem Buch voll Leid und grenzenlosem Jammer ....
Es hielt mich fast bis gegen Mitternacht,
Mir war ums Herz, als hielt' ich Totenwacht.
Da klirrt die Thür, der Alte tritt herein:
„Ich sah vom Bette aus den hellen Schein
Hier im Archiv. An Sie dacht' ich nicht mehr,
Die Sorge um die Sachen trieb mich her;
Ich dacht' an Feuer ...." Schnell erhob ich mich,
Bei seinem Wort der Zauber von mir wich.
„„Ich las von Feuer!"" „Ah, das Hexenbuch!"
„„Das Buch vom Wahn! Der Menschheit Fluch
Wird der in alle Ewigkeiten bleiben,
Sie stets zu neuen Grausamkeiten treiben!""

Der Alte hielt mich sicher für verrückt,
Gab Mantel mir und Hut, ging dann gebückt
Mir mit dem Licht voran der Hausthür zu.
„Gut' Nacht, mein Herr!" und: „„Angenehme Ruh'!""

* * *

In meinem Bette lag ich lange wach
Und dachte über das Gelesʼne nach.
— Wir sind jetzt aufgeklärt, doch immer noch
Zwingt Tausende der Wahn fest in sein Joch.
Wann wird der Wahrheit Sonne Allen strahlen?!

Im Vaterhaus.

Ein niedrig Stübchen, schlicht Gerät,
Kein Teppich deckt die blanken Dielen,
Kein Sofa an der Längswand steht: —
Hier durft ich in der Kindheit spielen.

Hier saß mein Vater ernst und still,
Dem Ungestüm der Knaben wehrend;
Er sprach nicht viel, der gute Mann,
Durch Handeln uns das Gute lehrend.

Vor Jahren trug man ihn hinaus.....
Im Herbste, wenn die Blätter fallen,
Schloß er die müden Augen zu,
Ging ein zur Ruh' nach schwerem Wallen.

Sein Lebenspfad war dornenreich,
Doch sah ich niemals ihn verzagen.
Er traute fest auf seinen Gott
In guten und in bösen Tagen.

Denk ich an ihn, dann werd' ich still,
Dann bin ich froh im tiefsten Innern,
Dann ist mir nah sein starker Geist,
Mein Herz erfüllt ein süß Erinnern.

Daheim, daheim! — Hier ruh' ich aus,
Hier ist das Glück, hier ist der Frieden!
Der Mensch hat wahrlich Glücks genug,
Dem eine Heimat noch beschieden!

Emil Welcke.

Rotkmannshöh.

In der Sonne blitzt und blinkt der See,
Schön umkränzt vom grünen Berggelände,
Scharf gezackt, im Kleid von ew'gem Schnee
Schimmern silbergleich die Alpenwände.
Und dazwischen Wald und grüne Wiesen,
Schmucke Dörfer, halb versteckt im Grün,
Und aus wolkenlosem Himmel schießen
Heiß die Sonnenstrahlen drüber hin.

I.

Ein Kleid von bunten Blumen schmückt die Auen,
Es zirpt im Gras ihr Sommerlied die Grille,
Die Schwalbe kreischt, die Lerche jauchzt im Blauen,
Wirr schallt es aus des Waldes Blätterfülle.
Ich stehe still, mich faßt ein süßes Beben,
Es wird auch mir das Herz, der Sinn so weit,
Auf möcht ich wie die Lerche singend schweben
Vor Weltenlust und Lenzesfreudigkeit.

Da sah ich dich, du gingst auf die Terrasse,
Dem Frühlingsmorgen gleich so frisch und klar,
Schlank wie ein Reh und um das zarte blasse
Gesicht ein krauser Kranz von schwarzem Haar.
Sei mir gegrüßt, du fürstlich schöne Frau,
Sei meines Seelenreiches Königin.
Weit ragt es, diese seedurchglänzte Au
Wär' nur ein kleiner, kleiner Flecken drin.

Sie lacht und geht und schaut im Gehn sich um.
Weshalb doch werd' ich plötzlich rot und stumm?

II.

Schon küßt der Sonnengott der Erde Rand,
Im Abschiedssehnen glüht sein Angesicht,
Und auf den See im Liebesüberschwang
Ergießt er einen Strom von glühnem Licht.

Und wieder stehe ich auf der Terrasse
Und seh' gebannt herab, doch nicht allein,
An meiner Seite schaut das feine blasse
Geliebte Weib stumm in den Abendschein.

Die Dämmrung breitet ihre Schwingen aus,
Jetzt redet lauter aller Herzen Sehnen,
Es sprengt die Leidenschaft ihr enges Haus
Und bricht hervor in Jubeln oder Thränen.
Unruhig klopft das Herz: Ich hab' dich lieb,
Eugenie, es wohnt bei dir mein Glück.
Wie scheint die Welt mir ohne dich so trüb,
Wie strahlt dein Lächeln lächelnd sie zurück.

Sieh', prangt die Welt nicht wie ein Blumengarten?
Ein Lusthaus drin der schattig kühle Wald.
Dort — wo die Einsamkeit auf tausend Arten
Nur leise flüstert, aller Lärm verhallt —
Dort laß uns weilen, kühl ist nun der Tag,
Kein Vogel schlüpft allein jetzt in sein Nest,
Hast du mich lieb, sag, liebe Jenny, sag,
Begehn auch wir jetzt unsrer Liebe Fest?

Ich seh' dein dunkles Schelmenauge glühen,
Ein boshaft Lächeln deinen Mund umspielen.
Sei still — sei still — laß nur ans Herz dich ziehen.
Ach, was sind Worte — Schatten von Gefühlen.
Komm, komm, mein Glück, bald leuchtet uns der Mond
Und hüllt uns ein in bräutlich weißen Schleier,
Er, der am Himmel ernst und schweigsam thront,
Gießt Segen aus auf unsrer Liebe Feier.

III.

Schau' ich, mein Liebchen, deinen Schelmenblick,
Möcht' ich mich wieder an die Brust dir drängen,
Im süßen Hauch an deinen Lippen hängen
Und — ich muß fort, hinweg von dir, mein Glück.

Lebwohl — doch mich umflicht ein Zauberbann.
O dunkler Augen schelmisch-heitrer Glanz,
O grüner See mit deinem Hügelkranz,
Traumsüße Stunde, die mir hier verrann!

Ihr lockt mein Herz zurück mit Zaubermacht,
Denn euer Bild, es giebt mir das Geleit,
Und zög' ich in die Ferne noch so weit,
Es schaut mich an — und Sehnsucht jäh erwacht.

Kein Kuß? So frostig auseinandergehn?
Doch — schamlos starrt uns an des Tages Licht,
Und siehst das schale Gaffervolk du nicht?
Ach, nur ein Händedruck — auf Wiedersehn.

Es rauscht der Dampfer durch den blanken See
Und reißt mich weg von dem geliebten Ort,
Das Ufer weicht — ich steh' allein an Bord
Und schaue träumend auf zur Rottmannshöh.

Peter Hille.

(Originalbeiträge.)

Enthüllung:

Auch ein Ausblick auf das Jahr 1900.

Lebhafter Blutlauf in den Adern der märkischen Kleinstadt Berlin, jenem unorganisch geschichteten Haufen von Ansammlungen, der mir stets wankend vorkommt wie eine ohne physikalische Kunde übertürmte Säule von Büchern: unten Liliputbibliothek und oben drauf Konversationslexikon.

Ueber alles hin aber ist der vielleicht etwas lügnerische und trügerische allerneueste Zuckerguß der Allerweltslitteratur gebreitet, der bewunderungsvolle Anhänglichkeit bietet, ehrende Aufnahme bereitet einem Ibsen, Strindberg, Hanson, Hamsun — wie arabisch! — Garborg.

Die selbst Gäste sind, haben wieder Gäste! Wenn das nicht den Eindruck des Gezüchteten macht, dieses Treibhaus des Geistes.

Berlin ist künstlich Geistesmetropole, ergiebt sich nicht natürlich als solche. Weder nach seiner Artung noch zufolge dem deutschen Wesen, das gern in der Heimat weilt oder ad libitum geht.

Das parvenumäßige Einwandern schriftstellerischer Aufstreber greift in der Regel daneben; persönliche Auslebung leidet in der Großstadtschablone und gesellschaftlichen Nichtigkeiten Einbuße. Wir

sind nicht Paris, Berlin ist keine Spinne, die alle Fliegen an sich zieht in die Maschen ihrer Straßen.

Nein, alles das spricht nicht, Tingeltangel, Orpheum, Architektenvereine, alles das sagt nichts.

Auch die Versuchsbühnen sprechen nicht, höchstens die Socialdemokratie, welche in ihren Erholungen mindestens den Zukunftsstaat bereits vorwegnimmt.

Lebhafter schon äußern sich die verkrachenden Theater, solche Spekulation leisten nur Weltstädte sich, und das Selbstbewußtsein der Centrale, die Kultur- und Civilisationsaufgabe der billigen Presse, der journalistischen goldenen Hundertzehn, prägt sich aus in den Abend- und Morgenzeitungen, die auch in die fernsten Winkel des weiteren Vaterlandes dringen, lokale Philisterhaftigkeit herablassend beiseite schieben und dafür einführen die elektrisierenden Offenbarungen der Hauptstadt. Ja, da weht schon Großstadtluft!

Aber in den Ausstellungen und Festen, da vor allem pocht der Großstadtpuls der fiebererregten, Aufregung gewohnte. Und nun — zur großen Sylvesternacht des neuen Jahrhunderts — ein ganz besonders, einzig aufgespartes Fest muß es sein, daß die Provinz ganze Völkerwanderungen an die vermittelnde Treppe des Bahnhofs Friedrichsstraße abgiebt, daß Antisemitenradauen nicht die Leipziger Straße durchheult und zahlreiche blanke Cylinder unangefochten ihres Weges ziehn zum großen Stern; junge Dichtercylinder, die vom ersten Honorar sprechen, und alte Geheimratsangströhren. Aller Wagenverkehr ist wegen des Gedränges polizeilich verboten. Und Fahnen verdunkeln den elektrischen Tag, sie strecken sich einander zu und unterhalten sich vom Fest. Gerade, starr, wie in Parade feierlich, vor den Häusern wie Posten, umgefallene, liegen die Schatten vor den Häusern. Alle Glocken klingen, aber keiner hört sie. An langen Stielen und Stauden blühen die Kronen prachtvoller Feuerwerke und das Licht der Intelligenz schlägt Rad. Beruhigend blitzen zu Tausenden Helme und daneben ein Pflaster, ein mehr den Fuß lockerndes Pflaster von Cylindern.

Der Cylinder, spiegelhell vor Gesinnung, ist der Helm des Civilisten.

Lautlose Erwartung!

Das Herz setzt aus, endlich fällt die Hülle.

Ein Denkmal mehr! Das könnte doch kaum in Erstaunen setzen. Treu seinen neuesten Traditionen hat Berlin nach seinem ernsten, harten, preußischstatuaren Anfang allen Verkannten und Verwiesenen Denkmale gesetzt. Ganz zuletzt noch hat es den armen Heine liebreich aufgenommen in verklärenden Stein, nachdem seine Vaterstadt mit seiner entrüsteten zum zweitenmale Zurückweisung sich nun endgiltig blamiert hatte.

Und nun — da steht der Geist des Preußentums, der mit wuchtiger Hand einen Drachen arretiert, der vieldeutig wie Musik eben alles Demagogische bedeuten kann. Ehrsüchtig küßt das Licht die Spitze der Hülle seines Hauptes, das hoch und himmelanweisend ragt wie die Spitze eines Kirchturms. Der Dorn der Pickelhaube ist der Kirchturm des Staates und der Helm der Gegenwart Tempel.

Und da steht er, der Gendarm.

Der letzte Alpdruck.

(Aus der Vogelperspektive.)

Lauschend saß die Erde auf. Angstschweiß trat ihr auf die Stirn. Sie fühlt — eine neue Religion!

Geistesverwirrt, verstört sah sie umher und krampfte ihre Hände in den kalten Raum.

Wie ein „Spökenkieker", unter dem Bann des Vorgesichtes, sah sie alles, alles vorüberziehn — die Geisteskarawane.

Erst loht es über ihre Züge: Leiden, dann Gewaltthat, dann ruhiger, gemäßigter, aber immer noch, immer noch auf lange Jahrhunderte hin Geschrei gegen die Freien, Gehässigkeit, Hauszwist, Glückesvereitelung, Verstümmelung, Mißhandlung seiner selbst und anderer im guten Glauben.

Endlich! sie wird ruhiger.

„Zweitausend Jahre!" atmet sie auf.

Das ist aber auch die längste — die längste, dafür dann die letzte. Weiterhin giebt es auch nichts mehr, dann verstehn die Menschen, rein Mensch zu sein, rein Mensch um der Fülle der Schönheit willen, die in diesem Stande ruht.

Dann wird alles geweckt.

„Heil euch nach Zweitausend, ihr Kämpfer, bis dahin Mut, Mut, immer Mut!"

So die Erde in der Neujahrsnacht von 0 auf 1.

In Gottes Küche.

„Heute wollen wir Menschen backen." Lieben Gotts Lieschen klatschte vor Vergnügen in die Hände. „Aber recht braun müssen sie werden." — „Nein, davon nicht mehr, die lassen sich so schlecht civilisieren."

„So, da weißt du nun mal wieder nichts von! Papa hat doch noch extra gesagt, das kaukasische Weißbrod halte sich nicht mehr, wir sollten lieber Schwarzbrod machen, afrikanischen Pumpernickel!"

„Ja, dann muß ich erst mal fragen!" Und Lina band sich eine frischgestärkte Latzschürze vor, strich sie glatt, sah in den kleinen Spiegel, nestelte was am glatten, flechtenbreiten Haar und ging.

„Da hat unser Lieschen doch mal recht gehabt!" kam sie wieder.

„Ja, man muß es nur wissen."

„Darf ich auch mal backen? Bitte, bitte Lina, ja laß mich mal. Nicht?" Und schnell entschlossen band sie sich die große Küchenschürze um, über die ihre gestärkte Krause zierlich herauskam. „O Gott, das ist ja viel zu viel Hirn. Davon kann man zwei, drei machen!" sah bei ihren schnellen Hantierungen hier und da und dort und fort und wieder hier die Magd dem Spiele über den Zaun. Lasse Herablassung gerann zu Entsetzen. „Gut, laß nur!" entschied das Kind. So entstand das Genie.

„Gott, was ist denn das nun?" kam das Küchenmädchen wieder. „Dein Papa hat doch gesagt, die sollen wir nicht machen. Na, ich sage gar nichts."

Dämonische Quinten.

Duft und Farbe küßten sich, und es ward die Blume.

Die Farben umarmten sich, da stand der Regenbogen.

Gott fühlte sich einsam, da kam unter seinen Fingern hervor die Welt, ihn zu trösten.

Wir sollen sein? Göttliche Eigenschaften auf Menschliches gesandt.

Die Religion stört Gott; stört ihn, so lange sie nicht Kunstwerk, höchstes Menschensein geworden ist.

Laster sind die schlechten Reime, Formen ohne Geist, vertrocknete Symbole sind Schulmeistereien, steife Wanderungen, Mystik gestaltungslose Anwandlungen.

Und alles das flößt Abscheu ein.

Es kommt eine Zeit, da man nur noch lächelnd Krieg führt.

Krieg ist Jugendbalgerei der Völker, versprechendes Kraftzeichen.

Dann aber muß es aufhören, sonst heißt man Rüpel.

Aschermittwochsfrühe, fröstelndbleich! Römerinnen in violettem Schleier suchen die Kirchen, wie sie gestern die veglie aufsuchten.

Gestern weltliche, heute fromme Eitelkeit.

O Eva, o Proteus!

Aus einem Fenster grinsen unverkaufte Masken, so grinsen am jüngsten Tage übriggebliebene Freuden. Menschheit, großer Schafskopf du!

Julius Petri.

Der neue Bauer.

Ein Bild aus Westfalen.

(Originalbeitrag.)

Es ist ein Land der Poesie,
Des keusch verschwiegnen Träumens voll;
Und ob auch die Begeistrung nie
Hinreißend aus der Tiefe quoll
Und lohend auf zum Himmel schwoll:

Ein dämmernd ahnungsvolles Leben,
Ein leises, still geschäft'ges Weben
Wirkt in der Tiefe, kaum geweckt;
Noch schläft dort ungenutzte Kraft,
Noch brausend wilde Leidenschaft; —
Weh dir, wenn du sie aufgeschreckt! —
— Willst du des Landes Art erkennen,
Mußt du dich ganz sein eigen nennen;
Keusch hält es jeden Reiz versteckt;
Du kannst ihn nicht mit vollen, raschen,
Genußbegier'gen Zügen naschen. —

Dort bin ich oft umhergezogen,
Wenn bei des Morgens erstem Schritt
Die weißen Wiesennebel flogen;
Wenn schwirrend unter meinem Tritt
Sich tauig naß die Schmehlen bogen.
Die Kühe lagerten im Gras;
Spreizbeinig schritt ein grauer Reiher
Gemächlich hin am sumpf'gen Weiher,
Hielt an und spähte nach dem Fraß;
Ein Habicht schwebte in der Luft
Und ließ, ein unersättlich Heischen,
Die klagend gier'ge Stimme kreischen ....

Hei Morgenatem, Morgenduft! —
Ringsum die blühenden Gefilde,
Ein Farbenschmuck, so hell, so milde;
Ein Feld voll goldener Lupinen,
Schwer duftend, übersummt von Bienen;
Ein Aehrenmeer, ein Eichenholz
Vielhundertjährig, drinnen stolz
Der Bauernhof, weltabgeschieden,
In einsam selbstbewußten Frieden. —
Du hörst der Hunde Stimmen gellen,
Die wild dem Gast entgegenbellen,
Bis sie des Herren zorn'ger Ruf
Bald zu gefüg'gen Wesen schuf.
Mit freundlichem „Gu'n Dag, Hähr!" grüßen
Die Kinder, die in bloßen Füßen,
Rotbäckig und in gelben Haaren
Neugierig gaffend dein gewahren:
Daß sich ein Fremdling her verirrt,
Als Wunder schier betrachtet wird. —

Die Birken neigen sich am Steg,
Ein Eichstrunk reckt die trocknen Sparren;
Es schleppt im grundlos sand'gen Weg
Der Bauer mühsam seinen Karren. —
— Und dort das weite Heideland,
Eintönig braun, das sinnt und träumt;
Blauschwarze Kiefernwaldung säumt
Des fernen Horizontes Rand.
Der Schäfer weidet seine Herde;
Auf einer Kiefer morschem Stumpf
Sitzt er, und strickt den bunten Strumpf
Mit dumpf gleichförmiger Gebärde.
Doch in ihm lebt geheime Macht;
Mit wasserklarem Aug' durchschaut
Hellsichtig er der Zukunft Nacht,
Und weiß, was dunkel gährt und braut; —
„Fürkieker" wird er drum benannt ....
Denn Wunder, Wunder birgt dies Land.
Hast du je bänglich aufgehört,
Wenn du am düstren Heidekolk
Der Krähen laut geschwätz'ges Volk
Aus seiner Ruhe aufgestört?
Sie flattern unstät, krächzend, schreiend,
Und schwarzes Unheil prophezeihend ....
... Wenn dann die große Sonne sinkt
Und glüh im falben Dunst ertrinkt;
Wenn bleich der Heidenebel steigt
Und bang das tiefste Schweigen schweigt,
Siehst du den finstren Woden reiten
Und lang den Heidemann hinschreiten,
Hörst, wie sein Eisenschuh erklirrt;
Sein weiter Mantel weht im Wind,
In seinem Arm trägt er ein Kind
Das in der Heide ging verirrt ....
... Das Kreuz am Weg dir Kunde giebt,
Hier ward ein Totschlag einst verübt;
Du hörst die sünd'gen Seelen ächzen
Und stöhnend nach Erlösung lechzen,
Und Grauen deinen Fuß beschwingt;
Erst wenn ein Wagenknarren wie
Ein ferner Rettungsruf erklingt,
Dann sinkst du betend in die Knie
Und sprichst: „Gelobt sei Sankt Marie!" —

* * *

Siehst du den Hof am neuen Wege?
In städtisch modischem Gepräge,
Aus rotem Ziegelstein gebaut,
Mit buntem Stuck verkleidet, schaut
Er durch des Eisenzauns Gehege.
Modern die Stallung; prunkend reicher
Als sonst hier Schuppen, Scheunen, Speicher;
Du hörst die Dreschmaschinen brummen,
Der Brennerei Getriebe summen;
Und staunend stehst du, und verwundert;
Hier scheint die Zeit vorausgeeilt:
Ein Stück vom kommenden Jahrhundert
In die Vergangenheit gekeilt!
— Neu ist der Hof, neu ist der Bauer.
Er kennt nicht Sitte, kennt nicht Art,
Die sich in frommer Ehrfurcht Schauer
Der Nachbar fest und treu bewahrt.
Vom Geldsacksdünkel aufgebläht,
Ehrt er die Tracht nicht; er verschmäht
Den weiten, blauen Linnenkittel,
Den wuchtig schweren Eichenknittel....
Ihn fesselt nicht der Vorzeit Band;
Denn er ist nicht erbeingesessen; —
Auch hat er, mein' ich, längst vergessen
Die Hütte, die am Heiderand
Verwittert und verfallen stand....

Ein halb Jahrhundert mag es sein,
Daß mit dem Vater in Verein
Er in dies Land gewandert kam
Und jene Hütte an sich nahm. —
Woher? — Ich kann es euch nicht sagen;
Er selbst hat stets davon geschwiegen;
Und wagt' es jemand, ihn zu fragen,
Kam Wut ihm ins Gesicht gestiegen. —
— Sie weilten nicht beständig dort.
Der Junge lief von Ort zu Ort
Für kurze Zeit sich um geringen
Taglohn beim Bauern zu verdingen.
Der Alte aber ging hausieren.
Weit in des Sprengels Kreis zog er
Handelnd von Hof zu Hof umher,
Mühsam, als ob auf allen Vieren
Er seines Weges müßte kriechen;
Langsam schien er dahinzusiechen.

Er trug die Kiepe auf dem Rücken,
Als müßte sie zum Grund ihn drücken....
Er klagt' und stöhnte immerdar.
Sein rotes Auge troff von Thränen;
In langen, schmutzig weißen Strähnen
Hing ihm zur Schulter hin das Haar. —
Er war kein gern gesehner Gast.
Saß er im Hof zu kurzer Rast,
So mied ihn jeder scheu und bang.
Auch machte man der Furcht kein Hehl;
Wenn abends an der Wand entlang
Die Mägde saßen auf der Deel,
Sprach die, er sei nicht alt und schwach;
Die Trin' erzähle, daß er jach,
Dem flinken Wiesel gleich, hisch husch
Hinschösse durch den Birkenbusch!
Die Großmagd aber schwur es teuer,
Und sie verkünd' es jedem laut:
Es sei mit ihm nicht recht geheuer;
Leibhaftig habe sie geschaut,
Wie er, der kaum mit Kram gehandelt
Und sich an einem Trunk erlabte,
In einen Werwolf sich verwandelt
Und über die düstre Heide trabte;
Die roten Augen hätten stät
Wie Feuerräder sich gedreht. —

Die Jahre kommen, Jahre gehn;
Verschlafen glimmt die Lebensglut;
Nichts scheint hier außen zu geschehn; —
Tief unten aber in der Flut
Da kochen, gähren Haß und Wut:
Denn dunkle Leidenschaften wehn
Am heißesten — im kalten Blut. —
— Der Alte ging, der Alte kam;
Jahraus, jahrein schleppt er den Kram;
Und an sein Klagen und sein Stöhnen,
Unheilbar sei er siech und krank,
Schien man sich mählich zu gewöhnen. —
Da that er einst zu Lob und Dank
Für gnäd'ge Schickung eine Fahrt
Zur wunderthätigen Marie;
Die Opfer bracht' er dar, und sieh,
An ihm hat sie sich offenbart:
Denn über Nacht war er genesen,
Als wär er nimmer siech gewesen! —

Er kam gesund zurück. Doch nun
Ließ er die alte Kiepe ruhn. —
Man sagt, sie müsse seit der Stunden
Am Ehrenplatz des Hauses stehn;
Ich habe sie dort nie gesehn;
Vielleicht, daß sie seither verschwunden. —
Und bald begann schlau und geschäftig
Mit seinem Sohne hart und kräftig
Der Alte darauf auszugehn,
Auf seinem eignen Grund zu stehn.
Er rodete die Sümpfe aus,
Er baute sich ein neues Haus.
Er kaufte, kaufte Ackerland,
Er kaufte, kaufte, was er fand;
Man sah, daß er nicht grundlos prahlte,
Weil er sofort, was er erstand,
Mit klingend schwerem Golde zahlte. —
Die Bauern sannen hin und her. —
Der eine sprach nachdenklich schwer,
Daß er zur Zeit der Mitternacht
Im Moore, wo das Irrlicht zittert,
Den alten Schatz, den er gewittert,
Durch Hexerei heraufgebracht;
Ein andrer, daß der alte Luchs
Mit seinem Sohn, dem schlauen Fuchs,
Sein Gut zusammen sich gestohlen;
Der dritte flüsterte verhohlen,
Daß, aus der Heil'gen Huld vertrieben,
Er Dem und Jenem sich verschrieben ....
— Der Alte lauschte dem so viel,
Wie du dem Wehgeschrei der Dohlen;
Doch Sonntags ließ beim Kartenspiel
Er in der Schenke, rauchgefüllt,
Protzig aus seinem klingend vollen
Geldsack die harten Thaler rollen.
Und jeder Tadel ward gestillt,
Und jeder Mund verstummte mild,
Als ob es Recht und Ordnung wäre:
Denn Geld ist Macht und Macht ist Ehre! —

Und Jahre kommen, Jahre gehn.
Weit, weiter dehnte er sich aus;
Man sah den neuen Hof erstehn,
Und reich an Kist und Kasten kam
Das Ehweib, das der Sohn sich nahm,
Die Schulzentochter in sein Haus. —

Sie war ein Hausweib, wie sie nur
Westfalens traumhaft stille Flur
Aus seinem Schoß herausgebiert.
Ein goldig schwerer Haarkranz ziert
Das einfach sinnende Gesicht.
Ein Schatz stillnährender Gedanken,
Die ihre Züge süß umranken,
Glimmt in der blauen Augen Licht;
Ein Weib, das für die Ewigkeit
Mit inbrunstvoller Seele liebt,
Ein Weib, das klaglos sich dem Leid
Mit demutreichem Geist ergiebt!
Des eignen Herzens Wunsch zu stillen,
Nur auf des Himmels Huld zu bau'n,
Versinkt in gläubigem Vertrau'n
Sie in der Gottheit weisen Willen:
Sie klagt nicht, murrt nicht, zweifelt nicht;
Ein Weib, traumvoll in sich gekehrt,
Das lautlos, wie das Sonnenlicht,
Die stille Häuslichkeit verklärt. —

Ob sie ihn liebte? fragt ihr mich. —
Wenn ihr das süße Fühlen meint,
Das Herzen trennt und Herzen eint,
Das hier mit leisem Zittern sich
Verstohlen in die Seele schlich,
Dort plötzlich, wie ein heißer Born,
Aufsprudelnd aus der Tiefe bricht:
Die Liebe findet sich dort nicht. —
Es führt, hart wie ein Eichenknorr'n,
Der Bauer seines Kinds Geschicke
Und schätzt es kalt an Hab und Gut,
Nicht an der Seele, nicht am Blut,
Ob sich das Herz zum Herzen schicke.
Oft reichen Gatten unbekannt
Zum ew'gen Bunde sich die Hand; —
Mich griff stets Wehmut und Verzagen,
Sah ich bekränzt den Hochzeitswagen
Schwer aufgetürmt mit Schrein und Schränken,
Und hoch, von ihrer Gift getragen,
Die Braut — ins Ungewisse lenken . . . .
So ist es uralt harter Brauch:
Frei'n ein Geschäft, wie andre auch.

Die Schulzentochter kam ins Haus;
Kam sie mit Lust, kam sie mit Schmerzen?

Wer kennt des Meeres Tiefen aus?
Wer liest in dem verschloss'nen Herzen? —

Der alte Bauer aber war
Am letzten Ziele seines Strebens.
Gestiegen war er Jahr für Jahr
Im harten Kampfe seines Lebens.
Er stand geachtet weit und breit
In seiner Bauernherrlichkeit. —
Doch Wasser fließen, Winde wehn,
Und Jahre kommen, Jahre gehn;
Die Stunde lief, das Schicksal rollte,
Es kam die bange, schwere Zeit
Da es zum Sterben gehen sollte. —
— Erst schien er still und ruhig, doch
Als er dem Hoffnungswahn entrissen,
Zerkrallt' er alpgepreßt die Kissen;
Denn wie die Schnecke schleimig kroch
Die Todesangst auf sein Gewissen.
Manch tiefgepreßtes Aechzen rang
Sich aus der Seele schwer und bang;
Er fühlte seine Stunde nahn
Und forderte mit rauhem Stöhnen
Vom nahen Kirchdorf den Kaplan,
Um sich dem Himmel zu versöhnen.
Doch Stunde kam und Stunde rann,
Und dunkler, immer dunkler lief
Die Seelenangst den Kranken an,
Und bänger, immer bänger rief
Der siechе, totgequälte Mann.
Erst packte Zittern ihn und Zagen,
Als wär' er kalt vom Frost gerüttelt;
Dann bebt' er schütternd, wie am Kragen
Von unsichtbarer Hand geschüttelt.
Die Zeit lief, der Kaplan kam nimmer;
Jetzt flog die Brust in wilder Hetze;
Und abgerissen dunkle Sätze
Erklangen aus dem Krankenzimmer,
Daß sich in abergläub'schem Schauer
Im Hofe das Gesinde scharte;
Doch als erregt der junge Bauer
Die angstvoll Gaffenden gewahrte,
Riß zornig er die Fenster auf
Und drohte nieder in den Hauf,
Indem er Wut und Galle spie,

Und: „Glaubt nicht, was er phantasiert,
Er ist verrückt!“ hinunter schrie. —
— Die Zeit kommt, die den Tod gebiert. —
Der Alte krümmte sich zum Knäul
Und stöhnte röchelnd, rief und brüllte,
Daß er mit gräßlichem Geheul
Das dumpfe Krankenzimmer füllte;
Und bis er todesröchelnd stickte,
Schrie er die Heil'gen an und schickte
Zum Himmel Bitten sonder End',
Ihn vor der Höllenpein zu wahren;
Doch er ist ohne Sakrament
Und Oelung in den Tod gefahren. —

Im Ansehn der Gemeinde trat
Nach kurzem Zwischenraume schon
An des Geschiednen Platz der Sohn;
Nur war er schlauer noch im Rat
Und machtvoll härter in der That. —
— Die junge Bäurin aber war
Seit jenem Tage wie verstört.
Was sie des Schrecklichen gehört —?
Sie ging umher, des Trostes bar.
Sahst du sie scheu zum Altar treten
Und zitternd Rosenkränze beten, —
Dich mußte heißes Mitleid fassen
Mit einem drückenden Geschick.
Du konntest nicht ihr Auge lassen;
Und fingst du ihren flücht'gen Blick,
Den einen Blick zum Gotterbarmen,
Du fühltest qualvoll, daß der Armen
In langen, bangen, trüben Jahren
Der Thränen viel geflossen waren. —

Und Jahre kommen, Jahre gehn.
Da mußte einstmals es geschehn,
Daß man aus tiefer Sandeslage,
Als man die Heide urbar machte,
Furchtsamen Staunens voll zu Tage
Drei menschliche Gerippe brachte.
Dem einen war der Schädelknochen
Durch einen Hammerhieb zerbrochen;
Die andren waren tot geblieben
Von Nägeln, durch den Schlaf getrieben. —
— Der sich auf solches Ding verstand,
Der Schäfer Berndt, nahm sie zur Hand;

Betrachtete sie lange Zeit
Und sann und sprach und that den Schwur
Bei seiner Seelen Seligkeit:
Daß höchstens dreißig Jahre nur
Dies Menschenbein im Erdenbette
Gelegen und gemodert hätte....
Und leis begann es zu gerüchten
Vom reichen Oisthofbauers-Sohn,
Der insgeheim vor Zeiten schon
Hin übers Wasser mußte flüchten;
Man hatte nie davon vernommen,
Ob er gesund war hingekommen;
Vom Kaufherrn, der vor Tag und Jahr
Auf Knall und Fall verschwunden war,
Und noch von andren Dingen alt,
Doch unbestimmt und ohn' Gewähr; —
Der reiche Bauer aber schalt
Den Schäfer einen Schwätzer, der
Verdiente, daß die Zung' ihm dorrte;
Es lägen von Uralters her
Die Beine modernd an dem Orte!
Und zornig wandt' er sich. — Doch wie
Der Bäurin man vom Fund gesprochen,
Ist sie mit gellem: „Jes' Marie!"
Unmächtig in die Knie gebrochen. —

Und innre Glut ließ sie nicht los.
Der Ruhe und des Friedens bloß
Hob sie des Nachts vom Lager sich,
Und angstvoll, furchtgetrieben schlich
Zur Heide sie, wahnwitzig lachend,
Wo sie im Sande wühlte, wühlte,
Und plötzlich, aus dem Krampf erwachend,
Weinend die Stirn im Grase kühlte.
Und Blumen, Blumen pflückte sie,
Und alle Heil'gen schmückte sie,
Und schauerte sich Stund' auf Stund'
Im Bittgebet die Kniee wund....
Und wenn der Morgen rötlich schimmernd
Die Fluren aus dem Schlaf geweckt,
Fand man das arme Weib matt wimmernd
Am Fuß des Kreuzes hingestreckt. —
— Von schwerer Unthat, unbekannt,
Die heiß ihr auf der Seele brenne,
Und die sie doch nicht beichten könne,
Weil ihr die Zunge sei gebannt,

Schlich sich im Volke das Geraun:
Bis man sie einst im Morgengraun
Ertränkt in einem Weiher fand. —
— Der Bauer sprach, daß sie ihr Leben
In jähem Wahnwitz sich genommen;
Doch ob ein Weib so gottergeben,
Selbst, wenn der Kummer an ihr nagt,
Zu solchem Frevel je mag kommen,
Daß sie, zu ihrer Seele Schaden,
Mit schwerster Sündenlast beladen,
Vor Gottes Stuhl zu treten wagt
Und vor sein heil'ges Angesicht: —
Entscheidet ihr! — Ich weiß es nicht! —
— Und stolz und ungebrochen schritt
Der Bauer hinter ihrem Sarg;
Doch was der Züge harter Schnitt
An heimlichen Gedanken barg,
Vermochte niemand zu erspähn! —

Und Jahre kommen, Jahre gehn.
Der Bauer selbst wird alt und weiß;
Doch stetig, stetig steigt er mehr,
Und zitternd horcht auf sein Geheiß
Hoch und gering im Kreis umher. —
Ob unter seinem Druck man stöhnt:
Wenn unter seiner schweren Faust
Die harte Eichenplatte dröhnt,
Schweigt jeder, wie vom Schreck durchgraust
Und hält die eigne Meinung an;
Er weiß, wer ihm zuwider ist,
Sei's offenbarlich, sei's in List,
Muß fühlen, daß es mißgethan! —
— Und seine hohen Speicher füllen
Sich schwer mit goldenem Getreide;
Und seine Rinderherden brüllen
In stolzen Scharen auf der Weide.
Ihm ebnet jeder Mißstand sich,
Und was er anfäßt, das wird gut;
Du fühlst, daß hell und sichtbarlich
Der Segen Gottes auf ihm ruht. —
— Doch sieht ihn im Vorübergehn,
Selbst unbekannt, ein Wandrer stehn:
Der roten Augen stechend Licht,
Sein bartlos durchgefurcht Gesicht,
Das breite Schulterpaar gedrückt
Und sorgenschwer den Kopf gebückt

In alles seines Reichtums Mitte:
Ihn packt ein kalter Schauer an,
Er fühlt sich in des Bösen Bann,
Und bang beschleunt er seine Schritte
Und schlägt, ist er am Hof vorbei,
Aufatmend schnell der Kreuze drei:
„Bist du des Lebens dereinst ledig.
So helfe Sankt Marie, und sei
Der armen Sünderseele gnädig!"

Mignon Hartmann.

Heimkehr.

(Stimmungsbild.)

Es war im März, um die Zeit des Abendzwielichts, wo die Drossel ihre ersten Frühlingsweisen singt im Erlenbruch am Bache, den sie ganz besonders liebt, weil dort die ersten Weidenkätzchen duften.

Die Sonne war geschwunden, am Horizonte hin zog sich ein breiter, rosig schimmernder Streif — und darüber flatterte leichtes Gewölk, aus dessen Schleiern hin und wieder ein goldiger Schein zuckte.

Allmählich erblaßten die Gluten, der Purpur des Abendrots färbte sich tiefer, es wollte Nacht werden.

Im Holze woben dünne Nebel und alles rings erschien traumhafter. Sehnsüchtiger lockte die Drossel ihr Lieb und flötete sacht süße Weisen. Durch das geheime Quillen verborgener Adern, in denen es trieb und quoll, der Auferstehung entgegen, ging eine seltsame Regung, wie Ahnung des kommenden Lenzes.

Selbst das Quellwasser rieselte leiser in dieser Stunde, kaum noch war ein Murmeln hörbar!

„Was nur das Wasser hat — es ist so ruhig — hörst's?" sagt Christian, ein kleiner Bub, zu seiner Schwester Rieke, welche er an der Hand hält.

Beide sind fast von einer Größe, nicht über eine Elle hoch, und beide haben helles Flachshaar, rote Kugelwangen und blaue Augen.

Beide blicken sehnsüchtig des Wegs entlang, eine breite Fahrstraße, einen Heideweg, mit vielen nebeneinander laufenden alten Geleisen, von Gras und Moosen überwuchert. — Ach! immer noch nicht wollte der Wagen kommen, der die Mutter heimbrachte, welche seit Wochen in Münster im Hospital lag und von den Nonnen mit den schönen goldenen Kreuzen auf der Brust — gesund gepflegt wurde, wie Peter sagte!

Peter war nämlich ein großer Bruder und der Mutter einzige starke Stütze, seitdem der Vater, der „große Riedbauer", gestorben war.

Und im Hause da wirtschaftete Annemarie, die erwachsene Schwester, und sah dort nach dem Rechten. Aber seitdem die Mutter krank war — und lange Monate war das schon — war sie so still, just wie das Wasser da — meinte Christian —, und nochmals fragt er Rieke: „Was es nur hat, das Wasser?"

Dabei zieht er das Schwesterchen so nahe an den Quellenrand, daß diese aufschreiend davonläuft, sodaß ihre hellblonden Zöpfe fliegen.

„Dummes", brummt er, und steckt die Hände in die Taschen, um ihr eine Strecke weit zu folgen. Dabei gleiten seine Augen immerfort in die Erlen und Weidenschößlinge am Wege, als ob er etwas suche!

Vorsichtig zieht er endlich aus seiner blauen Leinenjacke, mit blitzenden Messingknöpfen geziert, welche wie Goldmünzen schimmern, ein Messer hervor und schneidet eine stämmige Gerte. Die Drossel aber, welche just flötete, huschte höher hinauf, weit von ihm fort.

„Dummes!" wiederholt er trocken und schlendert pfeifend weiter.

Plötzlich dreht er sich herum und blickt den Weg zurück. Nein, Peter kam immer noch mit dem Wagen nicht! — Gestern war ein großer, versiegelter Brief gebracht vom Postboten, und heute früh, als die Hähne kaum krähten, hatte er die Füchse angespannt und dabei zu der weinenden Annemarie gesagt: „Sei still, ich bringe sie mit!"

Nun mußte sie bald da sein, die Mutter! Er hüpft vor Freude und verliert dabei einen seiner Holzschuhe.

„Dummes", sagt er verstimmt, und in seinen Augen steigen Thränen auf. — — —

„Kleine Menschen müssen am Abend früh zur Ruhe, sonst kommt der Heidmann und treibt allerlei Kurzweil mit ihnen", warnte die Mutter, als sie noch gesund war und mit ins Holz ging.

Dort im Bruche wehte es schon um die Wachholderbüsche wie ein blasses Tuch! — und da — was raschelte im Hage?

Sehnsüchtig und furchtsam blickt er noch einmal zurück — dann trieb die Angst vor dem Heidmann ihn fort, der Rieke nach.

Ueber der Heidewildnis des Münsterlandes lagerte ein feiner, violetter Hauch — über den Mooren brodelte es — und eine unendlich weiche Stimmung lag in der Natur. Eine Stimmung, wie sie kaum eine andere Landschaft kennt. Selbst viele Menschen verstehen und fassen diese Eigentümlichkeit der Gegend nicht, sofern sie ihr fremd sind. Und nur den Empfänglichen, das fein fühlende Gemüt, ergreift es wunderbar — und es vermag zu verstehen, wie die Bewohner dieser Distrikte ein gar seltener, verschlossener, und doch so philosophischer Menschenschlag sein muß, wie er eben ist! — Hier auch lebt noch die Vorgeschichte, der Spuk. Und besonders an solchen Abenden, wo das Irrlicht über die Gründe gleitet, wo es rätselhaft tönt unter den Schritten des Wanderers, da möchte man mit Westfalens Dichterin ausrufen:

„Ein Ding — ein Ding — wie Grau in Grau,
Die Formen schwanken — sonderbar! —
Doch, ob der Blick sich schärft, den Bau
Von Gliedern nimmt er nimmer wahr.
Wie überm Eisenhammer schwer
Und schwarz des Rauches Säule wallt,
Ein Zucken flattert drüber her —
Doch, es hat menschliche Gestalt!" —

Das Gehöft, dem die Kinder zueilen, liegt weithin sichtbar auf der Ebene, nur von einigen Rieseneichen und Tannen umstanden.

Weit sichtbar auch wie ein Glutauge, glüht aus der dunklen Wölbung des großen Tannenthores ein Funken; und aus dem niederen, moosüberwachsenen Strohdache quillt Rauch aus allen Fugen, steigt kerzengerade und kräuselnd empor und zeichnet gelbgetönte Streifen in das bläuliche Abendkolorit.

Das Ganze, so wie es daliegt, erscheint wie aus dem Boden gewachsen, braun und düster, wie die Heide, ist es ein altes, eingesunkenes Nest, in tiefster Einsamkeit, über dessen Zauberfrieden der Nachthimmel sich wölbt wie mit Millionen Goldflitter und Lichtlein übersäet und betupft. Soeben kommen die Kinder heran und verschwinden in dem weitoffenen Thor.

Eilends laufen sie die unendliche, dämmerige Tenne entlang, nach dem oberen Teil derselben, wo auf einem Ziegelherde, kaum vom Boden erhöht — das Torffeuer glimmt, in dessen Nähe Spitz, der Haushund, liegt und behaglich schläft.

Ringsum ist es still; nichts regt sich wie zeitweise ein Kettengeklirr des Hornviehs in den Ställen, zu beiden Seiten der Tenne.

Auch die alte graue Katze ruht nicht, im weiten Bogen schnurrt sie um den gedeckten Tisch, der längs den vor Alter verblaßten und kaum noch durchsichtigen, grünlichen schmalen Fenstern steht und den eigentlichen Wohnraum bildet, wo sich die Familie zu den Mahlzeiten versammelt. Die übrigen Ruhepausen hockt man am Herde, wo das Feuer niemals ganz erlischt. Selbst nachts glimmen die zusammengeschürten Aschenreste unter einer Bedeckung weiter, da der Torf, die „Muken", wie man ihn nennt, sich nur auf alter Glut entzündet und langsam ohne große Feuerkraft weiterschwelt.

Rieke kauert auf einem Holzschemel nieder, zieht die Kniee hoch und schlingt die gefalteten Hände darüber her, unverwandt das Auge in die Flamme gerichtet.

Längst liegen die flächsernen Zöpfe wieder glatt um ihren Kopf — was würde auch anders die Mutter sagen?! — Endlich zieht sie das Leinenröckchen enger an sich, und seufzt, als Annemarie, eine schlanke, hübsche Maid, mit sanften blauen Augen, in blitzender, gestickter Goldhaube über der weißen Stirn und einem breiten, blendendsauberen Battistkragen mit reicher Faltenlage und echter Brüsseler Kante am Halse, herankommt und fragt: „Wir warten, gelt, mit der Suppe auf Peter?"

Dabei schiebt sie einen großen eisernen Topf, welcher über dem Feuer schwebt, zur Seite. Knirschend dreht sie die Winde — und der Gewichtige sinkt auf die Ziegel des breiten Herdes langsam nieder.

Darauf holt sie ein zierliches Spinnrad herbei und hebt an zu spinnen.

Christian, welcher ohne aufzublicken eifrig schnitzelt, rückt ein wenig zur Seite — das Rädchen schnurrt, die arbeitsgestählten Hände der Maid zupfen den Flachs vom Rocken — weiter, immer weiter rollt der glänzende Faden um die Spule, die sich sausend um ihre Achse dreht.

Lange sagt keins ein Wort. Früher, in froheren Zeiten, wo die Eltern noch mitspannen, sang Annemarie wohl ein Lied beim Rocken. Eine langgezogene, schwermütige Weise, eine Melodie wie die Heide sie lehrt.

Sie seufzt, und plötzlich reißt der glatte, zarte Faden. Sie erhebt sich und staubt die wenigen silberblinkenden Flachsfäden ab, welche hier und da auf ihrer dunkelblauen selbstgewebten Leinwandschürze haften.

Dann trägt sie das Rädchen vorsorglich — es ist ein Erbstück der Urahne — in jenen Winkel, nahe den großen, von Alter auch dunklen Eichenschränken zurück.

„Was hast für Mudder — wenns kummt?" fragt Rieke zweifelnden Blicks auf den dampfenden Suppentopf voller Buchweizen-Milchgrütze, als wolle es ihr dünken, das sei kein sonderliches Empfangsmahl.

Annemarie seufzt; streicht mit der flachen Hand über die goldumbortete Stirn, welche an der Glut leuchtet und flimmert wie ein Märchen in der düsteren Umgebung. Unsäglich traurig und träumerisch blicken ihre blauen Augen in die Torfasche — dann wendet sie sich lautlos und schreitet, kaum hörbar trotz der Holzpantoffel, dem Dämmerdunkel der Tenne zu und von dort aus dem Hausthor, wo sie im Abend verschwindet.

Christian, der sie heimlich angeschaut, sagt: „Dummes — was hafte auch zu fragen?"

Rieke schweigt — endlich giebt sie mit blitzendem Auge zurück: „Warum schneidste so?"

„Eine Flöte, weist wenns kummt die Mudder, ihr vorzupfeifen wie die Drossel — hast's gehört?"

Beide sehen sich an, und Rieke nickt: „Phüüt — houü — phü!" probiert Christian und lächelt, während aus beider Blicken die Sehnsucht nach der Mutter leuchtet.

Von dem Melodienversuch ist Spitz erwacht, er hebt den Kopf: „Kusche!“ gebietet Rieke leise.

Er, der grimmige Katzenfeind, aber schnuppert — dann blafft er los — hei — wie er die schnurrende Graue die Tenne entlang jagt, so, daß Christian laut auflacht: „Da hast's!“

Wieder ist es still, er schnitzelt eifrig weiter, der Ton ist noch nicht klar genug, meint er. Endlich — er legt die Flöte an den Mund, ein schriller Laut gellt durch den Raum, die Ketten des Hornviehs klirren auf — und einmal — zweimal kräht der Hahn auf der Stiege.

In demselben Augenblick hebt Spitz draußen vor dem Hausthor ein Freudegewinsel an, ein Wagen kommt. Deutlich hört man das Knarren, das schleifende Knistern des Fahrens.

Nochmals ein schriller, Jubel in sich schließenden Flötenton — und der kleine Künstler steckt das Ding behutsam, aber siegesfroh in sein Wams. Von Rieke gefolgt, eilt er dem Peter entgegen.

„Pst —“, sagt dieser und schiebt die hastenden Kinder beiseite.

„Gleich sollt ihr die Mudder sehen.“

Rieke birgt plötzlich, als ob sie friere, ihre Händchen unter der Schürze und sieht den Peter an. Was er nur hat — seine Stimme ist so tonlos still.

Und Annemarie — sie geht mit gesenkter Stirn neben ihm, und in seiner Verlegenheit ergreift das Kind ihr Kleid und hält es fest.

„Dummes!“

Mit einem Sprung, einem Ruck ist Christian heimlich auf dem langsam fahrenden, niederen Wagen. „Mudder!“ ruft er, und hebt sacht eine große Decke empor. „Wo biste?“ —

Die bleiche Frau da, das Antlitz von einer breiten, weißen Haubenkrause umschattet, liegt stumm und still auf dem Lager aus Stroh, Heu und Betten.

Langsam fährt der Wagen die Tenne entlang, in der Mitte halten die Pferde an.

Seltsam, als wolle es plötzlich in sich zusammensinken, glimmt das Torffeuer dem Gefährt entgegen.

Peter, die Zügel noch in der Hand, nimmt die Mütze vom Kopfe.

So steht er eine Weile neben den erschauernden Tieren. Thräne auf Thräne tropft auf den lehmgestampften Estrich hernieder.

„Mudder!“ ruft nochmals Christian, „schläfste?“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Er schiebt seine rosige runde Wange dicht an die ihre — die so bleich ausschaut. Patschend streicht er ihr durchs Gesicht. Schluchzend birgt Annemarie Hände und Augen.

Rieke fragt endlich flüsternd: „Ist Mudder da?“ dann klettert sie besorgt dem Christian nach — und drückt und duckt sich wie er, eng an die Seite der Ruhenden.

Nichts regt sich mehr — stört die Ruhe.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Mudder — ist bei — Vadder —!“ sagt mit erstickter Stimme Peter.

Ferdinande, Freiin von Brackel.

Du sagst von einem trauten Plätzchen.

Du sagst von einem trauten Plätzchen,
Wo Quellgemurmel, Blätterrauschen —
So recht geschaffen, um der Muse
Die hellsten Töne abzulauschen,
So recht geheimnisvoll und stille,
Wie die Natur es selten seit,
Ein Fleckchen Erde, was dem Sänger
Und Dichter eigens wohl geweiht.

Du meinst, auch hier müßten die Lieder
Gleich dutzendweise uns erstehen,
Und die poetischen Gedanken
Aus jedem Hauch entgegenwehen?
Doch wie so hold auch dem Gesange
Ist Waldesstill' und Blättergrün,
Es ist doch meist auf anderm Boden,
Daß unsre besten Lieder blühn.

Hat die Natur auch manchen Zauber,
Ist ihr auch mancher Reiz beschieden,
Der tiefste und der wahrste wurde
Dem Menschen doch allein hienieden.
Wo er dir naht im Lauf des Lebens
Mit seiner Lust, mit seinem Schmerz,
Sein wechselvolles Schicksal greifet
Dir wundermächtig an das Herz.

Und mehr als Sonnenschein da draußen,
Als Blumenduft und Vögellocken,
Kann seine Freude dich berauschen,
Sein Leid die Thräne dir entlocken.
Denn wie Metall Metall muß rühren,
Damit der Glockenton erklingt,
So muß das Herz das Herz berühren,
Damit es seine Lieder singt.

Sei's mit begeistert kräft'gem Schwunge,
Sei's durch der Seele stilles Beben,
Ob laut, ob leis, wie angeschlagen,
Wird seinen Ton es wiedergeben.
Und wie viel mehr sind nicht die Lieder
Oft nur durch einen Blick erwacht,
Als durch viel lange Lenzesstunden
Voll Blättergrün und Waldespracht!

Frühlingsgedanke.

Vögel singen, neues Leben,
Frisches Grün an Blatt und Baum:
Für die Vögel neue Lieder,
Für das Herz ein neuer Traum!

Doch das Leben wird veralten,
Hin zur Erde welkt das Grün;
Blumen senken ihre Häupter:
Wirst, mein Traum, auch du verblühn?

Wilhelm von Fürstenberg.*)

(Originalbeitrag.)

Verloren die Schlacht, die Fahne besiegt,
Der Feldherr, der Meister gefangen.
Nicht Mut noch Kraft war ihnen versiegt,
O herb', wer der Uebermacht Druck erliegt!
Der Feind hielt zu fest sie umfangen.

Der Flut gleich stürmten die Scharen heran
Der Russen wild sklavische Horden,
Fest standen die Ritter so Mann für Mann,
Sie fochten wie Löwen, das Kreuz voran,
Das Kreuz, das sie brachten dem Norden.

O Wilhelm von Fürstenberg, welch ein Schmerz,
Als das Banner du sahest sinken,
Da schien schier zu brechen dein ritterlich Herz,
Da suchtest du selbst das feindliche Erz,
Doch den Kelch der Schmach mußt du trinken.

Umzingelt, ergriffen, umsonst die Wehr,
Wild jauchzen die nordischen Krieger:
„Heermeister, wo blieb dein ritterlich Heer?
Den Tag von Maholm**) wir rächten heut schwer,
Dein Livland erliegt dem Besieger."

Da neiget der Held sein ehrwürdig Haupt:
„Der Herr hat gegeben, genommen,
Und ob ihr so Land als Ruhm uns geraubt,
Steh ich da, ein Stamm, alles Schmuckes entlaubt,
So soll es in Demut mir frommen."

Von blut'ger Wahlstatt sie führen ihn fort,
Den Helden in Banden und Ketten;
O, Moskau birgt manch finsteren Ort
Mit festen Mauern, ein sichrer Hort,
Aus dem ihn wird niemand erretten.

O Wilhelm von Fürstenberg, hart und lang
Sind der Gefangenschaft Tage.

*) Wilh. von Fürstenberg, Heermeister der deutschen Ordensritter, erlag 1559 den wiederholten Angriffen der Russen, welche, 130 000 Mann stark, in Livland einbrachen.

**) Walther von Plettenberg schlug 1501 bei Maholm die russischen Heere.

O, tausendmal besser im heißen Drang
Das Leben zu lassen, als trüb und bang
Das Leben zu fühlen als Plage!

Wie hat's ihm so viel der Leiden geschafft,
Wenn träge die Stunden entgleiten;
Zu denken des Ordens einstiger Kraft,
Wie stolz er gestrebt, wie kühn er geschafft,
Weh der Größe vergangener Zeiten.

Er trug zum Norden die christliche Saat,
Hat Glauben und Sitte begründet.
Im Handeln kühn, und weise im Rat,
Hat deutschen Fleiß und deutsche That
Mit deutscher Kraft er verbündet.

Wie blühten da Land und Stadt empor;
O Riga, du stolze, du schöne,
Wer hat dir verliehen so herrlichen Flor,
Wer öffnete Kunst hier und Wissen das Thor?
Das thaten Westfalias Söhne.

Westfalias Tochterstadt, stehst du da
Ein zweites Heim ihren Kindern;
Voll Neides der Pole und Russe dich sah,
Er wirbt um dich von ferne und nah,
Möcht deinen Ruhm gerne mindern.

„Und nun, des Russen vernichtender Schritt
Tritt schnöd' unsere Größe nieder.
O Deutschland, die Macht deinen Händen entglitt,
O Deutschland, fühlst du die Schmach nicht mit,
Die Schmach deiner fernen Brüder!"

So naget die Pein an Fürstenbergs Herz,
Da öffnen sich plötzlich die Thüren,
Er wähnt erst, es sei ein trauriger Scherz
Und richtet sein Sinnen schon himmelwärts,
Doch man kommt, ihn zum Zaren zu führen.

„Ich ehre dich, Held!" spricht Moskaus Zar,
„Es blieb dir dein Ruhm zu eigen,
Ein mächt'ger Gegner dein Orden uns war,
Doch mächt'ger als alle ist Moskaus Zar,
Heut' will er dir Gnade erzeigen.

Nimm wieder das Scepter, das einst du geführt,
Doch nimm es aus unseren Händen,
Als Lehnsmann haben wir dich uns gekürt,
Als Lehnsmann huldige, wie sich's gebührt,
Dann soll deine Schmach sich wenden.

Sollst wieder dann Fürst unter Fürsten sein,
Reich allzeit an Ruhm und Ehren,
Doch unser sind dann die Lande dein,
Und unser Banner soll deines sein,
Das sollst du vor Gott uns beschwören.

Doch weisest du keck zurück die Huld",
Fährt fort er mit donnernder Stimme,
„Dann büßest du es als schwerste Schuld,
Dann fasse die Seele dir in Geduld:
Dann zittre vor unserem Grimme.

Verfehmt dann für immer ist Freiheit und Recht,
Der Kerker schließt dir sich für immer,
Nichts sei dann für dich zu arm und zu schlecht,
In dir hab' ich Deutschlands Hochmut gerächt,
Und Licht und Luft siehst du nimmer."

Und Fürstenberg steht dort, vom Leide gebeugt,
Der Jahre Zahl schwer ihn schon drücken,
Doch hat ihm auch Grauen die Rede erzeugt,
Und ob auch die Brust ihm schmerzend keucht,
Er hebet doch stolz den Rücken.

„Dank dir, o Herrscher, die Huld ist groß,
Doch eines hast du nicht ermessen:
Daß, wen geboren Deutschlands Schoß
Und wer sich erwählet des Ordens Los,
Wird nie seiner Ehre vergessen.

Das Kreuz auf dem Schilde es zeigt den Schwur,
Den wir vor Gott einst geschworen;
Ein Banner allein erkenne ich nur:
Für Deutschland erkämpft, giebt deutsche Flur
Kein deutscher Mann je verloren.

Und auch für der Freiheit köstlich Gut
Laß ich nicht, was einst wir gewonnen,
Und fließet auch altersträge das Blut,
Ist ihm auch die Kraft, so ist doch der Mut
Dem Herzen noch nicht verronnen.

So möge mein Los denn der Kerker sein,
Die Seele entflieht bald den Banden.
Gott grüße Westfalen, die Heimat mein,
Gott wolle dem Ordensland gnädig sein,
Und mach' deine Hoffnung zu Schanden.

Erst wenn mal Treue und Glauben hier wankt,
Wirst du unser Land dir erbeuten;
Erst wenn am Ehrgeiz ein Herz dort krankt
Und gierig nach äußerer Macht nur verlangt,
Wird Deutschland zu Grab man hier läuten.

Da schreit auf der Zar in wilder Wut:
„Greift ihn und werft ihn in Ketten,
Mag lange erproben er seinen Mut,
Noch lange kann fließen sein träges Blut,
Bis ihn sein Deutschland wird retten."

Und zu dem Kerker kehrt er zurück,
Zu endlos stillem Erdulden;
Ach, nie mehr hat ihm gelächelt das Glück,
Weh' Deutschland, auch du vergaßt sein Geschick,
Vergaßest dort lang' deine Schulden.

Doch wenn jetzt so mancher den Ruhm erwarb,
Den deutsche Helden erstreben,
Dann denkt des Manns, der im Kerker verdarb,
Eine Krone zurückwies und lieber starb,
Als deutsches Land zu vergeben.

Johanna Baltz.

Sigiburg.

Stolz ragt die Sigiburg in blaue Lüfte,
Der Herbst hat farbenprächtig sie geschmückt;
Hat ihre Zacken, ihre Felsenklüfte
Mit goldnem Teppich schimmernd überbrückt.
Tiefdunkeln Purpur wob er ihr zum Kleide,
Aus Sommerfäden hat er ein Geschmeide
Wie eine Krone ihr aufs Haupt gedrückt.

Und wer sie sieht so stolz zum Himmel ragen,
Vom wilden Wogenlied der Ruhr umtönt,
Dem klingt ins Ohr der Sang aus alten Tagen,
Der der Geschichte ernstes Wort verschönt:
Der Sang von Wittekind, dem blonden Helden,
Von dessen Herrlichkeit die Sagen melden,
Und dessen Burg einst diesen Fels gekrönt.

Dem klingt ins Ohr der Sang vom großen Kaiser
Karolus, der die Feinde überwand,
Der sich des Sieges grüne Lorbeerreiser
Zum Kranze brach mit unbezwungner Hand.
Der zu Westfalen liebeheiß entbrannte,
Nicht ruhend, bis er es sein eigen nannte,
Der trotz'gen Sachsen wunderschönes Land.

Dem klingt ins Ohr — nein, tief zum Herzensgrunde
Der Sang vom andern Kaiser stark und klug,
Von dessen Sieg die Sigiburg die Kunde
In loh'nden Flammenzeichen thalwärts trug.
Von Barbablanka, der der Feinde Speere
Zerschlug, und dessen Aar vom Fels zum Meere
Die Schwingen reckt zu siegesfrohem Flug!

Im Schutz des Adlers ruht nun wohlgeborgen
Westfalens Schild, das weiße Sachsenroß!
Es stieg empor der Freiheit goldner Morgen,
Als sich der Einheit Ring um Deutschland schloß.
In welscher Knechtschaft litt dereinst Westfalen,
Es hat uns treu bewahrt vor gleichen Qualen
Im Siegerkranz der Hohenzollernsproß!

Drum laßt von dieser Burg ihn niederschauen,
Daß gläubig man der alten Zeiten denkt
Darin zwei Herrscher auf des Landes Gauen
Von gleicher Stelle ihren Blick gelenkt.
Und auch der Zeit, die uns nicht allzuferne,
Da schimmernd hell des Sieges goldne Sterne
Die Strahlen auf der Sachsen Gau gesenkt.

Laßt um des Kaisers Bild die Wellen singen
Mit süßem Nixensang durch Schilf und Ried,
Der Eichen Rauschen ihm zu Häupten klingen
Wie Schlachtgesang und jauchzend Siegeslied.
Die Heideblüten laßt zu seinen Füßen
In zartem Schimmer lieblich ihn begrüßen,
Ihn kränzen, wenn des Sommers Rose schied.

Und jede Welle soll ihm klingend sagen
Mit leisem Rauschen über Kies und Sand,
Und jede Blüte soll ihm Kunde tragen
Durch holden Duft zur hohen Felsenwand —
Aus jedem Lufthauch tön' es ihm entgegen:
„O du, des Landes Glück, des Landes Segen,
Wie liebt dich dein getreu' Westfalenland!"

Am Morgen.

(Zu dem Gemälde von Hermann Kaulbach.)

Im Osten glänzt das erste Morgenrot;
Du süßes Kind, ich darf nicht länger säumen!
Befolgen muß ich meines Herrn Gebot
Und, graut der Tag mit seiner Lust und Not,
Heimkehren zu den ew'gen Sternenräumen!

Dein traumhaft Lächeln hab' ich still belauscht,
Gestreichelt sanft die feinen, dunkeln Härchen,
Leis' mit dem Munde einen Kuß getauscht,
Da mahnte mich, daß nun die Nacht verrauscht,
Am Fensterrand ein zwitschernd Vogelpärchen.

Peter Lohmann.

An meine Mutter.

Und ob auch Hunderte mich hassen,
Viel einst'ge Freunde mich verlassen,
Und ob ich gar verhöhnet bin
Vom Marktgewühl im bunten Flimmer:
Ein einzig Lob aus deinem Munde,
Nur eine einzige frohe Stunde
In deiner Nähe läßt vergessen
Die ganze bitterernste Schmach.

Und ob auch Tausende mich preisen
In immer neuen, höheren Weisen,
Und ob mein Name golden glänzt
Auf Ruhmestafeln der Geschichte:
Ein einz'ger Rat aus deinem Munde,
Nur eine einzige traute Stunde
In deiner Nähe macht mich glücklich,
Wie nimmer Ehre das vermag.

Und ob ich unablässig strebte,
Im Sturm der Seelenkämpfe bebte,
Und ob seit Jahren jeder Morgen
Mir neue, größre Sorgen brachte:
Ein einz'ger Trost aus deinem Munde,
Nur eine einzige Friedensstunde
In deiner Nähe spendet Ruhe
Nach wilderregtem, wirrem Tag.

Künstlerstolz.

Des Augenblickes Sklaven, feile Seelen,
Erlabt euch immer an des Ruhmes Schein, —
Es kommt die Nacht, da euch die Freunde fehlen;
Da wird euch Angst um eure Ehren sein.

Gebt acht, gebt acht: wenn erst der Rausch verflogen,
So läßt der Narrenschwarm euch seitwärts stehn,
Zeigt flugs der neu'ren Mode sich gewogen:
Um eure Ruhmeskränze ist's geschehn!

Dir aber, edler Künstler, ob verborgen,
Ob leer an Freuden, fern dem Festessaal,
Strahlt siegesfroh, durch alle Zweifelssorgen,
Im Sonnenglanz dein hehres Ideal.

Das bleibt dir treu, auch wenn die Nacht gekommen,
Und streckt sich machtvoll über Raum und Zeit,
Und wirkt, wenn längst dein Lebenslicht verglommen,
Und leuchtet fort in alle Ewigkeit.

Heinrich von Rustige.

Leid thut's mir.

Um den Mond und um die Sterne
Thut's mir oft im Herzen leid,
Daß der Mond ist gar so ferne,
Daß die Sterne sind so weit.

Leid auch thut's mir um die Rose,
Daß sie blüht so dornenvoll;
Leid auch um die kleine Lose,
Daß sie mich nicht lieben soll.

Reime und Träume im Dunkelarrest.

(Alsen.)

„Dort drüben", sprach der Bittenfeld, „liegt Alsen über'm Sund,
Das bißchen Wasser schadet nicht, das Baden ist gesund!

Heut' Abend, wenn es dunkel wird, heißt ‚Alsen' die Parol',
Da klopfen wir dem Dänen aus sein staubig Kamisol!"

Wie schwammen da die Preußen schnell, als dunkelte die Nacht,
Das haben sich die Dänen wohl im Schlafe nicht gedacht.

Und als sie keck gelandet sind im Uferschilf und Rohr,
Da summt und brummt's den Dänen gar unheimlich um das Ohr.

Da gab es ein Erwachen voll des Schreckens und der Not,
Und gab's ein blutig Mühen noch auf Leben und auf Tod.

Wie hauste da das Eisen und wie sauste da das Blei,
Wie bliesen da die Hörner laut mit gellendem Geschrei!

Und oben auf der Düne hoch der blutigrote Schein,
Der flammt wohl über'm Sund bis weit ins deutsche Land hinein.

Da schwinget mächtig sich empor ein stolzer Feueraar,
Und leuchtet hell zum Siegesfest der mut'gen Preußenschar.

Da schmunzelte der Bittenfeld und schrieb dann per Kurier:
„Ew. Majestät, wir liegen heut' auf Alsen in Quartier."

Uhlmann-Bixterheide.

Frühlingssturm.

(An meinen Vater.)

Ein früher Staar schon dürre Reiser fand,
Da gingen wir durchs frostgeküßte Land,
Ein ernster Mann du, — ich — ein lachend' Kind,
Und um uns stürmte laut der Frühlingswind.

Der Quellen Goldgeplauder leis' erscholl,
Du kanntest eine Welt: der Sorgen voll,
Doch wie der grüne Wald am Maientag,
So schien das Leben mir: ein Blütenhag.

Am Haselstrauch schon manche Rispe sprang,
Aus kahlen Zweigen klang ein Vogelsang,
Und wenn ein Haselkätzchen du gepflückt,
Hab' fester ich die schwiel'ge Hand gedrückt.

Und weiter durch den Märzenschnee ging's hin,
Wie war so froh, so jugendleicht mein Sinn! —
Und ob ich auch nach manchen Dingen frug,
Nie wußte doch der kleine Mund genug. —

„Papa, so möcht' ich immer mit dir gehn,
Durch Busch und Thäler, über Feld und Höh'n,
Möcht' singen, daß es durch die Berge gellt! —
Papa, wie ist so märchenschön die Welt! —

So schön wie Märchen, die Mama erdacht,
Wenn sie am Bettchen plaudernd noch gewacht. —
Das klingt so süß, das tönt so wunderbar,
Papa, sag' doch, sind all die Märchen wahr?" —

Da sahst du mich mit großen Augen an:
„O nein, mein Junge, Märchen nur ersann
Euch Kindern man zu Liebe, dir zur Freud',
Doch wahr ist nur das Leben, nur die Zeit.

Nicht immer können wir zusammen gehn,
Einstmals im Leben wirst du einsam stehn,
Dann liegt so fern der Jugend goldnes Glück,
Und gleich den Märchen sehnst du es zurück." —

Nun schwiegst du still. Im Westen sank der Tag,
In dürren Blättern leis' der Abend sprach,
Doch eine neue Welt, so wolkenweit:
Lag vor mir nun das Leben, lag die Zeit. — —

Und stürmt der junge Frühling durch den Hag,
Dann denke ich an jenen Märzentag,
Dann träum' ich von der Jugend goldnem Glück
Und gleich den Märchen sehn' ich es zurück. — —

Heidegänger.

(Dem Freiherrn Detlev von Liliencron.)

Frühregen tropfte sacht auf gelben Ginster,
Ein rauher Nord stob wirr um Haar und Wangen,
Und Regenwolken jagten grau und finster,
Da bin ich langsam stillen Pfad gegangen.
Der Wettersturm die jungen Aeste bog,
Ein Krähenschwarm flog schreiend auf und nieder,
Doch mit mir durch die ferne Heide zog
Der Frühlingsodem deiner Lieder.

Da fühlt' ich, was an lichten Sonnentagen
Nur ahnend leis' die Seele mir durchflossen,
Mein jubelnd Herz dir froh entgegenschlagen,
Mir war's, ich sei verwandtem Stamm entsprossen. —
Und was an Hohem, Schönem mich durchbebt,
Das fand ich da so märchenprächtig wieder,
Was traumhaft nur in tiefer Brust gelebt,
Im Frühlingsodem deiner Lieder.

Nun mag der Sturm die jungen Aeste rütteln,
Der Krähenschrei mir in die Ohren gellen,
Ich stehe fest und lass' die Wetter schütteln,
Bis sich des Tages graue Nebel hellen.
Was tief im Herzen nach Gestaltung ringt,
Was in der Seele mir wogt auf und nieder,
Das ist es, was dir gern entgegenklingt
Im schlichten Worte meiner Lieder.

Feldwanderung.

Im Mittagsschimmer lag das weite Feld,
Aus luftzerwirrten Blüten sprach der Wind,
Die Frühlingsglocken klangen durch die Welt,
Und mir zur Seite gingst du, knospend' Kind. —
Und neben uns, da wogt ein Aehrenmeer,
Und über uns, da lacht der Sonnenschein,
Weit hinter uns — da lag die Welt so schwer —
Und um uns Glück — darinnen wir allein.

Allein zu Zwei'n. — Nur nebenan ein Traum,
Der flüsternd durch die hohen Halme zieht,
Dazwischen dann so leis' — man hört es kaum —
Verhallt im Forst dein ewig neues Lied.

Ein süßer Maiduft schwebte vor uns her,
Aus hohen Gräsern nickte roter Mohn,
Und wieder fuhr der Wind durchs Aehrenmeer,
Und fern verklang des Liedes letzter Ton.

Du kindlich frohes Herz, da warst du mein,
Da küßte ich den frischen Mund zur Ruh',
Und mit uns freute sich der Sonnenschein,
Und deine Lippen wehrten nur: „Ach, du!" —
Und wie ein altes Lied aus neuer Zeit
Fühlt' ich ein stilles Glück mir auferstehn,
Und weggeküßt hab' ich das junge Leid,
Und nur der Mohn hat lange zugesehn.

Blanche.

Zwei große Augen sehn mich fragend an,
Das wirre Haar umspielt von Sommerwinden,
Eilst achtlos an mir fort du durch den Tann,
Dein Auge aber möchte ich ergründen.
Ich möchte schau'n in jene Märchenwelt,
Die hinter diesen Wimpern liegt verborgen,
Dein Denken möcht' ich denken, deine Sorgen
Verstehn und mit dir hehlen dieser Welt. —

Du kennst mich nicht, du weißt nicht, wer ich bin,
Und kaum gesehn, hast du mich schon vergessen. —
Dein Auge aber bannt mir Herz und Sinn
Durch Blütenbluft bis hin zu Grabcypressen.
Zu deinen Füßen möcht' ich einsam knie'n
Und immerfort nur deine Augen schauen,
Dir möcht' mein Leid ich und mein Glück vertrauen
Und sagen dir, wo meine Träume ziehn. —

Du fremdes Kind, ist's auch ein andrer Pfad,
Auf dem wir beide durch das Leben eilen,
Bis lächelnd uns der große Schnitter naht —
Ein Stückchen Welt wirst doch du mit mir teilen. —
Was mich zu dir zieht, o ich kann's verstehn,
Nicht Liebe ist's, nicht stürmisches Begehren:
Es liegt ein Klang darin aus jenen Sphären,
Wo gleiche Seelen stumm vorübergehn. — —

Heidegrab.

Still ist es rings, —
Im hohen Heidekraut
Weht ernster Abendhauch,
Grüne Blätter und fahles Laub
Schmiegen sich inniger auch
Am Grab — am einsamen Heidegrab —
Und hüllen es ein
In ein farbenes Kleid.
Verdecken das Leid,
Das unten ruht. —
Und eine dunkle Heiderose,
Vom Tau benetzt,
Wirft lose,
Blumige Blätter
Auf stillen Hügel,
Und glitzernde Blüten
Mit tauenden Thränen
Einen sich krankem, fahlem Laub
Im vereinten Leid,
Und heil'ger Friede
Umweht das einsame Grab. —

Nicht duftende Blumengewinde,
Nicht prunkende Immortellen,
Flutende Thränen
Aus unwahren Herzen. —
Nein, im späten Abendwind
Legt betend die Hand
Auf ein einsames Bett
Natur — ihrem toten Kind!

Unbekannter Dichter.

Ich hab' dich nie gesehen, nie gekannt —
Dein Name ward nicht einmal mir genannt! —

An deines einen Liedes Flügelschlag
Fühlt' ich, daß eine Dichterseele sprach! —

Ich sah, wie einer Göttin leichte Hand
Dir grünen Lorbeer um die Stirne wand.

War holprig auch der Takt und schlicht das Wort,
Zog schlichter sich noch der Gedanke fort,

Jedoch der Seelenkuß der Harmonie
Durchwob dein Lied mit echter Poesie.

Ich hab' dich nie gesehen, nie gekannt,
Dein Name ward nicht einmal mir genannt!"

Vielleicht ruhst längst du in verschollner Gruft,
Vielleicht dich rauh der Frohn des Alltags ruft.

Vielleicht, daß schon im Leben — öd und schal —
Dir längst erstarb das hehre Ideal.

Wie dem auch sei! — Ich hab' dein Herz gehört,
Ich hab' es lieb! — Bin deiner Freundschaft wert! —

An deines einen Liedes Flügelschlag
Fühlt' ich, daß eine Dichterseele sprach!

Winterglück.

Weißen Waldweg sind wir gegangen,
Als glitzernde Fäden der Nachtfrost spann,
Durch dunkler Aeste dämmerndes Bangen
Der Mond in flüssigem Silber rann.

Wallende Nebel über den Wiesen
Woben ein schimmerndes Märchenkleid,
Und viel purpurne Perlen fließen
In die strahlende Einsamkeit.

Weiter ging es an träumenden Tannen
Und an blinkenden Bächen vorbei,
Lustig lockte ein Liedel von dannen,
Sangen so selig wir einst im Mai.

Zweimal zwei Tapfen auf schneeigen Wegen,
Funkelnder Sterne schelmischer Blick
Führten dem Waldesschweigen entgegen:
Hier lauscht der Frühling, hier wohnt das Glück.

Und ob Stund' um Stunde zerronnen,
Ob auch die Nacht schon zur Heimat trieb,
Sprach doch dein Mund mit neuen Wonnen:
„Ach, ich hab' dich so innig lieb!" —

Rauschvolle Wege weislich gemieden,
Unter den Aesten, silberumwebt,
Mitten in nächtlichem Winterfrieden
Hat uns ein lachender Lenztag gelebt.

Aphorismen.

Unsere Kunst wird niemals eine reine Wahrheitsdichtung sein, denn jeder Künstler sieht die Welt durch die Gläser seiner Individualität, und nur in der künstlerisch individualisierten Wiedergabe der von der erregten Psyche aufgenommenen Lebenserscheinungen kann der Endzweck eines jeden künstlerischen Schaffens gefunden werden.

Die lyrische Dichtung ist eine Art von Autosuggestion.

Genie ist elementar, Talent fließend.

Die Musik ist der Hypnotiseur der Seele.

Nicht Wissen ist Bildung, sondern die Art zu wissen.

Gefühlsmenschen sind niemals Charaktere.

Die sogenannte Weltklugheit ist im Grunde nichts anderes, als eine der Eigenliebe schmeichelnde Umschreibung des Wortes Charakterlosigkeit.

Gleichmut ist der Gipfel aller Weltweisheit; nichts ist kleinlicher, als der Zorn.

Jeder Fanatismus setzt ein gewisses Beschränktsein in der Lebensauffassung voraus.

Lügen gehören zur Aesthetik des Lebens.

Unsere Ethik besteht aus einer Reihe konventioneller Lügen, die uns die Aesthetik unserer Zeit aufdrängt.

Unser sogenannter gesellschaftlicher Verkehr ist nichts anderes als ein großes Rücksichtnehmen.

Natur und Kultur sind immer die heftigsten Gegnerinnen gewesen.

Eine Kinderseele gleicht einem Schmetterlinge. Die plumpen Hände des Lebens rauben ihr den Farbenschmelz.

Miärknes Klage.

Im Moandschien lag de Wiesengrund,
De Nachtwind bleis im Reed,
Doa gengen wi tau later Stund,
Wi sangen en eensach Leed.
En Leed van't Kommen, en Leed van't Goahn:
„Min Jung, nu bliev mi trü,
Un blievst im firnen Land Du stoahn,
Min Jung, dann denk an mi.

Dann denk an mi un an Din Wort
Un hoalt mi immer leiw,
Un kümmst Du in Diän firnen Ort,
Dann schriev ok moal en Breiv.“ —
Doa gong he weg. — „Lew wohl min Kind,
Ik blev Di ewig trü,
Weht weer moal de Fröhjoahrswind,
Dann denk ok ens an mi.“ —

Nu hiät so oft all över'n Grund
De Fröhjoahrswind geweht,
So fake all tau later Stund
Sang ik dat Awschedsleed.
Doch schmet de Mai met lichter Hand
Veel Blaumen us heraw,
Dann denk ik an dat firne Land
Un an en firnet Graw. — —

Auch einer.

Psychologische Skizze aus dem Arbeiterleben.

(Aus der Novellensammlung: **„Gloria in excelsis Deo! und andere idealistische Geschichten".**)

Eben läßt das Schneegestöber etwas nach. — Durch die Fensterspalten fegt ein rauher, kalter Wind und bewegt heftig den schmutzigen, zerrissenen Teil eines altes Sackes, welcher dazu dient, die durch das Fehlen einer Scheibe in dem Fensterrahmen entstandene Oeffnung zu verdecken. —

Jetzt erfolgt ein heftiger Windstoß, der Sturm reißt den Fetzen ganz weg und schleudert ihn in das Zimmer. Durch die freigewordene Oeffnung dringt, durch das Wetter getrieben, ein Gemisch von Regen und Schnee. Brausendes, pfeifendes Getöse klirrt in den zum größten Teil zerbrochenen Scheiben und findet in den Wänden des Schornsteins einen jauchzenden Widerhall. — Leidenschaftlicher tanzt die Windsbraut. — Durch den Schornstein wütet der Sturm, und um so heiser und stöhnender schallt es von den Wänden zurück. — Aus dem großen, in der Mitte des Raumes stehenden Ofen dringt ein gelber, übel riechender Kohlenqualm in das Zimmer. Hier sieht es wüst aus. Der geborstene, glühendrote Ofen verbreitet eine entsetzliche Hitze. Um denselben, teils auf Strohbündeln, teils auf zusammengelegten, zerlumpten Kleidungsstücken sitzen und liegen in buntem Durcheinander junge und alte Männergestalten, offenbar Arbeiter. Die häßlich gelben, sehr feuchten Kleidungsstücke der dem Ofen Zunächstsitzenden beginnen schon infolge der Hitze zu dampfen.

Es wird wenig gesprochen. Nur hin und wieder eine Frage und eine knappe Antwort.

Fast alle zeigen träge dreinschauende, abgestumpfte Gesichter. Das Elend macht eben unempfindlich und stumpf. — Einige der Arbeiter rauchen, andere halten auf ihren Knieen einen größeren oder kleineren irdenen Topf, der eine graugelbliche Masse — wohl Erbsensuppe — enthält. Mit der schwieligen, wettergebräunten Rechten führen sie hungrig schlürfend den Blechlöffel zum Munde, seinen heißen Inhalt gierig verschlingend.

Den ganzen Raum füllt eine durch das Rauchen schlechten Tabaks, durch feuchte Ausdünstungen und übergroße Hitze erzeugte pestende Luft.

In der einen Ecke neben dem Eingange ist eine größere Anzahl von Schippen, Hacken und anderem Erdarbeiterwerkzeug zusammengestellt. Neben demselben auf einem ausgebreiteten Mantel liegt ein in das Studium eines Briefes vertiefter Arbeiter. Nun reißt ihm der aus dem Fenster hereindringende Luftzug den Zettel aus der Hand und treibt ihn in die Mitte des Zimmers. Der Mann erhebt sich und greift das engbeschriebene Papier wieder auf.

Dann tritt er an das Fenster und schaut auf die Straße.

Inzwischen hat es vollständig aufgehört zu schneien. Nur hier und da peitscht der Sturm entstandene Wassertümpel. Hin und wieder tritt aus einem der Häuser eine vermummte Gestalt und eilt die Dorfstraße hinab. Wolkiger, bleifarbener Himmel hat über das Ganze seine samtene Decke ausgebreitet, nur dann und wann ein rosigfarbenes Schimmern. Fernher schallt das Pfeifen einer Lokomotive, das Bellen eines Hundes, und es ist wieder still.

Jetzt wird es im Zimmer lauter. Eine Stimme ruft einige fremde Worte. Die Männer schauen auf. Müde gähnend erhebt sich einer nach dem andern, nimmt von den Geräten aus dem Winkel irgend ein Stück und schreitet dann mechanisch zur Thür hinaus auf die Gasse.

Der Mann am Fenster hat auf alles dies nicht acht. Den glühenden Kopf gegen die Scheiben gepreßt, stiert er fortwährend hinaus. Seine Rechte hält krampfhaft den beschriebenen Zettel. Nur in seinem Hirn läuft es wirr durcheinander.

Nun fährt er mit einem Male erschreckt zusammen. Es fällt

ihm auf, daß er sich nur noch allein im Zimmer befindet, und rasch tritt er vom Fenster zurück. — Sein vorhin blühendes, frisches Gesicht ist müde und abgespannt, die sonst originellen Züge sind erschlafft. Wie lange hat er nur geträumt? — Um seinen Mund spielt ein bitterer, von leichter Erregbarkeit zeugender Mienenzug. Die von braunem, etwas lockigem Haar umrahmte Stirn ist tief gefurcht. Zwischen die Augenbrauen hat sich eine düstere Falte gelegt.

Nun bleibt er nachdenkend stehen. Seine Lippen bewegen sich. Die feuchtgewordenen Augen heften sich unverwandt auf das weiße Papier. Jetzt irren sie ein paarmal im Zimmer umher und dann führt er den Zettel hastig und doch sanft an die Lippen.

„Morto? — morto?“ — murmeln diese fragend; er preßt das Papier fest an die Brust und steckt es in die Tasche des vielfach durchlöcherten, von erlittenen Regen- und Schneeschauern noch feuchten Rockes. Hierauf greift er den an einem Nagel hängenden Hut, stülpt ihn nachlässig auf und eilt hinaus.

* * *

Am Ende der Dorfstraße, dort, wo sie von der nach Wehbach führenden Kommunalstraße schräg durchschnitten wird, entspinnt sich bewegtes Regen und Schaffen. Zu beiden Seiten erheben sich gigantische Felsblöcke. Diese gilt's zu entfernen, um der hierher zu legenden neuen Eisenbahn den Weg zu ebnen.

Das ist ein hart Stück Arbeit. Doch unter den Händen der vielen deutschen, polnischen und italienischen Arbeiter ist schon ein wesentlicher Fortschritt zu bemerken. Eben hat man die Bohrarbeiten beendet, und kann daher mit dem Sprengen begonnen werden. Nur wartet man noch auf den diese Arbeit leitenden Italiener Guiseppe Pisani.

Der das Ganze führende Aufseher geht wetternd und fluchend auf diesen faulen Hund von einem Italiener heftig auf und ab. Dann hat er hier etwas auszusetzen, dann dort. Nichts scheint ihm nach Willen zu sein. Eine bläuliche Gesichtsröte läßt den übermäßigen Genuß geistiger Getränke erkennen.

Schweigend hören die Arbeiter zu. Es ist auch zu ärgerlich. Heute ist Lohntag, und da müssen die Sprengungen erst unbedingt vollendet sein. Eine ungeduldige Bewegung macht sich daher auch

bei der aus Italienern bestehenden Truppe bemerkbar. Von dem Toben des Signore Aufseher freilich verstehen sie wohl kaum ein Sterbenswörtchen. Nur Guiseppe Pisani, zu dessen Kolonne sie gehören, vermag sich mit diesem zu verständigen. Ueberhaupt halten sie auf Guiseppe sehr viel; er schließt für alle den Arbeitskontrakt, rechnet ab und vertritt die Rechte und Pflichten eines jeden von ihnen wie die eigenen. Da er sonst sehr pünktlich und gewissenhaft ist, so erscheint ihnen seine Verzögerung heute um so unerklärlicher. Guiseppe, der von dem Unternehmer als nüchterner, fleißiger Arbeiter geschätzt wird, hat infolge seines offenen Charakters von dem Aufseher viel zu leiden. — Dieser geht noch immer fort schimpfend auf und ab.

Endlich sieht man auch den Italiener kommen. Beständig vor sich hinblickend, schreitet er die Gasse hinab. Jetzt bemerkt ihn der Aufseher. — Ein hämisches Lächeln gleitet kaum bemerkbar über sein Gesicht, um urplötzlich wieder der gestrengen Amtsmiene Platz zu machen.

Er läßt den Arbeiter auf etwa zehn Schritte herankommen. Dann entladet sich das Gewitter.

„Eine derartige Frechheit sich von diesen Banditen bieten zu lassen, ist unerlaubt. Sagt mal, Guiseppe Pisani, was dachtet Ihr Euch wohl? — Natürlich, der Bauführer ist nicht da, und nun heißt es sich drücken so viel als möglich. O, Ihr verfluchte Saublase, kenne Eure Schliche, hahaha, weiß Euch die Flötentöne schon beizubringen. Sollt Ihr einen Spaß erleben am Bauführer Geber. Vorläufig wird an dieser Löhnung ein halber Tag abgehalten."

So fährt er den verblüfften Italiener an. Dieser hat kein Wort zu sagen. Zudem hat er von dem geläufigen Redefluß des wider seine Gewohnheit auf der Baustelle erschienenen Aufsehers schwerlich etwas verstanden. Er läßt alles geduldig über sich ergehen. Seine Gedanken sind nicht hier. Die weilen in dem Orte, wo man unter ewig blauem Himmel nun wohl gerade seinen Pietro, seinen kleinen Liebling, sein Glück, seinen Stolz, sein einziges, herziges Kind zur letzten Ruhe bringt. —

Wie geistesabwesend blickt er den Aufseher an. — Was kümmert ihn dieser? — Im flutet nur im Herzen der so unendlich tiefe Schmerz des liebenden Vaters um das verlorene Kind. — Und

seine Giovanna? — Ach, er mag nicht daran denken. — Wie sie wohl jammert und laut aufschreit um ihren kleinen Engel, ihr süßes Herzenskind. —

Und er? er ist hier im eisigen, kalten Norden, wo er geknutet und geknechtet wird. Und wie sehnt es ihn doch gerade nun zum fernen Süden. Wie verlangt er danach, seinen Sohn, seinen einzigen Sohn an die treue Vaterbrust drücken zu können. O, wenn ihm doch noch einmal, nur noch ein einziges Mal dieses Glück, dieses unendliche Glück, zu kosten vergönnt wäre. — Oder wenn er doch nun wenigstens bei seiner Giovanna sein könnte, ihr liebend zur Seite stehen. Ihr möchte er einige liebende Worte sagen; es ihr noch einmal zuflüstern, wie glühend er sie liebt. Er will sie trösten.

Doch er sie trösten, er, der der milden, liebenden Zusprache selbst so bedürftig ist, er will .....

Aber, wo ist er? — Träumt oder lebt er? —

Er blickt auf.

Ein bitterer Seufzer entringt sich seinen Lippen.

Nein, ach nein, er lebt, und der dort, der Mann mit dem Knebelbart mit den glühenden Augen und den rauhen Worten, das ist der Leuteschinder, das ist der Unmensch, der ihn tagaus, tagein abmüht und plagt. O, daß er doch andere Arbeit verstünde, daß er doch anderswo wirken und schaffen und Geld verdienen könnte. Geld und immer wieder Geld, damit seine Lieben daheim nicht zu hungern und zu darben brauchen. Mehr will er nicht, nur dies, dies eine. —

Doch, ach ja, noch eins.

Nicht diese bösen Worte, diese harten Reden, er will ja arbeiten, gern hart und schwer arbeiten, nur muß man ihn doch in Ruhe lassen. Er thut ja, was er kann. Nur nicht solch grausame Worte. — Auch er, der Geächtete, der Arbeitssklave der Freiheit, hat ja ein menschlich fühlend und empfindend Herz. —

Abermals blickt er auf und — erwacht aus seinem Taumel. — Er will etwas sagen, er will um Verzeihung bitten, doch er vermag nichts über die Lippen zu bringen. Seine Gedanken reißen ihn immer und immer wieder mit sich fort. Fort, weg, weit weg von hier zum fernen, heißen Süden mit dem ewig sonnigen Himmel, den liebenden Herzen — und dem unsäglichen Elend. —

Unbewußt tritt er dem Aufseher näher. Dieser hält das Be-

wegen seiner Lippen für entgegnende trotzige Worte und wird noch erregter.

Nach Art der Leute, denen in heftiger Gemütsbewegung die Sprache fehlt, gestikuliert der Italiener eifrig mit den Händen. Eine kleine unwillkürliche Bewegung des rechten Armes, und ohne daß er es zu hindern vermag, berührt seine schwielige Hand die Brust des Aufsehers. —

Dieser braust auf. — Das ist ein Angriff, ein offenbar thätlicher Angriff. — Das ist zu viel.

Sein Stock durchsaust die Luft und gerade auf den Kopf dieses verhaßten Arbeiters, eine breite, blaubraune Marke hinterlassend. —

Jetzt erwacht dieser vollends. Ein leiser Aufschrei. Das Maß ist voll, nun fließt es über. —

„Non mi bastonare, non mi bastoni Signore, io non sono uno schiavo, no io sono un lavoratore, soltanto lavoratore, Signore", kreischen seine Lippen. Er kennt sich nicht mehr, der Zorn, der gerechte Zorn reißt ihn mit sich fort. — Blitzschnell reckt sich die nervige Gestalt auseinander und richtet sich zur vollen Höhe empor. Die Hände des Mannes greifen nach dem Halse seines Peinigers.

Dieser hat einen derartigen Angriff nicht erwartet. Er weicht einen Schritt aus, und dann schmettert er seinen Stock abermals auf den Kopf des Italieners hernieder.

Doch der ist nicht mehr zurückzuschlagen. Schmerz und Wut treiben ihn zum Aeußersten. — In seinen Händen glänzt ein blitzendes Messer. Mit diesem springt er auf den Aufseher zu, der nunmehr zurückzuweichen versucht. Vergebens. — Umsonst hält er seinen Stock vor sich. Der Italiener ist nicht mehr zu halten. —

Da. — Der Fuß des rückwärts weichenden Aufsehers strauchelt und schreiend fällt dieser auf den Rücken. Der Arbeiter ihm nach. Sein Körper bebt. —

Nun ein lauter Schrei und ein rot aufspritzender Blutstrom. — — —

Alles dies hat sich in wenigen Sekunden abgespielt. Die übrigen Arbeiter werden erst infolge der heftigen Scene aufmerksam. Sie eilen hinzu. — Doch zu spät. —

Ein letztes Röcheln und der Aufseher ist tot. — — — — —

* * *

Am nächsten Tage brachte die „Wehbacher Zeitung“ folgende Notiz: „Eine grausige Blutthat ereignete sich gestern im benachbarten Reinfelden. Einer der bei dem dortigen Eisenbahnbau beschäftigten italienischen Arbeiter erschien im angetrunkenen Zustande verspätet auf der Baustelle. Dieserhalb vom Herrn Bauführer Geber zur Rede gestellt, erregte sich der Unmensch derartig, daß er den genannten Herrn, der als ein tüchtiger Beamter geschätzt wird, nach heftigem Wortwechsel erstochen hat. Eine breite Blutlache kennzeichnet noch heute den Thatort. Der Mörder ist durch Herrn Gensdarm Linden nach erfolgter Verhaftung gestern in das hiesige Amtsgerichtsgefängnis abgeliefert worden.“ — — — — — — — — — — — — —

Carl Hülter.

Märchen.

I.

Auf sachten Sohlen schleicht die dunkle Nacht
Zur Stadt herein, es schläft die Sorge wieder,
Und wo die Liebe schüchtern betend wacht,
Küßt ihr ein Traum die thränenfeuchten Lider.

Die Blumen wiegt ein Wisperwind zur Ruh',
Der Frühling schläft in seinem grünen Hause,
Und alles still ringsum; warum wachst du
Allein, Poet, in deiner engen Klause?

Die Lampe brennt, ihr müdes Flackern nur
Beleuchtet deiner hohen Stirne Falten,
Den Pendel deiner alten Schwarzwalduhr
Hat schon der Schlummer leise festgehalten.

Nun naht er dir, er weiß es, was du sinnst,
Es hat dein Lied so manches Herz bezwungen,
Doch was um eins du immer auch beginnst,
Es bleibt dir fremd, du hast zu schön gesungen.

Schlaf wohl, vergiß das blonde Alltagskind,
Es paßt wohl nicht in deines Wirkens Rahmen,
Und wenn ein Traum dir Liebesfäden spinnt,
Zerreiße sie und sprich entschlossen „Amen".

Und doch, der Liebe Göttin tritt zu dir:
„Ich will das Mädchen, das du liebst, dir schenken,
Doch von der Stunde an gehörst du mir,
Und ist die Kunst dir nur ein Angedenken.

Verletzest du indessen mein Gebot,
So hol' zurück ich, was ich dir gegeben,
Und wie des Glückes letztes Abendrot,
Soll die Erinnerung dich nur umschweben."

— — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht verstreicht, der Morgen küßt die Flur,
Es regt sich in des Lenzes grünem Hause,
Und ihren Gruß entbietet die Natur
Durchs offne Fenster auch der Dichterklause.

„Ich folge, Göttin, dir", spricht der Poet,
„Und bete an der Liebe höchstes Walten,
Was nun der Lenz mir in den Busen säet,
Ich will es still für mich im Herzen halten." —

Nun ziert die Wand nicht mehr der Lorbeerzweig,
Viel bunte Blumen auf dem Tische stehen,
Und aus dem kleinen Fenster, blütengleich,
Zwei blaue Augen in den Himmel sehen.

II.

Die Mainacht kommt mit leisem Flügelschlag
Durchs blumenbunte Wiesenfeld gezogen,
In ihren Armen harrt der junge Tag
Des ersten Lichts am blauen Himmelsbogen.

Sie zeigt verfolgter Liebe still die Bahn,
Und hüllt es ein, was Menschen Sünde nennen,
Und was die Schuld in ihrem Schoß gethan,
Der neue Tag wird es vom Guten trennen.

Im stillen Feld ein ländlich schmuckes Haus,
Es liegt so einsam da um diese Stunde,
Zum Fenster lehnt ein alter Mann hinaus,
Und seine Blicke schweifen in die Runde.

Fast ängstlich schleppend ist sein Atemzug,
Die blauen Augen scheinen still zu beten. —
Einst seine Hand der Harfe Saiten schlug,
Erkennst du ihn, den trauernden Poeten?

Seit vierzig Jahren hat er nichts geschrieben,
Und was er dachte, es blieb ungesagt,
Ihm war genug an seinem stillen Lieben,
Und nie hat er Phantomen nachgejagt.

Sie ward sein Weib, der einst im Jugendlenze
Er seine Liederweisen schüchtern sang,
Um die er, welkten gleich die Lorbeerkränze,
Den ewig grünen Kranz der Liebe schlang.

Nun liegt sie drüben auf dem Krankenbette,
Auf weißes Linnen fließt ihr Silberhaar,
Wenn er noch ferner sie zur Seite hätte,
Und wär's auch nur ein letztes, schönes Jahr!

Der Arzt ging fort. „Sein Sie gefaßt", so sprach er,
„Zum Sterben sei das Alter stets bereit!"
Da trat der Dichter fort vom Krankenlager
Ans Fenster in die milde Dunkelheit.

Er denkt der Tage, wo er einsam noch
In seinem Heim allabendlich gesessen,
Wo ihn die Kunst sein hartes Alltagsjoch
Und selbst der Täuschung Qualen ließ vergessen.

Und wie das Einst umschwebt den müden Greis,
Küßt ihm die Muse einmal noch die Wangen,
Wie Abendläuten ist ein Rauschen leis'
Da durch den fernen Buchenwald gegangen.

Zum Liede wird des Greises Beten nun:
„Du Gnadenreicher, der mich hoch beglückte,
Laß du mein Weib erst dann im Tode ruhn,
Wenn sterbend ich ins treue Aug' ihr blickte."

Und wie er endet, wird ihm leicht und wohl,
Gelöst sind seines Herzens bange Fragen,
Er fühlt die Wahrheit, daß es kein Idol
War, was er ehrte in der Jugend Tagen.

Behutsam tritt er in das Schlafgemach,
Es bangt ihm vor der Krankheit ernster Krise,
Vergaß er, was die Liebe zu ihm sprach,
Als sie ihm Glück verlieh und rächt sich diese? —

Am Lager thront der stille Genius,
Gesenkt die Fackel, still ist's um den Alten,
Durchs Fenster weht des Morgens leiser Gruß —
Der Liebe Göttin hatte Wort gehalten.

Die zwei Nonnen von Saint Cloud.

(Ein Bild vom Père la chaise.)

An stiller Statt ein schlichtes Denkmal steht,
Kein Frühlingswind durch bunte Stauden weht,
Kein grüner Epheu nickt dem Wandrer zu,
Hier schafen still: zwei Nonnen von Saint Cloud.

Kein trautes Wort der kahle Sandstein trägt,
Wie es die Liebe sonst zu schreiben pflegt,
Dem Klosterzeichen setzte man hinzu
Den einen Satz: zwei Nonnen von Saint Cloud!

Ein Steingefäß, sonst heil'gen Wassers Schrein,
Schließt herbstverwehtes Lindenlaub nun ein,
Es hat die Liebe und der Glaube Ruh'
Am Grabe der zwei Nonnen von Saint Cloud.

Und doch, wer weiß, ob ihre Herzen nicht
Von Liebe träumten und von Sonnenlicht,
Ob nicht der Sehnsucht Hauch die Klosterruh'
Durchwebte der zwei Nonnen von Saint Cloud.

Ob nicht bei Weihrauch und beim Messelied
Ihr Herz für eine ferne Welt geglüht,
Sie nickte ihnen mitleidlächelnd zu,
Den wehmutkranken Nonnen von Saint Cloud.

Kein trautes Wort der kahle Sandstein trägt,
Wie es die Liebe sonst zu schreiben pflegt,
Sie legt wohl niemals auf die letzte Ruh'
Ein grünes Blatt den Nonnen von Saint Cloud.

Trost.

Das ist das Kreuz am zweiten Kirchhofswege,
Hainmoos auf meiner Mutter Grabe schwillt,
Doch nicht um sie ich eine Blume lege
Heut' auf des Heilands weißes Marmorbild.
Lenzlüfte einen frischen Kranz zerwehen,
Der Sturmwind knickte einen grünen Zweig.
Verzweifelnd frag' ich mich, wie es geschehen,
„Komm wieder zu mir aus dem Himmelreich!"

Rotköpf'ger Mohn, von Wiesengras umkleidet,
Sich über einen frischen Hügel wiegt,
Wenn Liebe auf des Todes Schwingen scheidet,
Ihr rotes Band noch auf dem Grabe liegt.
Und wie ich weiter sinne, grüble, denke,
Da wird mein harter Weltschmerz thränenweich.
In deine Liebe ich mich still versenke,
Und du kommst zu mir aus dem Himmelreich.

Deine Liebe.

Was mir die Seele mit Freude erfüllte,
Was mir der Täuschung Titanenqual stillte,
Was selbst dem Fehlenden treu noch blieb,
Was mir die Stirne mit Rosen umkränzte
Und lächelnd den Becher des Lebens kredenzte:
Das ist deine Liebe, mein herziges Lieb!

Das ist deines Herzens glutsprühendes Schlagen,
Das ist deiner Augen Erzählen und Sagen
Von dem, was ich tief in die Seele dir schrieb,
Das sind deine Thränen, tauperlenden Falles,
Das ist deine Sorge, dein Frohsinn, dein Alles,
Das ist deine Liebe, mein herziges Lieb!

Versöhnung.

Sieh', es wird noch alles gut,
Mädel, das ich freie,
Lächelnd winkt dem jungen Blut
Sel'ger Lenz aufs neue.

Sei nur nicht so zimperlich,
Kenne meine Leute,
Thust ja fast, als ob für mich
Jetzt der Winter dräute!

Hast genug um mich geweint,
Deine Augen reden,
Sieh, die Junisonne scheint,
Und sie scheint für jeden!

Durch die Felder streicht der Wind,
Komm hinaus ins Freie,
Wo der Sommer Fäden spinnt,
Winkt der Lenz aufs neue.

Abendstimmung.

Bleibe bei mir, Blütenkind,
Holder Erdenengel,
Leise zieht ein Wisperwind
Um die Aehrenstengel.

Nebel schloß im weiten Thal
Schon die Blumenthore,
Und des Irrlichts falber Strahl
Lockt zum nassen Moore.

Bleibe bei mir, Blütenkind,
Führ' mich an der Rechten,
Leise raunt ein Wisperwind
In der Liebe Nächten.

Kriegsruf.

Der Kirchhof liegt im Abendlicht
So ruhesam, so weltvergessen,
Der Sonne letztes Leuchten bricht
Sich in den düsteren Cypressen.

Vom Hochkreuz reißt den Kranz der Wind,
Als ob der Zorn ihn freveln ließe,
Und wirft ihn einem Heidekind,
Das einsam betet, vor die Füße.

Vom Bahnhof klingt ein dumpfer Ton
Zum Blachfeld, wo die Halme wogen,
Es sind heut' früh um viere schon
Zwei Bataillone fortgezogen.

Der Kriegsruf rief die Lande wach,
Da sind der Thränen viel geflossen,
Und ringsum unter manchem Dach
Ward heut' kein Mittagsmahl genossen.

Und dumpf zum Kirchhof schallt es hin,
Wo flüsternd dunkle Ulmen stehen,
Ein Abmarsch bei des Tags Beginn,
Und einer, wenn sie schlafen gehen!

Wer weiß es, wo man liebeleer
Den braunen Heidesohn bald bettet,
Wenn untergeht im Thränenmeer,
Was ihn ans Vaterland gekettet.

Das Mädchen schluchzt am stillen Grab,
Ihr zieht der Liebste nicht zum Streite,
Auf seinem letzten Gange gab
Sie ihm vor Jahren das Geleite.

Und doch — sie lächelt, liegt der Kranz
Vom Hochkreuz nicht zu ihren Füßen?
Ihr blieb ein Grab! Im Abendglanz
Des Trostes milde Thränen fließen.

Friedhofwanderung.

Sonntags in der Morgenstunde
Wall' ich gern zum Friedhofshaine,
Sinnend mach' ich dann die Runde
Um zerfallne Leichensteine.

„Könnt ihr mir das Rätsel lösen?"
Frag' ich im Vorübergehen,
„Kommt ein Weltgericht dem Bösen,
Wird die Liebe auferstehen?"

Und die Steine Antwort geben,
Gleich den Blumen und Cypressen:
„Guter That blüht ew'ges Leben,
Doch die Schuld deckt mild' Vergessen."

Am Grabe meiner Schwester.

Dich riß des Schicksals Spruch aus stillem Glücke,
Ein kurzes Sein, nur vierundzwanzig Jahre!
Die Liebe kam, daß sie dich bräutlich schmücke,
Da küßt des Todes Kranz die blonden Haare.

Und doch ist's mir, seh' ich des Lenzes Boten
In tausend Farben deinen Hügel kleiden,
Als müßte um das schöne Los der Toten,
Vom Lenz geliebt zu sein, ich dich beneiden.

Auferstehen.

Am Wege steht ein einsam Kreuz,
Ein Rosenstrauch daneben,
Der hat mit Blüten purpurrot
Den schwarzen Schaft umgeben.

Es träumt mein Herz von Auferstehn
In lauen Lenzestagen,
Seit ich den blassen Tod gesehn
Des Lebens Kronen tragen.

Herbstzeitlose.

Was des Frühlings Blütenregen
Mir an Hohem, Schönem gab,
Will ich herbstesstill nun legen
In ein einsam Wiesengrab.

Aber ganz verlischt es nimmer,
Was mich einst so wild bewegt,
Wie das Grab in falbem Schimmer
Noch des Herbstes Blume trägt.

Lichtstrahlen des Lebens.

Psychologische Studien.

Auf dem Friedhofe.

Eine dufterfüllte Frühlingsluft umgab die dumpfige Stadt, die hartgetretene Landstraße, den blumigen Wiesenrain und den trauereschenumrauschten Friedhof fern im Grünen. Dort schliefen sie, die in der dumpfigen Stadt gearbeitet, auf der breitgetretenen Landstraße sich müde gewandert und hin und wieder von dem blumigen Wiesenrain die Blüten der Lebensfreude gepflückt hatten. Aber auch kleine Gräber waren zwischen den großen, winzig kleine, in denen kein Arbeiter am Webstuhle des Lebens, kein wetterfester Wanderer schlafen konnte, es mußten wohl die Gespielen der Sonnenblumen auf dem grünen Wiesenrain sein, die hier liebegebettet lagen. Und auf einem dieser Gräber blühte eine Rose, gestern hatte nur ein grüner Strauch aus der Erde geschaut, aber die warme Frühlingsluft hatte den schlummernden Keim geweckt, und heute küßte schon das erste abgefallene Blatt die Mutter Erde. Langsam gingen zwei Leute zwischen den Gräbern einher, er ein ernster Mann, sie eine trauernde Frau. An dem kleinen Hügel, auf welchem die Rose blühte, standen sie still, Wehmut im Herzen, Thränen in den Augen. Und warum weinten sie? War das Moos auf dem Hügel nicht frühlingsfrisch, und lag nicht des Lenzes schönstes Zeichen in rosiger Anmut darauf? Aber gerade das schien die beiden Gatten zu schmerzen. Und doch, der Frühling liebte ja ihren toten Liebling. Lange standen die Trauernden an dem Grabe, lange schauten sie auf den kleinen Hügel, und besonders auf den regengenäßten Schollen, die wirr umherlagen, haftete ihr Blick. Aber allmählich verloren sich ihre Augen zu der Rose, zu dem blühenden Symbol des aus dem Dunkel des Grabes erstandenen Lebens. Und als ein Abendvogel in der nahen Cypresse zu singen anhub, da umfaßte der Gatte die treue Gefährtin, und sie blickten empor zu dem frühlingsklaren Himmelsgewölbe. Sie weinten nicht mehr, in ihre Herzen war jener Frieden gekommen, der den Weltschmerz in den Born gläubigen

Hoffens, seelischen Begreifens der Schicksalsharmonie fließen läßt. Ein letztes Dämmerleuchten floß durch die Kronen der Traueresche. Es war ein Lichtstrahl in dem Leben der Beiden.

Heidebild.

„He, Christoph, bring' die Kuh herein!
Am Himmel schwarze Wolken treiben,
Ein Sturm wird unsrer Heide dräun,
Wo mag der Vater heute bleiben?"
Die Kätnerin zum Knaben sprach's,
Die Heide deckt' Erwartungsschweigen,
Und wie ein banges Sorgen lag's
Auf Wald und Flur, auf Gras und Zweigen. —
Der Bauer zog zum Erntefest,
Wo hell des Jubels Pauken klirren,
Sein braves Weib die Sichel läßt
Durchs überreife Kornfeld schwirren.
Die Arbeit war ihr einzig Glück,
Nie ging sie mit zum frohen Feste,
Und schweigend trug sie ihr Geschick
In ihrem sorgenkalten Neste. —
Und dunkel wird der grüne Plan
Von wetterbangen Vögelschwärmen,
Da sieht sie fern den Bauer nah'n,
Doch — ohne das gewohnte Lärmen.
Da wird ihr krankes Herz gesund,
Gewiß, sie hoffte nicht vergebens,
Noch einmal Licht im Heidegrund:
Es war ein Lichtstrahl ihres Lebens.

Alltäglich.

Gegen 8 Uhr abends begab er sich nach Hause. Jetzt, wo der kältende Herbst den Aufenthalt im Freien unangenehm werden ließ, machte er nicht einmal mehr seinen gewohnten Abendspaziergang; es war ja auch nicht nötig, denn er schöpfte frische Luft genug auf seinem Wege von dem Atelier inmitten der Stadt bis zu dem bescheidenen Häuschen draußen vor dem Thore, wo ein liebes Weib und drei gesunde Kinder auf ihn warteten. Einst war es anders

gewesen. Vor dem Tode des reichen Kommerzienrats, der sein bester Kunde war, vor dem Sturze der Bankfirma in der Weringerstraße und überhaupt vor den schlechten Zeiten hatte er nicht so weit laufen müssen, da hatte er des Spazierganges bedurft, doch nun. — Aber er war ja ein rechtschaffener Mann, und wenn es auch an Versuchung nicht fehlte, in eins der vielen Wirtshäuser, die an seinem Wege lagen, zu treten, er ging ruhig heimwärts. Gewiß, sie sagten: „Das mußt du können, Kurt, du wirst hier Kundschaft finden, und ein fröhliches Stündchen schadet der Seele beileibe nicht.“ Aber nein, die Freunde hatten gut reden, bei ihnen spielte eine Mark keine Rolle; aber er mußte anders denken. Er war ja nicht arm, gewiß nicht, doch wer weiß, was die Zeit bringt. Es hatte sich auch in letzter Zeit noch ein neuer Dekorationsmaler in der Stadt niedergelassen, und das Neue zieht an. Emsig eilte er weiter; schon hatte er das Stadtviertel erreicht, in welchem die Häuser nicht mehr in geordneten Reihen standen und wo auch hier und da noch ein Gemüsegärtchen seinen Platz behauptete. Nun schritt er durch eine wohlgepflegte Kastanienallee, und fern, ganz entlegen dem Geräusche der Weltstadt und auch dem farbenschillernden Mammonswinkel, sah er sein Wohnhaus. Da öffnete sich schon das grüne Gartenthor, und wie die Frühlingssonne den träumenden Blumen die Kronen zum Himmel emporhebt, so wandelte ein froher Gruß, ein freundliches Winken die sorgengefurchten Züge des braven Meisters zu einem freudeglänzenden Antlitz. Und nun war er zu Hause, und nun umringten ihn seine lieben Kinder in der wohligwarmen Stube, die er an der Seite seiner Gattin betreten hatte. Auf dem Tische aber lag ein Zeichenbrett, über das ein frischer Bogen gespannt war, und auf demselben fand sich der braune Ponto, des Hauses langhaariger Wächter, naturgetreu abgemalt. Der Meister wurde immer heiterer. Das konnte sein Aeltester, der wird ihm später zur Seite stehen mit seinem talentvollen Können. Und dann war ja alles gut. So stand die Familie um den Tisch und ein letzter Sonnenstrahl fiel auf die heiteren Züge des Vaters, — ein Lichtstrahl seines Lebens.

Plattdeutsche Dichtungen.

Ferdinand Krüger.

Aus: „Hempelmanns Smiede".

Ein westfälischer Roman aus der „guten alten Zeit" in münsterländisch-niederdeutscher Sprache.

Band I. Kapitel XVI.

De Wiäwer Jans Swatt hadde en Stück Land an de Wäse liggen, wo he auk in fisken droff. Män daovüör moß he tweemaol in't Jaohr an den Diäken van Ahltrop Aals un Snoks[1]) liewern. Jans hadde vüör düsse Kähr[2]) Unglück met sin Fisken. Statt Snoks kreeg he män Stieklinge un Bleiers un de Aals wollen gar nich an de Angeln anbiten. He was wiägen de schülligen Fiske all so utereen, dat he gar nich mähr Sunndags in Kiärke gaohn woll, wil dat en de Diäken, so äs et em schinen woll, schalu drup ankeek un wat Jans sine Frau was, de leip ut de Kiärke, wann de Siägen noch gar nich giewen was, denn se woll Marijännken nich in de Finger fallen. —

Sipolas Fennand un Jösken Lamberts, wat den Westenwatermüehler sin Jungen was, gongen üm düsse Tid eenes Sunndags Naomdags ut de Paate[3]) up de Wäse to un hadden allerhand te flispern un te glapken[4]).

---

[1]) Hechte. [2]) dies Mal. [3]) Stadtthor. [4]) heimlich lachen.

„Ik häff et dicke bi Diäkens Marijännken herut", sagg Fennand, „denn se bruckt mi äs Exkuter bi Jans Swatt wiägen de schülligen Fiske — ik häff ör auk luowt[1]), ör to üöre Saoltfiske te verhelpen un en Mann, en Wort."

„Wie könnt apatt män gau maken, süß krigg us Jans noch bi de Arbeid, denn üm düsse Tid kümp he, üm nao de Angeln te kiken", sagg Jösken.

„Wat sall he sik wünnern, wann he an de Angeln sück nette Aals findt", lachde Fennand un rüddelte den Bül[2]) düoreen, den he te driägen hadde . . .

„Holt! hier ürgends mott he de Line liggen häbben . . richtig, hier ligg de eene Steen up de Line . . gaoh Du üöwer't Schemm nao de annere Sit, Jösken, un büör dao den Steen af."

Fennand trock nu de Line, wo de Angeln an saiten, to sik — kin Dier satt dran — mook den Bül los un hakde wat an jedde Angel, bunn en swaoren Steen wier midden an de Line un smeet Jösken dat eene Enne to. Jösken woll sik wull daud lachen, äs se de Line wier leggt hadden. Nu mooken se sik gau ächter'n Dörenbusk[3]) un töwden up Jans. De quamm auk baolle met sine Frau heran.

„Et sall mi verlangen, of se nu anbieten häfft", sagg Jans.

„Guod giewe 't!" sagg Kläör. Daobi waoren se all beide bi de Arbeid, de Line heruttetrecken. „Mi düch", sagg Jans, „de Angeln sittet vull; ik mott je trecken äs wahn un dull . . süh, da kik all een met'n Kopp herut . . . Marijo, watt hätt dat Dier en närrsken Kopp!"

„En ganß giälerigen[4]) Kopp!" reip Kläör.

„Marijosam! wat sitt dao an de Angeln?" reip Jans, äs he de Line an't Oewer[5]) hadde — „dat sünd je saoltene Häringe!" Nun stonnen se beide un keeken verwünnert den Fang an.

„Dat geiht nich met richtigen Dinge to", sagg de Frau.

„O wat, ut Bosheit un Spittigkeit hätt us dat Uems andohn", sagg Jans.

„Weeste wat, Jans?" sagg de Frau; „wann de Här Diäken nix giegen sücke Rökelausigkeiten maken kann, dat sine Bichtkinner annere Lüde Aals afstiählt un hanget saoltene Häringe daovüör an

---

[1]) gelobt, versprochen. [2]) Beutel. [3]) Dornbusch. [4]) gelblichen. [5]) Ufer.

de Angeln — dann kann Jans Swatt auk nix dervüör, wann de Här Diäken saoltene Häringe statt Aals krigg."

„Meinst Du, ik söll em sücke Diers brengen?" frogg de Mann.

„Un dat mein' ik, denn se saiten je an de Aalangeln." Daomet trocken se af. De beiden Jungens ächter'n Dörnbusk hollen sik den Buk vüör Lachen, glapkeden in üöre Füste un beeten[1]) sik de Lippen kapott. — —

Düssen Naomdag satt Marijännken an't Fenster in't kleine Stüewken an't Neihen, trotzdem et Sunndag was. Se hadde den Hären Diäken sine Buxe uppe Slippe[2]) liggen, wo se an an't Lappen was un küerte daobi in eento met sik söwst, so äs dat üöre Art was. Van Tid to Tid schow se üör swatt Käppken van eene Sit nao de annere un van ächter nao vüörne, wann se es vüör en Augenblick met üör Neihen uphörte. „Vüör Drüksken giw et auk kine Diäkenie mähr", sagg se; „wann se wüß, dat ik dat eerste Anrecht an ör hädde, wil . . . nu . . ., wil dat ik dat Wichtken so leiw häff — wat anners kann ik ör doch nich vertellen, denn dann möß ik mi schiämen. Ja, ja, de Mannslüde! Eerstan was ik Hiärm Hempelmanns sin leiw Marijännken; en Snütken[3]) hadde he mi sogar all giewen; män dao quamm Drüksken üöre siälige Moder. Wat was dat auk vüör en schön un prächtig Wicht! Dao konn Marijännken gar nich an tippen; drüm kann ik et Hiärm auk gar nich verdenken, dat he mi sitten leit met'n dicken Kopp; Friggen un Heudrügen[4]) geschüht je saken ümsüß . . . . Wäör Drüksken nu doch män eerst an't Friggen! Dat üören Vader de leigen Disseln[5]) nich eerst noch depper[6]) in'n Kopp wasset, sin Gedöhns[7]) met den Demokraten! Drüksken will en doch nich häbben, wann auk dütt Disselköppken noch so schön lött, denn van Utseihen is Philipp en netten Mensken. Eegentlik deih son Wicht am beßten dran, gar nich te friggen; denn wat häff ik et gued bi ussen Hären Diäken; he verdreiht doch en arm Wicht nich den Kopp. He is all to gued un dat is min enßigsten Verdrott, denn allte gued is Jeddermanns Hundsfutt. Rein alles wegtegieben! Twee Buxen hadde he män un dao mott he eene dervan weggieben, ja, sogar de beßte! Dat

---

[1]) bissen. [2]) Schoß. [3]) Kuß. [4]) Heu trocknen. [5]) Disteln. [6]) tiefer. [7]) Thun und Treiben.

hätt he nu dervan. Guod si Dank, dat et halw Summerdag is, wat söll he sik süß noch verköhlen. Aower auk so is et kin Plaseer, met de sölwteegenen blanken Bollen up'n Stohl te sitten, sindeß dat ik hier sitte un lappe em dat olle Dier van ne Buxe. Noch leiger sitt he dao nu up sinen Stohl, äs dat de olle Sipolaske ümmer döht; ut iler Giz un Schrappigkeit döht et dat Mensk met üör mager Gestell, dat ör de Knuoken bi't Gaohen rappelt, äs wäör'm in de Knuokenmüehle. De olle Machuchel segg, ik wäör ümmer so slüörig.[1]) Ja, wann ikke auk ümmer so met dat blanke Fell up'n Stohl sait äs de, dann söll ik auk wull kin Tüg versliten . . . Nu häff 'k dat Aechterpant van de Buxe fäddig; män wat fange ik nu met de Kneie an? Hädde ik män en Bündken Side, aower kinen Pennink Geld häfft wi mähr in Huse un met bloen Twähnt kann ik em de Kneie doch nich lappen . . . Waorüm kann he et de Lüde nich an'n Bast seggen, de em wat schüllig sünd? . . De Landhüer indriwen, dat kann he auk nich, drüm betahlt auk kin Mensk mähr un schüllige Liewrungen bliwt auk ut. Jans Swatt lött nix van sik hören of seihen met sine Aals un Snoks; de hädde he all vüör drei Wiäken liewern moßt, aower wenn he hier bi de Diäkenie vüörbi mott, dann kik he en annern Weg un lött sik dumm dünken — sonnen Seeräuwer. Ja, hädden wi den Hären Kaplaon nich in Kost, dann woll ik noch alls nix seggen; män dat Leckermul!" Se hesapte deip ut'n Hiärten un keek en Augenblick üöwer den Gaoren weg nao de Straote. „Ei, ei, nu kik Di es maol Een an, dao steiht je de olle Buck van Jans bi twee Paoters an usse Gaorenpäötken . . . Paoter Liborius un Paoter Coelestus van't Klauster! . . . . ne Jans, kuemm Du män leiwer herin un breng de schülligen Fiske, statts dao to staohn un te . . . . o, Jeses, dao kuemmt us je de twee Unglücke van't Klauster up'n Hals! Wat anners äs supen wüllt se je doch nich! . . . un wat häfft se dao in dat Dok[2]) te slüören? . . o de Papen! . . . dat is sonnen Pott, äs ik seihe, dao wüllt se wier so es lessen Wien ut drinken, ussen Härn Diäken sinen Win! med en halw Pund Sucker, minen Sucker ut mine Küeke un Pomranzen drin un ik weet nich süß noch wat; un usse Här is drei Dage krank daonao west un den Pott häfft se mi kapott smieten, en annern wolln se

[1]) unordentlich. [2]) Tuch.

daovüör brengen, saggen se... jo, minen beßten Soppenpott!... Win met'n Sleif[1]) utscheppen, äs wäör't män Hawergüette![2]) ja wull, dat sall en schönen Soppenpott sin, den se mi nu wierbrengt un dat Klauster is doch rik genog — aower us arme Lü' de Missen un geistliken Benefizien vüör de Niäse wegsnappen, dao kümp 't ör gar nich up an un dat dumme Volk glöv, sonnen Paoter hädde mähr te seggen bi Guod un de Hilligen äs usseeen, ik woll seggen, äs usse Här Diäken! — aower wacht! düttmaol krigt Ji hier in Huse kinen Druoppen te drinken!... Billeken! Billeken!" reip se ut de Stuewendüöre nao de Magd; „de Paoters kuemmt! smit in de beßte Stuewe gau Alles üöwereen, dat se seihen könnt, dat wi an't Uprüstern[3]) sünd!.... So," murmelte se dann, „nu söllt se wull wier gaohn!"...

„Guod help Ju, Marijännken!" saggen de Paoters, äs se in Stuewe quammen.

„Guod lohn!" antwortede de Juffer spee.

„Is de Här Diäken in?" frogg Paoter Liborius.

„Of de Här Diäken in is? faken is he nich in, un... un in de Stuewe sind wi an't Uprüstern; et döht mi leed, dat ik de Härens dao nich häbben kann."

„Is denn de Här nich in sin Studeerstüewken?" frogg Liborius wider.

Marijännken woll dat gar nich hört häbben.

„He hätt wull Uems bi sik?" sagg Paoter Liborius — „dann können wi hier in't Stüewken wull so lange töwen; wi bruckt je nich in de beßte Stuewe — so arme Müenke."[4])

„Dat feihlde mi grade noch!" brummte Marijännken in'n Baort.

„Marijännken könn us füskens je all ne Fläfke Win halen", sagg Paoter Coelestus; „dann hollt wi 't auk hier gued ut."

„Win?" frogg Marijännken spitz; „wenn 'm Win met'n Sleif utscheppt, so äs dat de Härens dohn häfft, sall 'm wull nich viel üöwerhollen können." Se brummte noch wat in'n Baort van drüge Liäwer[5]) un Papen, Supsäck un sowat derhiär.

„Wi pruekelt nix los", flisperte Coelestus Liborius to.

„Doch! doch!" sagg Liborius.

---

[1]) Vorlegelöffel. [2]) Hafergrütze. [3]) Aufräumen. [4]) Mönche. [5]) Leber.

„Marijännken!“ fonk he wier an; „is dütt nich en schönen Pott, den ik in de Hand häff? den wollen wi Ju brengen!“

„Graut genog is he, män kin Porzlain sonnern Ochtrupske Waare — wann de vüör minen gueden Soppenpott sin sall, dann gaoht män leiwer forts dermet.“

„Wel segg dat, dat he dat sin sall? Wüllt Ji en denn nich häbben?“

„Gaoht dermet!“

„Et is süß noch wat drin! Marijännken hätt wull en Snuwen?“ [1])

„Nares habent et non odorabunt — Sie haben Nasen und werden nicht riechen“, sagg Coelestus.

„Behollt'n metsammt Jue Pomeranzen!“

„Breng den Pott up'n Gank!“ sagg Liborius to Coelestus. —

„Dat is wull den Hären Diäken sine Buxe, wo Ji an an't Lappen sid?“

„Jau“, sagg Marijännken giftig; „un de Här kann nu Nüms anniehmen, denn he sitt aohne Buxe up'n Stohl.“

„Is denn nu de Buxe baoll fäddig?“ frogg Coelestus.

„Ne“, sagg Marijännken un leit de Nadel in'n Stiek sitten, stoppede dat olle Deel deip in de Slippe un lagg beide Hänne tömig drup.

„Nu neiht doch gau!“ sagg Liborius.

„Ne“, sagg Marijännken und leit de Hänne ruhig liggen.

„Dat reinste Fiägefüer!“ murmelte Liborius.

„Jau, hier te sitten un te verdüörsten!“ murmelte Coelestus. —

Liborius stonn es maol up un gonk in'n Gank up un dahl. Aes he bi de Küeke vüörbi quamm, keek he es maol herin.

„Ik woll gärn met dem Härn Diäken küern“, sagg Libet Schulte Röhlings, de dao in de Küeke satt. En Küörvken Eier hadde se vüör sik staohn.

„De Jusfer mott em eerst de Bux torecht neihen,“ sagg Liborius, „aower dat Küörvken könn ik ör je all brengen; et sünd je wull Eier drin?“

„Jau, doht dat, Här Paoter.“

Liborius gonk met dat Küörvken up'n Gank un stoppede de Eier in sine Kutte. Schöne, dicke Aanteneier waoren et.

---

[1]) Schnupfen.

„Marijännken", sagg he, äs he wier in Stuewe was, „eene Fläske Win vüör een schön Ei!" und daobi namm he een Ei ut sine Kutte.

Kine Antwort.

„Vüör twee!" — Kine Antwort. — „Vüör drei!" — Kine Antwort. — „Vüör veer!" — Kine Antwort. — „Oculus habent et non videbunt — Sie haben Augen und werden nicht sehen!" gnesede Coelestus. — „Eene Fläske Win vüör alle Eier tesammen!" reip Liborius un dreihde sik üm, dat se den Pucken[1]) in sinen Nacken seihen konn.

„Ei, den Deuker, nu sin 't 't leed!" reip Marijännken in de grötste Gift, „makt Ju met de Eier in't Klauster un laotet us met den Win in Friäden!"

„Gued gaohn!" lachden de Paoters; „hernocher kuemmt wi wier; segget dat den Hären Diäken!" un Paoter Coelestus druog Jans Swatt sinen Ochtrupsken Pott met alle de Fiske nao 't Klauster un de Eier slüörte Liborius in sine Kutte weg. Jans Swatt, de buten staohn bliewen was, klabasterte der ächter hiär.

„Nu paß up, Coelestus", sagg Liborius, „wi krigt usse Fläske Win doch, wann de Schultenmeerske eerst van üore Eier ansänk." —

„So mott 'm 't maken", brummte de Jusser de beiden Paoters nao, „un ussen Win häfft wi spart." Se gav sik wier an't Buxenlappen. Dao quamm Kaplaon Schellhorst in't Stüewken, de bi den Hären Diäken Kost un Quatteer hadde. Dao was Marijännken auk nich gued up te küern, denn he hadde ümmer üöwer Alles wat te dohn un de mulbrühen[2]), un dann hadde he en extralangen Rock an, länger, äs 'm se süß bi de Geistliken sog. Un dat konn Marijännken nich utstaohn. Se keek en spee un schalu van de Sit to an. „Wat will de denn met sine langen Rocksnippen?"[3]) brummte se vüör sik.

„Marijännken", sagg de Kaplaon, „up minen Disk ligg all wier so vull Mülm[4]) . . ."

Marijännken gav kine Antwort, „minswiägen", brummte se aower in sik, „wiske en Di af met Dine Kadrilljenswenkers."

„Wat seggste dao?" frogg de Kaplaon.

„Nix", sagg Marijännken knortas. —

---

[1]) Ballen. [2]) tadeln. [3]) Rockschöße. [4]) Staub.

„Guod help Ju, Juffer", quamm nu Libet in't Stüewken; „ik woll es gärne met den Hären Diäken küern."

„So?" sagg Marijännken, „dann moßte noch en Lück töwen; sett Di dao up'n Stohl; ik häff auk süß noch en Wörtken met Di te küern."

„Wat neiheste denn dao?" frogg Libet.

„An't Buxenlappen sin 't vüör ussen Hären; sonne olle gelappte Buxe mäk em Plaseer, denn dat is eene van de niegenunniegenßig Sünners, de der Buße doht, un wo he mähr Gefallen an hätt äs an eenen Gerechten, der der Buße nicht bedarf, so äs et schriewen steiht."

„Das ist Spötterei", sagg de Kaplaon, „und in der heiligen Schrift steht es noch dazu umgekehrt."

„Ik sin nich so gelährt äs de Här Kaplaon", antwortede Marijännken etterbietsk, dat Libet en grauten Schrecken kreeg. Se fonk drüm forts van üöre Eier an. „Ik häff de schönsten, dickſten Aantenеier utsocht", sagg se; „ik denke, se gefallet Di, Juffer."

„De häst Du us metbracht?" sagg Marijännken; „dat is gued, dao kann Billeken forts met nao Klutenkämpers gaohn un halen mi en Bündken Side; wo häste de Eier?"

„Wisse, wisse, de Paoter hätt se Di je bracht."

„Mein Gott um Alles, waoren dat Eier van Di?"

„Jau", sagg Libet verwünnert.

„O, nu kik Di es Een an! o de Papen! sünd se mi nu met de Eier derdüörgaohn! Ik dach, se wollen mi dermet öwen."

Se sprunk ant Fenster. „Nu kik, dao gaoht se hiär un lachet äs de Pingsvösse!"

„Ik seih, de Buxe wärd vüör't Eeerste doch noch nich praot", sagg de Kaplaon, „drüm kannst Du et wull an den Hären Diäken bestellen, Jans Swatt leit em seggen, de Här Diäken söll de Verlatigung[1]) nich vüörüewel niehmen, de Aals hädden gar nich anbiten wollt un Snoks wäören in de Wäse gar nich mähr te häbben; den Ochtrupsken Pott könn em Billeken neigstens wierbrengen."

„Wat?" reip Marijännken; „in den Ochtrupsken Pott, wel de Paoters hadden, waoren Jans Swatt sine Fiske in?"

---

[1]) Verspätung.

„Wat anners denn?“ sagg de Kaplaon.

„O, Guod, mine Aals un Snoks, dao sünd mi nu de Paoters auk met düörgaohn un ik dachde, dat söll de Soppenpott sin, wel se mi wierbrengen wollen vüör den eenen, den se mi kapott smieten häfft un sonnen Ochtrupsken Pott woll ik doch nich anniehmen!“ sagg se un green üöre bitterliken Thraonen daobi. „Ne, ne, nu mag ik ussen Hären doch nich mähr vüör sin Antlaot kuemmen! — Meerske, de Bux' is säddig, niehm se met nao'n Hären, dat hett, essen düör de Düöre moß se em reeken un dann bliw aower nettkes so lange buten staohn, dat he se eerst antrecken kann, denn he hätt nu nix mähr an de Beene, äs en Küksken, dat frisk ut 't Ei krüpp'.“

Libet gonk met de Buxe af. —

„Billeken! Billeken!“ reip dann de Juffer; „gaoh, laup es hennig[1]) in't Klauster, un hal de Saken wier; — niehm apatt en Küörvken vüör de Eier met — un segg et de Paoters üörndlik an'n Bast, dat wäör nix biätter äs Rauw un Deiwerie — Seeräuwers wäörn se — dat hädde ikke seggt — dat segg ör män! — un wann se dann de Saken noch nich afgiewen wüllt, dann luowe ör in Gotts Namen de Fläske Win.“ —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Billeken, kümmst Du trügge aohne Eier un Fiske?“ reip Marijännken de Magd in de Möte,[2]) äs düsse up dat Hus toquamm.

„De Paoters saggen, se wollen der sölwst met kuemmen.“

„Ei, ei, dann spar ik doch minen Win nich! . . . Süh, dao sünd se all! O, de Papen, wat se gneset un lachet! Un wat klabastert denn Jans Swatt wier der ächter hiär?“ —

„Inclina ad me aurem tuam! — Beuge Dein Ohr zu mir! Eerst de Fläske!“ sagg Paoter Coelestus un holl Marijännken den Ochtrupsken Pott met de Fiske an de Niäse.

„Eerst de Fläske!“ sagg Paoter Liborius un dreihde de Juffer de Kutte to, wo de Eier in satten.

Un dao kreeg Marijännken en wahnen Gift up et Liw.

„Hier is de Slüettel!“ schreide se un smeet'n up'n Disk. „Mins-

---

[1]) flink. [2]) entgegen.

wiägen halt Ju statts en Soppenpott de graute Brandsprütze un pumpt Ju de Struote[1]) dermet vull, dann sall de arme Seele wull Ruhe häbben!" —

„Marijännken!" smeichelte Liborius spottwise.

„Marijännken!" mülte[2]) em de Juffer met en scheew Mul nao, dreihde sik giftig üm un gonk in de Küeke.

Den Pott met Fiske satt Coelestus up de Aerde un de Eier pock Liborius ut sine Kutte un deih se in en Küörvken — slickerte[3]) apatts saken met de Hand, wann he se ut de Kutte trock. —

„Ut Deus bene vertat!" sagg Coelestus un steeg de Trappe in den Keller herunner.

„Amen!" sagg Liborius un gonk em nao. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Salve!" sagg Paoter Coelestus ton Hären Diäken un Paoter Liborius nickte daoto vergnögd met Kopp un Hals ut sine Kutte, äs he met twee Fläsken Win in de Hand up den Hären sine Stuewe Coelestus naofolgde.

„Van Dage wöllen wi armen Klausterlüde es den Hären Diäken trakteeren", sagg Liborius un settede de beiden Fläsken up'n Disk. De Diäken drüggede met'n Finger, sagg aower nix, dat dat sin eegen Win wäör. „Ik drinke nu kinen Win", sagg he un reip dann ut de Düöre nao Marijännken, dat se twee Gliäser vüör de Härens brengen soll.

„Billeken," sagg de Juffer östig, „et is nu eenmaol nich anners; breng se in Guods Namen herup, niehm aower de allergrötsten ut 't Schapp, dat et nich te lange duert, bet se trächte sünd."

„Dat Supen, dat Supen" — kürte se dann in sik — „wat mott dat doch wull vüör'n Plaseer sin! Kinners, Kinners, wat sall dat Fiägefüer wull vull sitten van Paoters. Man söll doch seggen, wel der nu noch naoquaim, möß bi Striden[4]) in't Fenster sitten . . . Is de Vater Noeh biätter äs de Düwel söwst? De Düwel hätt in ne olle huohle Eeke teerst den Fusel stuoket, segget se, un Vater Noeh hätt teerst Win maket, so äs et schriewen steiht, un daobi quamm

[1]) Schlund. [2]) murrte. [3]) schleuderte. [4]) rittlings.

he noch wull in Abrahams Schoot te sitten. Un hernocher äs usse Heiland quamm, dao quamm dat ganße Ruott van Juden un Heiden up eenmaol in'n Himmel. Dat mook lichte, sik dao dermet düörte-quetten. Ik gleiwe, wann Petrus all met'n Slüettel an de Himmels-düöre staohn hädde, söll he Vater Noeh wull wat anners vertellt häbben."

Bi son Insikgeküer was se in de beßte Stuewe de Saken wier an üören Platz te stellen, de Billeken hadde düöreen smiten moßt. Nao de Eier un de Fiske hadde se ut lutter Schaluigkeit noch gar nich kieken. — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Fratres sobrii estote et vigilantes! — Brüder seid nüchtern und wachsam!" sagg Coelestus. „Proficiat!" He namm sin Glas un stott met Liborius an.

„Pro rostro nostro!" sagg düsse.

Se drunken beide, smackelten[1]) eegen met Tunge un Lippen un keeken sik giegensitig daobi an. Beide mooken se ne kruse Näse, äs en Rüen, de Mostert kauen sall.

„Eamus!" sagg Coelestus, sprunk up un trock Liborius met sik.

De Diäken keek de Beiden verwünnert an. „So ilig, mine Härens?" frogg he.

Aower de waoren all ut de Düöre herut.

„Wat was dat vüör en Gesüep?" sagg Liborius buten.

„Pfui Teufel, noch surer äs Essig!" sagg Coelestus.

„Nu slaoh Guod den Düwel daud!" sagg Liborius; „ik mein', de Frimürers liäwden ümmer pännkenfett[2]) — aower sonnen Win süpp nich es maol en armen Klausterbroer." —

„Guod si Dank, dat se weg sünd!" reip Marijännken un blew in de Düöre van den Hären sin Stüewken stahn; „ick dachde all, et söll der wier hiärgaohn äs lessen, wo se den Win met 'n Sleif ut'n Soppenpott scheppten un noch derto minen gueden Soppenpott kapott smeeten. Supsäcke sünd se, je grötter de Platte, je grötter de Duorst! Wann en Buer sin Kälwken nich recht an't Slobbern brengen kann,

---

[1]) schmatzten. [2]) im Ueberfluß.

dann laot he em män de Platte schiären, dann kümp dat Supen van sik söwst, dat süht 'm an Papen un Paoters . . . ." Up eenmal holl se in te schennen un keek stuer[1]) nao den Disk. „Wat? eene Fläske häfft se staohn laoten, de annere effen anfangen un in de Gliäser so graute Nüesels?"[2])

Nu aower lachde se ut vullen Halse.

„Här," reip se, „wietet Ji auk, wat de Paoters effen drunken häfft? Här, et is doch gued, dat Ji nix dervan metdrunken häfft . . . Weet de Här noch, dat he vüörig Jaohr de Tehen in rauden Win baden moß? — Et was mi te schade üm den gueden Win, drüm häff ik'n in Fläsken dohn met 'n Lück Sucker un Essig, dat he an't Süern quaim, dat ik'n vüör Uemsliäge üm minen armen Kopp bruken könn, wann ik dat Moerwiärks[3]) drin kreeg . . . Billeken, Billeken, gaoh, laup es gau in't Klauster un segg de beiden Paoters en Kumpelment van mi un ik wünskede ör van Hiärten, dat ör de Win gued bequaim un dat se dermet üören brennerigen Hals effen so gued kureert hädden, äs usse Här Diäken sine brennerigen Tehen; den Win hädde de Här Diäken all üm sinen kranken Fot hadd . . ."

„Marijännken!" wiährte de olle Här.

„Geihste nu, Deern?!" reip apatt de Juffer, un Billeken leip. De Diäken schüddelte met'n Kopp. —

Nu eerst bekeek sik Marijännken de Eier un Fiske. De diärdde Deel van de Eier was kapott gaohn! Se slog de Hänne üöwer'n Kopp tesamen. Dann keek se in den Pott. Statt Snoks waoren Bleiers un Stieklinge drin — statt Aals olle verschrümpelte Saolthäringe!

Dat was teviel. „Den gueden Hären Diäken tom Geschent!"[4]) reip se ut vullen Halse. Up'n Stohl soll se derdahl un hülte üöre bittren Thraonen. —

Jans Swatt hadde all de Tid buten staohn, wat dat nu wull giewen söll met sinen Fang. Dao sog en Marijännken.

„Jans Swatt!" reip se; „kuemm He män herin; düör de Ruten versteiht He je doch nich, wat ik Em te seggen häff."

Jans Swatt quamm met'n krummen Kattenpuckel herin un bleew an de Stuewendüöre staohn äs en armen Sünner.

---

[1]) unverwandt. [2]) Reste. [3]) hysterische Kopfschmerzen. [4]) Schimpf.

„Ik sin nich schuld dran, Juffer", sagg he.

„So? wel denn?"

„Wat kann ik derto, wann se en armen Mann de Aals van de Angeln stiählt un striepet olle schröggelige[1]) Häringe dran? Un de Här Diäken söll män leiwer dervüör suorgen, dat sücke Spitzbowen in Ahltrop nich tüchtet wärd."

„Un wel hätt dat dohn?" frogg Marijännken.

„Wüß ik et!" sagg Jans und kniärte[2]) de Fust ineen.

„Gued so, gaoh He män", sagg Marijännken. —

„Wel kann nu sowat wull veröwt häbben?" reip se vull Gift un Bedröwniß. —

Hätt hier wull Uems teleßt lacht? —

Band II. Kapitel V.

Tüsken West- un Sudenpaote an de Wäse laggen gröne Kohkämpe. Up eenen stonnen dicht an't Water olle Böckenbäume[3]) un Strukwiärks speigelte sik ant Oewer in den blanken Kolk, den de Wäse van't Land utspölt hadde.

Dütt was dat Plätzken, wo in leßte Tid Philipp un Selma, de swatte Judendeern, saken Aowend bieen satten.

„Ich habe es Dir schon gesagt", sagg Philipp, „warum läufst Du Dir die Füße wund zum Dechanten, wo er Dich doch nur abweist? Warum die Taufe?"

„Philipp, kann ich denn anders denken als Du, anders glauben als Du? Deine Religion soll auch die meinige sein und Dein Gott der meinige. All mein Denken gehört Dir und ich bin so glücklich in dieser Liebe und doch so traurig."

„Man sagt, die Liebe macht traurig — ich kann das nicht begreifen."

---

[1]) verschrumpelte. [2]) ballte. [3]) Buchen.

„Man sagt's nicht bloß, man singt es auch, und da muß es doch wohl wahr sein." Un dat Wicht slog üören Arm üm Philipp un sunk:

„In deinem Becher perlt der Wein,
In meinem Auge perlen Thränen;
Daß all die Perlen Klagen sei'n,
Wer sollte das wohl wähnen?

Das hat man immer schon gewußt,
So lange schon man Most ließ gähren:
So lang' im Leben Liebeslust,
So lang' schon perlten Zähren.

Vom Stock brach man die Traube ab,
Man fragte nicht nach Woll'n und Meinen —
Das Herze raubst Du, böser Knab',
Soll'n Traub und Herz nicht weinen?"

Philipp drückde dat Wicht an sik und küßte et up de Backen. — Dao stonn de olle Diäken vüör beide. Weekmödig keek he se an. „Ein Herz", sagg he, „läßt sich leicht rauben und leicht preßt man ihm Thränen aus. Ist's Stillen der Thränen auch so leicht? Philipp, Philipp, was für ein Spiel treibst Du? Glaubst Du es zu Ende spielen zu können?"

„Ich spiele es zu Ende, wenn auch nicht hier im Lande der Knechtschaft", antwortede de Demokrat; „jenseits des Rheins . . ."

„Wo Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit herrscht", foll de Diäken in un schüddelte met'n Kopp. „O, Ihr rheinischen Jacobiner, was habt Ihr von den Franzosen Euch anstecken lassen! Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Schau Dich jetzt um in der Natur, Philipp; von Früchten leer sind die Bäume. Und wie herrlich blühte das Frühjahr! Die jungen Knospen freuten sich ihres Daseins und dachten nicht daran, daß noch die Winterlaune tief in der Natur versteckt saß. Die jungen Knospen hatten sich all zu früh breit gemacht. Was gut werden soll, muß seine Zeit haben. Fällt im Frühjahr der Schnee und Du schaufelst ihn hinweg, ist's dann Zeit zu grünen und zu maien? Mancher gute Gedanke muß warten, bis seine Zeit da ist. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — ist für diese Pflanzen vielleicht das Frühjahr gekommen? Anders müßte die Menschheit denken und fühlen, die sich selbst beherrschend, die volle Freiheit ge-

nießen könnte. Stolz, Mißgunst, Unverträglichkeit, Herrschsucht, Habgier, ist dieses Unkraut vielleicht ausgerottet? Hat die Menschheit vielleicht ein Streben, ein Wollen, ein Denken, ein Fühlen, um eine Familie von Brüdern zu werden? Schau nach Frankreich! Welch grauenhafte Freiheit ist da gezüchtet worden! Wo auf Erden hat jemals die Freiheit größere Knechtschaft gefeiert als in diesem Lande, auf das unsere rheinischen Stammesgenossen — Gott sei's geklagt! — mit Sehnsucht blicken! Wo hat die Brüderlichkeit jemals mehr Blut vergossen als dort!"

„Nicht mit einem Wurf ist das Ziel zu erreichen", antwortede Philipp; „räumen wir nur erst das hinweg, was erdrückend auf den heiligsten Rechten der Menschen lastet. Ich liebe dieses Mädchen aufrichtig und ehrlich; ein Christ eine Jüdin; aber das Gesetz tritt störend zwischen uns. Sollen solche Gesetze nicht gebrochen werden?"

„Du bringst es nicht fertig, Philipp, wenn Du auch den Himmel stürmen wolltest. Ich kann Euch nur bedauern. Ich kann es nicht ändern, denn zu einer Taufe kann ich mich nicht entschließen." —

„Wir brauchen keine Taufe!" reip Philipp den Geistliken nao. „Wir ziehen dahin, wo die Liebe nicht abhängig ist vom Willen des Pfarrers!" —

„Selma, willst Du?"

„O, wie gern, mein Philipp!" antwortede Selma met Freudenthräönen. — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Band III. Kapitel XX.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Et was Allerseelenaowend. De Kiärkhoff was van hunnert un hunnert brennende Kärzen belöchtet un fromme Biädders kneieten vüör de Krüze up de Griäwer.

Den Kopp in en Dok tohüllt, wannerte Selma düör den langen

Padd, bet wo de Heiland an't graute Krüz de Arme utstreckt holl üm alle, de hier in't graute, kolle Bedde sleipen. Dao lagg auk de siälige Diäken, un Marijännken satt in't Hükske an sin Graff, dat Gesicht met üör Dok bedeckt. Drei Kärzen brannten helle. Sachte sleek sik Selma hen, üm Marijännken nich te stören, stuok ne friske Kärze an, drüppelte Ungel up den Steen un stellte de Kärze drup. Essen so sachte sleek se sik dann wier weg in ne düstere Ecke van'n Kiärkhoff, dao, wo de Pappeln stonnen. Drei Aerdhüewels! Kin Krüz wees den Namen an! Ut Griäwer wäß dat Gräß un grönt un deckt to un mäk glik christlike Griäwer un Griäwer van arme Sünner nich minner un de Wintersnee mäk se alle to en glik rühig Daudenbedd un wenn kine leiwe Hand met Schut[1]) un Hacke van Frisken se upschichtet — en Aerdhüchtken[2]) is baolle liket un vergiätten, metsammt wel drunner den langen Slaop slöpp.

Selma hadde kine Schute of Hacke brukt; Georginen un Astern blaieten nich in de Armesünnerecke, so äs et Röschen auk nich wollt hadde; aower in den schönsten Platz van üören Hiärten hadde Selma d: Griäwer schmückt un de schönsten Blomen tüchtet un Kinnertrü hadde se wiärmt un Thräönen hadden se beguotten; kin Hiärwststuorm hadde se utrieten, kine Summersunne se versoren laoten. —

Hier stuok se kine Kärze an; hier foll dat Wicht dahl up den kollen Grund un ächter ör herüm brannten hunnert un hunnert Lechter — hier was et düster; aower üöwer ör weesen de Pappeln met dusend Finger nao'n Himmel un et ruskede un et susede so sinnig ör to Höften un en giäl Blatt foll herunner; drup stonn Kabet! te liäsen trotz Nacht un Düster! Un tefriäden un siälig gonk se wier weg un Nüms hadde se stört in üöre Gedanken, auk Abel un Drükske nich, de auk up'n Kiärkhoff waoren.

Alleene satt se nu in Hempelmanns Huse an't uopene Fenster un keek in den Aowendhimmel; dao plinkten ör dusend Stärnkes fröndlik to un Vaterleben un Mutterleben un Gotthelf, dat daude Bröerken, lusterten to, äs se sinnig en old Leedken hiärsagg:

Die Rose blühte still im Hag,
Kannt' nichts von Leid und Qualen;
Gespielen kamen Tag für Tag,
Die goldnen Sonnenstrahlen.

[1]) Schippe. [2]) Hucht = Haufen.

Und neigt' das Haupt sie dann zur Ruh'
In stiller Abendfeier,
Dann deckt' der Thau die Müde zu
Mit seinem keuschen Schleier. —

Da stört ein böser Knab' die Ruh':
Der Sturmwind kommt zu minnen!
„O flieh' mit mir, mein Liebchen du!
Es trag' dich Lieb' von hinnen!" —

„Und trüg' mich auch die Lieb' hinweg,
Mein Herz müßt' doch versiegen;
Fern, fern von hier auf fremdem Steg
Würd's tiefem Schmerz erliegen!"

— — — — — — — — — — — —

„Zerzaust der Kopf, von Blattschmuck kahl,
So laßt mich endlich sterben!
Was sollen noch die Dornen all
Nach wilden Sturmwinds Werben?" — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Un dao quamm eenes Dags en Mann in Hempelmanns Hus.

„Philipp!" reip Drüksken, aower kine Bitterkeit lagg in den Ton, „Philipp, wo kümmst Du denne?"

„Aus dem Gefängnis!" sagg Philipp; „dafür habe ich den Kaiser der Franzosen beleidigt. — Dein Vater hält mich nun nicht mehr für einen Franzosenfreund."

„Waorst Du bi em?" frogg Drüksken.

„Ja, es geht ihm gut, vielmals läßt er grüßen. Mit mir hofft er auf baldige Befreiung unsers Volkes von französischer Knechtschaft — Drüksken, dann nehme auch ich die Flinte!"

Noch stonn he dao, de graute, schöne Mann; he hadde noch wat Besonneres up'n Hiärten.

„Wie geht es Selma?" frogg he nao ne Pose.

Nu was de Rige an Drüksken, stille te sin. „Och", sagg se dann; „Du denkst noch an dat Wicht? — Selma wuehnt bi us — et is nu en verstuorwen Kind; alle sünd se daut, Baruch, Röschen, Gotthelf un baolle . ." Hier hörte se up te spriäken.

„Und bald?" frogg Philipp unrühig.

„Se is krank . . . ik mott et ör eerst so langsam bibrengen, dat Du hier büst . . saken küert se van Di; se meint, Du wäörst nich mähr up de Welt . ."

„Sie denkt noch an mich? Verschmähet mich nicht?" reip he hastig.

„Wat kann 't alle helpen?" sagg Drüksken; „Abel glöw auk, se wüdde et wull nich mähr lange maken."

Dao bruok de Mann in Thräönen ut.

„Still, still, Philipp! se kloppet!" sagg Drüksken un gonk de Trappe herup und Philipp gonk der ächter hiär. —

„Ich höre seine Stimme!" sagg Selma met Flisperu; „warum kommt er nicht?"

Un dao tradd Philipp sachte un sinnig an üör Bedde. Dao swiefte all de Daudesengel herüm. Selma streckte üöre Hand nao Philipp ut un en siälig, tefriäden Lächeln trock sik üm üören Mund. „Jetzt ist Alles gut!" flisperte se un Philipp bedeckte den Mund met Küsse un baolle hadde he sine daude Selma in'n Arm.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Carl Prümer.

Vader Löchter op Besëik[1]) bi sinen Sun.

Vader Löchter was ut'm Mönsterlanne un in Ehren gris woren. He harr sine achtzig op'n Puckel un was noch vul Leewenslust un Spaß. Tworens harren em de Johre den Kopp 'n bietken no vörn bogt un sine Teehne sohen ok ut' as 'n Kumpanie Suldoten no de Schlacht: 'n Deel fehlte, un 'n Deel was ruttelig woren un

[1]) Besuch.

deshalf was em dat Mundwerk no Binnen gohn, wu me dat bi olle Lü het un he moch de Lippen bineen kniepen, ower olt woll he deßhalf doch noch nit sin. He wollt nit un domet holla! De Nase, grot un etwas no unnen bogt, hong öwer den togekniepenen Mund, un doröwer keeken 'n por kleine labennige Ogen in de Welt, just as wann se seggen wollen: Vader Löchter, nu kik di noch mol recht flitig üm in de Welt un seih di an, wu't de leiwe Got ales so schön makt het, dat de Mensch sik dröwer freien sall, so recht ut Heertensgrunne. Morgen villichte treckt se di den hültenen Sloprock an un dann wet et so düster — so düster. —

Un Vader Löchter freide sik sines Leewens un was vergneigt, nit blos bi Lust un Narrerie, sunnern ok bi de Arbeet.

He was Fuselstöcker oder wu se op hochdütsch segget: „Branntweinbrenner", un harr bis tom achtzigsten Johre all manchen „kleinen Ollen" öwer de Blose trocken.

Nu, vör'n Achtzigjöhrigen kann me all Respect hewwen, ower Vader Löchter sag: „Wat do ik met achtzig Johr? Blagerigge! do hek noch so greine Junges van fettig Johr herümlaupen, de wellt noch ale wat vam Ollen hebben, do kann me sik wol noch an de Arbeet hollen. (Vader Löchter harr ower all sit twintig Johr den Bül vull.) De Eene van de Schlüngels is 'n latinschen Doctor un de Annere het 'n ganz vörnehmen Namen, dat is 'n — Regierungs-Roth un de het mi am meesten kostet. Se segget mi wol, de härr't wit bracht un wö'n finen Heren, ower wat do ik met dat Fine, wenn de Schlüngel ümmer heran kömmt un schrift: Vader, treck mol 'n Bül. Dann krieg ik 'n langen Breif van veer Siden, do schrift he dann: Es geht uns allen gut, ower Fleitpipen ok, am Enne het et doch ümmer: blos fehlt mi de Kaßmännkes. Ja, ja, ja, de Schlüngel het mi all Geld kostet. Eenjöhrig het he dennt bi de Ulanen, dat is mi 'n dür Johr woren, tweedusend harte Daler sind met Got, för Künning und Vaderland no de Ulanen gohn. Ik hef ümmer sagt, et is nit guet, wann de Junges op'n Hof so fröh dat Rien[1]) lehrt, dann wellt se noheer alle bi de Kavallerie deinen. Ower, wat soll ik maken? he woll jö nit hören. Hunnertmol hef ik em sagt: Fritz, lehrt Deerschen[2]), et is beeter 'n echten, dütschen Bur,

[1]) Reiten. [2]) Dreschen.

as 'n latinschen Doctor; nu is he wat! he is 'n Roth un weet sik sewwer keen Roth, un dat het mi Geld genog kostet. Ik segge Ink mee: de Schlüngels sollen alle Beide deerschen lehren, jo wol, studeert het se un mi het se dorschen[1])" So resoneerte de Olle.

Et sind all Johre heer, do sag Vader Löchter eenes gueden Dages to sine Frau: „Lisbet, ik well di wat seggen, ik föhr morgen no Mönster un beseike ussen Wilm, ik well doch mol seihn, wat so'n jungen Doktor als Reservist bi de Uebung don mot."

„Dat do Du", gaf de Moder te Antwort, „do wet sik de Junge freien un breng em ok 'n Por echte knäppsche Wörste met, ik hef ümmer hort, dat Beste an de Suldoten wö, dat se ümmer Schmacht härren."

Un wat se nie het, dat weet ik ok", soll Vader Löchter in un schof 'n Dumen vöran.

„Wat dann?" „Kaßmännkes un geele Göse." „No jo, et sind junge Lü", meinte Moder Löchter, „de wellt ok mol Pläseer hewwen." „Du kürst di do wat heer, we het us Pläseer makt?" „Wi sind ok noch ut de olle Welt, wi het us Tidleewens ehrlich plogt, het et us sur weren loten un het et ok to wat bracht. Usse Kinner könnt et sik dovan nehmen, wi het us doch blos för de ploget, un dat de ok so wullaken[2]) söllt, as wi don hewwet, dat seih'k nit in."

„Jo, Du hest et hoge im Kopp, dat segg Du de Schlüngels me vör, dann söllt se Di wol de Krondalers klein maken, nee, nee, ik meine, wenn wi de Ogen tomakt, dann wöt noch fröh genog, dat se wüssen, wuvül Krondalers un Sporkassenbeiker wi in de Hosensöcke het un dat se dann säggen: Süh mol an, de Ollen het doch gut för us sorgt." „Dat is jo wol richtig, Vader, ower wat dot se met'm Geld, wenn se olt sind un wietet nit meh, wat se domet anfangen söllt, glöfst Du, dat de Blinne sik bedankt, wenn Du em ne Brille schenkst? Süh mol, Vader, Du woßt do gerne, dat us usse Kinner im Heerten dreeget, dat se segget, wi het Ellern hat, de vör us sorgt het, Got seegne ehr Andenken. Ik bliewe dobi: nit te fröh, ower ok nit te late, Vader."

„No, no, no, nu mak mi't Heert nit warm, Du weest jo,

[1]) gedroschen. [2]) schwere Arbeit thun.

wu'k et meine, ower et geht nit anners, de Schlüngels möt lehren, sparsam te sin, dat Korn, dat op'n Felde wäst, is Godes Gawe, un dat Korn wet te Geld un do söllt se Respekt vör hebben."

Un domet gong Vader Löchter ut de Kamer, un as he op de Deele kam, schüttelde he den Kopp un sag vör sik hen: „Usse Moder het recht, ower me draft ehr nit seggen, süß well se ümmer dat leßte Wort hebben."

Am annern Dag stonn Vader Löchter reisefeddig. Geld harr he im Bül un unnern Arm 'n Pack echte, westfölsche Mettwörste. So trock he los.

Un as he bino so'n Veedelstündken gohn was, kam 'n Pächter un sag: „Gu'n Dag, Heer, dat is jo guet, dat ik Juk dreepe, ik woll Juk de seßtig Daler Pacht betahlen." „De kann ik ower jetzt nit bruken, ik well no Münster, no minen Sun." „O, niemt se all met, süß mot ik noch apart wierkommen un dat is 'n widen Weg." „No, dann dot me hier, tellt't es op." Un Vader Löchter holl de Hand op un kreeg sine richtigen: seßtig Daler prüsch Courant un nahm se met no Mönster.

Drei Dage bleef he do un am veerden Morgens was he wier in sine Burschop un sat bim Ossenwerth, ächter 'n Krus Beer un vertallde:

„Also ik kam no Mönster un do min Sun, de Dokter is, schriewen harr, ik soll me in't Oltbeerhus gohn un bi Appels wachten, he wüß nit, of he fri wö, süß woll he mi von de Bahn afhalen, so gong ik ok stracks van de Bahn un frogede mi dör bis no Appels. Do kämen wi op so'ne Deele, dat was de Werthschop. Un et was noch teemlich oltmödsch[1]) do. In de Midde ston 'n groten Disch, un an de Wand höngen noch junge un olle Krucken, de nannten se do Ossen- oder Bullenköppe. Do wöen enzelne bi, de härren teemliche Büke, un wann me so'n Bullenkopp met Oltbeer op harr, dann stodde me sik van sewwer de Hörn af. Unnerdeß kam so'ne dicke Madam, de jüngste was se nich meh, dat soh'k wol un keek mi van de Sit an un ick sag: ‚Kennt Se nit eenen Doktor Löchter?' ‚Jo, sag se, gewiß kenn ik den, dat is 'n Flotten, do könn'k Juk Geschichten van vertellen.' ‚Donner noch mal', knurrte

[1]) altmodisch.

ik, ‚dat is jo nett!‘ In düsem Ogenblick gong de Dör uopen un min Wilm kam herin un reip luthals: ‚Guten Tag, lieber Vater, das ist ja gut, daß Du da bist.‘ Ik gaf em die Hand un dach bi mi: ‚Et is me schade, dat du nit 'n Veedelstunne länger utblieben büst, süß härr ik noch wat van di hört, du Schlüngel.‘

Un do säten wi us an den Disch, un Wilm bestellte us 'n Bullenkop un dat Beer schmok mi sehr guet, dat mot ik seggen, un am besten gefoll mi dat Oltmödsche in dem Huse. Ik mag dat Olle nu eenmol so gern lien un denke bi mi ümmer, ächter den ollen Husroth sittet ok wol noch de olle dütsche Trüe, un in so'm olt foltig Menschenkind schlät ok wol noch 'n olt trüet, westfölschet Heert, wo keen Falsch an is.

Un ik sag dat Wilm un de fong met de dicke Madam an un meinte: ‚De niggemödsche Sprungheerd möch egentlich weg, do hört de olle Kietel wier hen, de an de Sage[1]) hängt.“

‚Nee, nee‘, gaf se te Antwort un wehrte met beide Hänne, den Heerd woll ik nit wier missen, för weet Gott wu vül. Wat harr ik 'n Freide, as mi seliger Mann mi den schenken dä! Jo, dotemol schmeeten us de Gäste manks allerlei Tüg in'n Fleeschpot, un min seelge Mann was fake bim Peeperpotthast am wörgen, bis he dat Untüg ut'm Halse haar und sag: ‚Sühst du wol, do het us de Schlüngels van Jungens wier Cigarrenstumpen in'n Fleeschpot schmieten, et verdirwt tworens nit dovan, ower et is doch 'n Unfug.‘ Nee, nee, got mi weg, ik gief de schöne Maschine nit wier af. Un domet gong se ehrer Weege.

Un do neewen us sat 'n Heer met 'ne Brille un ik frogede Wilm: ‚is dat 'n geistliken Heeren?‘ ‚Nee‘, sag he, ‚dat ist de zoologsche Professor van Mönster, de kann Opern schriewen un maken. kennt ales, wat krüpt un flügt, kann teeknen, Beiker schriwen, Frösche opstoppen, Müse op'n Pinn driwen, hoch- un plattdütsche Gedichte schrift he, as wenn't nix wö, un kranke Kodden mäkt he wier gesund, he bröt ok Eier ut, fängt Wanzen, grünnet zoologsche Gardens un lehrt de Knappulen danzen.‘

‚Min Got un Vader!‘ sag ik, ‚wat is dat dann för'n Menschen?‘ ‚Dat is noch 'n Verwandten van dem seeligen Frans Essink‘, meinte

[1]) Säge.

usse Wilm. ‚Essink? Essink?‘ sag ik, ‚so, dat is de olle Heer, de mol to dem Baron sag: ‚Herr Baron, eenen Roßappel döt mehr an de Katuffeln äs alle Wissenschaft.‘ Nu fällt et mi wier in, den kenn ik. Wenn de do met verwandt is, dann sall't wol 'n kloken Menschen sin.‘

Opeenmol fong 'n Kerl do am annern Disch an: ‚Nu hef ik mi gistern mol eenen ördentliken andrunken, do het se mi tom Düwel jagd, ower: Das ist die Macht des Kapitals, et wet nit eher anners, as bis ganz Dütschland verungenirt is.‘

‚Wat is dat för'n Rabau?‘ [1]) frogede ik. ‚Dat is 'n Nihilist‘, sag usse Wilm. Un de Kerl fong wier an: ‚Wir müssen geordnete Zustände im deutschen Reiche haben.‘

Opeenmol kömmt 'n Junge in de Werthschop, treckt den Kerl an Rock un röpt: ‚Vader, Du sost no Hus kommen, de Moder woll Di't Hiemd waschen.‘

Do lachten se ale, un de Nihilist lachte ok un sag: Adjüs, un gong af. Ik dach ok bi mi: et giet doch keen spassiger Volk as de Menschen.

Middlerwile was't bolle Middag woren, un ik sag to Wilm: ‚Junge nu komm, nu wellt wi mol te Middag eeten, ower regelär [2]).‘ ‚Jo, Vader, Du sast nit hüngrig weggohn, do well ik wol för sorgen‘, sag Wilm, un wi tröcken los. He wees [3]) mi noch den zoologschen Garden, all de schönen Keerken, dat Museum, dat Rothhus, den Schloßgarden un noch allerlei, wat ik Juk es später vertellen well.

Middag was längst vörbi, do kämen wi in't Gasthus van Schröder, un do säten all de Frönne van Wilm, seß Freetbälge, lutter Militär-Aerzte un 'n dicken Apotheker ut Telgte.

As ik den soh met sinem dicken Buk, dach ik bi mi: den hest du ok van dine Pillen nit.

Marjoh, wat gaf et do te eeten! Min Junge kann drinken, do hef ik mi doch höllsch öwer verwünnert. Un as wi ales op härren, wi het drunken Sect und ales, wat im Keller was, do wollen de Frönne van Wilm betahlen, un wat deit de Schlüngel? He siet: ‚Meine Herren, lassen Sie nur stecken, mein Vater bezahlt alles.‘ Ik dach, ik härr 'n Schlag kriegen, ik trockene an'n Rock un sag

---

[1]) Stromer. [2]) von „regulär“. [3]) zeigt.

leise, dat de Annern et nit hören können: ‚Holl doch dat Mul, wat geht Di dat an‘.

Ower, wat holp et mi, ik moch wahrhaftig den ganzen Rummel betahlen. Un wat meint Jt? ales Geld gong tom Düwel un ik hef noch Schulden dobi makt.

An de Bahne ower sag ik to Wilm: ‚du schmeerst mi nit wier an, guede Frönd‘. ‚Ach was‘, sag Wilm, ‚komm mal bald wieder‘. ‚Jo‘, sag ik, ‚wellt mol seihn, wann de Maikeerwen flügge wet. Nu Adjüs!‘ Un domet trock ik af.“

Vader Löchter drank sin Beer ut, as he sine Geschichte tom Besten gaft harr un gong no sine Frau.

„Nu segg mol, wu sühst du ut? Usse Wilm is doch nit krank? Du läßt mi den Kopp so hangen“, fong Lisbeth an. „Ach wat, dumm Tüg,“ gaf he te Antwort, „de Junge is so gesund, as’n Fisch im Water.“ „So, dann hör’ ik et wohl un weet Bescheed, dann sall wol in Mönster ’n Koh drop gohn sin.“ „Wenn’t domet guet wö, ’n ganzen Ossen is tom Düwel, de Junge is ’n Radschleeger woren und dat het he van Di.“

Trü[1]) Westfolen!

Min trutzig-trü Westfolenland,
Du büst[2]) mi leif[3]) un werth,
So wit ok Godes Sunne schint
Hef ik keen Land so ehrt.

Wo mi de Moder[4]) lehrde fromm
’n hillig-trüen[5]) Sang,
Do denk ik dran, in Lust un Leid,
Min ganzet Leewen lang.

Wo gollen-geel[6]) de Aehren lacht,
Un ik de Leiwste[7]) fand,
Ut Heertens Grund: Got seegne di,
Mi trü Westfolenland.

Un kömmt de leßte Stunne mi,
Leg’ ik de Hand op’t Hee’t[8]),

[1]) Treu. [2]) bist. [3]) lieb. [4]) Mutter. [5]) heilig-treuen. [6]) goldig-gelb. [7]) Liebste. [8]) Herz.

Begraft mi in Westfolenland,
Dat ist min leßt Gebeet.

Dann ruscht[1]), it hogen Eiken, wild,
Jt Stürme brust[2]) met Macht,
Niem, rohe[3]) Erde, dinen Suon,
Leif Heeme[4]), gude Nacht.

De westfölsche Brutwagen.[5])

Hallo, hallo, worüm so lut[6])?
Do kömmt de Wagen för de Brut,
Un Alle lopt[7]) un ropt[8]): Hallo,
Jung Brüdigam[9]) un Brut is do!

Vül schöne Blomen, frischet Grein[10]),
Un riken[11]) Husroth[12]) is te seihn[13]),
De Peerre[14]) sind met Grein bedeckt
Un wiet[15]) nit, wat för 'n Glück se treckt[16]).

Hog' op 'n Wagen sitt 'n Hahn
Un kreihet[17]), wat he kreihen kann,
'n groten Bessen kikt herut
Un ok 'n Spinnrad för de Brut.

De Hahn Di lehret met Bedacht:
Fröh op, jung Por, holl trüe Wacht,
De Bessen ower siet[18]) Di vör[19]):
Hollt rein un kehr vör Dine Dör[20]).

Teleßt[21]) kömmt noch dat Spinnrad dran
Un brenget sine Mahnung an:
Recht flitig[22]), sporsam ale Tid,
Dann is dat Glück Jnk ok nit wit.

Hallo, hallo, worüm so lut?
De Brüdgam hält im Arm de Brut
Un schwenkt se hoge[23]) dör[24]) de Locht[25]),
Süh[26]), Deern[27]), so wet dat Glück versocht[28]).

---

[1]) rauscht. [2]) braust. [3]) rote. [4]) Heimat. [5]) Brautwagen. [6]) laut. [7]) laufen. [8]) rufen. [9]) Bräutigam. [10]) Grün. [11]) reicher. [12]) Hausrat. [13]) sehn. [14]) Pferde. [15]) wissen. [16]) ziehen. [17]) krähet. [18]) sagt. [19]) vor. [20]) Thür. [21]) zuletzt. [22]) fleißig. [23]) hoch. [24]) durch. [25]) Luft. [26]) sieh. [27]) Dirne, Mädchen. [28]) versucht.

Dat schönste Nest.

Dat was in seelger Jugendtid,
Do leip[1]) ik in 'ne Wald,
Un denk' ik dran, is se glik[2]) wit,
Dann sing ik, dat et schallt.

Ik leit[3]) de Sorge schön te Hus,
Harr ale Menschen leif[4]),
Trock[5]) in 'n Wald, in Sus un Brus,
Als lütten Dagedeif[6]).

Ok schmökt[7]) ik heemlich, met Bedacht,
Doch düt dat was min Best't:
Streek[8]) ik am Busche langs, so sacht',
Un fand 'n Buggelsnest.

Wu kloppt dat Heert mi do so lut,
Trat ik an't Nest heran,
Un keek[9]) mi dann de Buggelsbrut
So ganz verwünnert an. —

Ut mi wor ok 'n Mann teleßt,
De söcht[10]) keen Nester mehr,
Doch kenn ik noch een lüttet Nest,
Dat mäkt[11]) mi vül Plaseer.

Do seih[12]) ik dann so glücklich drin,
Min Heert schlät warm un lut,
Kikt[13]) hell un leif, met frohem Sinn,
Twee Oegeskes[14]) herut.

In de Schole.

Se saten tesammen, Klein un Grot,
De Scholmester harr domet sine Noth,
Un härr se nie im Tume[15]) hollen,
Läg he se nit sake[16]) öwer 'n Bollen.

De Eene frat Appeln unner 'n Disch,
De Annere schneet Fratzen, frank un frisch,
Dem Drüdden ston dat Mul nit stille,
De Veerde keek dör 'ne popierne Brille.

---

[1]) lief. [2]) gleich. [3]) ließ. [4]) lieb. [5]) zog. [6]) Tagedieb. [7]) raucht. [8]) strich. [9]) blickte. [10]) sucht. [11]) macht. [12]) seh. [13]) blicken. [14]) Aeugelein. [15]) Zaume. [16]) häufig.

De Fifte fong sik Fleigen in,
Sat se dem Nober in 't Ohrläppken drin,
De stak 'ne Nodel dem Frönd in 'n Bollen,
De Siewente konn 't Been nich stille hollen.

De Achte, de krop ut de Bank herut,
Johännsken wor gar van ächten lut,
Do lachten de Blagen bi düsem Juxe
Un kreegen vam Lehr wat vör de Buxe.

Op eenmol do kam de Her Pastor,
Ermahnte se fromm: „Nun seid mal Ohr!"
He lehrde van „Haß" un „Mißgunst" op Erden,
Un wu me könn hier seelig werden.

Teleßt do frogede: „Antwortet fein,
Was mag hier auf Erden wohl ‚neidisch' sein?"
Un Kalken sag: „Her Pastauer, seihet,
Dat is de Disch, wo de Sniders op neihet."

Hermann Landois.

Aus: „Frans Essink, sien Liäwen un Driewen äs Mönstersk Kind."

Die Charakteristik des alten und des modernen Elementar-Schulmeisters.

1. De Scholmagister ut de däftige volle Tied.

Frans waor jüst up en Kopp säöben Jaohr aolt, äs he in de Schole quamm. He wäör auk nu noch nich herin kuemmen, wenn sien Vader nich in Straofe schlagen wäör. „Na" — sagg Vader — „dann müettet wi wull in den suuren Appel bieten, un den Jungen in Schole schicken. Aower dat segg ik, well de Kinder vüör säöben Jaohr in Schole döht, de iss effen so 'n grauten Narr, äs well mehr

Stüeren betahlt, äs he just mott." Frans hadde en grauten Schreck vüör de Schole. In Huuse hadde he beslank dohn un laoten konnt, wat he wull; un Moder stack wull alle Jaohr to Sünteklaos ne niee Rode achter't Speigel, aower de bleew auk de ganze Tied sitten, wao se satt, un at wurde höchstens elkereen dermet drühet.

Acht Dage vüör de Tied waor Frans met Vader lück up de Geist de Kohkämpe embilink gaohn — et wass just Sunndag-Naomiddag —, he wull kieken, of et Kaorn guet up en Halm stönn un of de Kabbusköppe guet geraoden wäören. Just äs se üm ne Wallhiegge ümbögden, saogen se den Magister üör in de Möte kuemmen. Frans wull utneihen, aower Vader holl em bi'n Kragen faste. „Gueden Dag, Hallehr!" — sagg Essink un namm sienen haugen Hot ehrbeinig deip af — „graute Ehre, dat man Jhnen auk es achter de Wallhiegge süht." „Ja, ja" — sagg de Magister — „man muß sich mankst von sein sauer Amt en Bisken resten, un das thue ich am besten, wenn ich in die holde Naturpracht Gottes herumwandle." „So" — sagg Vader — „ik mende süss, Se wullen sik ut de Wallhiegge ne däftige Rode metniehmen. Ueöwer acht Dage geiht jä de Schole wier an. Ik häw hier auk so 'nen kleinen Burßen, füör den't Tied iss." Fränsken hadde sik achter Vader sienen grauten Rockschlipps verstoppt; he wull gar nich tom Vüörschien kuemmen. „Se schient et Handwiärk guet to verstaohn" — sagg Vader — „et iss en guet Teeken, dat de Junge sik vüör Jhnen so schaneert." „Lieber wäre es mich" — sagg de Magister — „wenn das Kind mich mit Liebe und Vertrauen entgegenkäme; man wird ja beinah für sich selbstens bange." „Marjo" — sagg Essink — „dann will ik de Wüörde van essen auk nich seggt häbben. Fränsken, du äösige Junge, wust du wull dohn, wat ik di segge!?" Daobi pock he em bi'n Arm un stellde öm vüör den Magister dal. „Nu niehm gau de Kippe af, un giwst Magister en Händken", sagg he. Fränsken hüülde Schnott un Quiel; de linke Hand, well he henholl, waor auk de reinste nich.

„Ich denke" — sagg de Magister — „wir geben das Kind besser seine Entlassung; es iss der ja doch nichs mit anzufangen." „Fränsken, du söst män nao Huuse laupen", sagg Vader. Fränsken leit sik dat nich tweemaol seggen; he leip, wat he laupen konn, wat gifffte wat häste nao Huus. „Meister Essink" — sagg de Magister, äs de beiden

alleene waoren — „so 'nen Lehrer hat en schweren Stand. Er muß mit die Eltern eigentlich einen Paß gehen. Deshalb fragt jeder ordnliche Lehrer nach, wie's mit die Familie und alle Verhältnissen aussieht. Ich habe von Ihnen immer gehört, daß Sie en guten netten Mann wären und düftig was in de Milch zu brocken hätten." „Jau" — sagg Vader — „soviel, dat se essen nich verhüngerden, häbt Essinks alltied hat, un füör guede Frönde, de eenen mankst en Gefallen deihn" — daobi keek he den Magister en lück schiäl an — „waor alltied noch wull wat üöver." — „Hört Ihnen nich dies ganze Land, un haben Sie auch sieben Schweine in den Stall, un düftig Kaptalien? Ich frage nich aus Neubegierde oder wegen meinethalben nach, aber in ein gut Kind, was den Segen Gottes allzeit vor Augen hat, kommt oft von selbsten en gut Gemüt und en dankbaren Sinn, daß es Eltern un Lehrer gern Pläsier macht." — „Dao laoten Se mi füör suorgen, dat Fränsken Ihnen mankst en Plaseer mäkt" — sagg Essink — „aower wenn so'n Kind alltied düörsket wädd un immer achter an et Ende sitt, dann geiht de Erkenntlichkeit licht sloiten." — „Ich werde mich alle Mühe geben" — sagg de Magister — „daß die gute Anlage nich im Keime erstickt wird; tragen Sie ebenfalls das Ihrige zu ihre weitere Ausbildung bei." Se gassen sik giegensietig de Hand un gongen ut en eene.

Fränsken gong nich gärne in Schole; auk wurde he met der Tied en rechten Undocht.

Eenes schönen Dages kümp Frans ne halwe Stunde te late. „Was hast du für ne Entschuldigung?" schnaude em de Magister an. „Mien Moder iss krank", sagg Frans. „Was fehlt ihr denn?" — „Se iss so luurig, mi dücht, se hät de Rüenkrankheit." — „Dann sast du auk Wämse häbben, äs en jungen Rüen" — sagg de Magister, namm em under den linken Arm un trock em düftig wat dervüör. — „Guott si Dank" — dachte Frans — „dat mien Moder miene Buxe alltied met en düftigen Lappen Liäder vüör't Achterpant kureert."

Eenmaol in de Wiäke, jedden Saoterdag, holl de Magister ne Hauptprügelerie af. He namm an, dat jedde Junge minnstens eenmaol in de Wiäke wat utlaupen leit, wat von em nich bemiärk würde, un dat söll bi düsse Geliägenheit siene Straofe finden.

„Hallähr! Hallähr!" — klessede eenes Dages so'n klein Jüngesken — „Pottmanns Willem hat gistern en Stück Wuorst stuohlen!"

„Also" — sagg de Magister — „auch noch Diebstahl! Kinder, hütet euch vor dem Diebstahl; der führt zu Galgen und Rad. Es war einmal ein kleiner Knabe, der stippte zuerst in Hause den Schmand von die Milch, knibbelde die Ränd'chens von die Pfannkuchens; und das ist das abscheuliche Laster des Naschens. In Schule stahl er Griffel, später sogar eine Bleifeder; so kam er also schon zu dem Verbrechen des Stehlens. Später stahl er von die Gärtens, er kroch durch die Hecken, also schon Diebstahl mit Einbruch — Birnen und Aepfel. Er wurde ein Dieb, ein Räuber, ein Ehebrecher, ein Meineid, ein Wegelagerer, ein Mörder. Er kam an den Schandpfahl und später aufs Schandfott! Er wurde geköppelt. Und wann dann so'n Kopp derab iss — derab ist — wann dann — und wann dann — dann so'n Kopp derab iss" — —

„Dann iss dat Achterveerdel nich viel mehr werth" — reip Frans un leip ut de Schole herut. De Lehrer leip em aower nao un kreeg em auk baolle bi't Schlawittken. Wat krijölden de Junges, äs de Magister Frans ant Aohrläppken wier in Schole braoch.

„Das verdient eine exemplarische Strafe; hier muß ein Exempel strategiert werden", sagg de Magister.

Frans schmeet sik in de Kneie un reip: „Bidde, bidde, Hallähr, ich will es mein Lebedag nich wier thun!"

„Nun, Kinder" — sagg de Magister — „hier erblicket ihr ein Beispiel wahrer, reumütiger Herzenszerknirschung. Wir wollen Alle dem jugendlichen Sünder herzlich und christlich verzeihen. Laßt uns zu seiner aufrichtigen Bekehrung ein Vaterunser beten."

„Kinder" — sagg de Magister — „auch die Tugend der Dankbarkeit ist eine wahre Christentugend, welche sich in der Liebe gipfelt. Auch Kinder können schon dankbar sein; z. B. wenn Weihnachten ein Schwein eingeschlachtet wird, so kann ein Kind bei diesem Familienfeste seine Eltern bitten, doch dem Lehrer in sein sauer Amt eine Schweinerippe oder ein paar Mettwürste mitbringen zu dürfen. Das wäre schon ein höherer, übernatürlicher Akt der Dankbarkeit. Unnatürliche Liebe wäre es, wenn ein Kind etwa blos eine Leberwurst mitbringen thäte. — Der Lehrer ist ja stets für das Wohl und das Wehe seiner lieben Kleinen bedacht. Er lehrt sie, er züchtigt sie, und auf des Lehrers Namenstag geht er mit de Junges sogar heraus. Mein Namenstag ist nächste Woche. Diese Nacht

träumte ich, daß ich von meinen Schülern auf'n Namenstag ein Mahagoni-Schreibpult zum Geschenk erhalten hätte. Ich will damit nich sagen, daß nun Einer von euch von den Uebrigen Geld zusammen sammeln sollte, und den Schreibtisch, der bei Schröders auf'm Markt in'n Schaukasten steht, kaufen soll — ich sage nur, daß mir dieser Traum schon soviel Pläsier gemacht hat, und was würde erst die Wirklichkeit dieses geträumten Wunsches sein?!" —

„Hallähr, Hallähr" — reip Frans — „sie haben mich eben in'n Nacken gespuckt!"

„Wer? Ich?" sagg de Magister.

„Nein — sie — die Jungens, die hinter mich sitzen." — —

'T schlog teihn Uhr. De Junges kreegen Verlöff, um ehre Buottrams to iätten; se hadden Alle Schmacht un wassen froh, dat ehr Magen auk geistige Nahrung in de Ringsten kreeg. — —

2. De niemodige Magister in de Simultanschole.

„Wu kümp dat doch" — fraog Essink den Düwel — „dat kuoss Alles liekut in de Hölle spazeert un kien Mensk mehr in't Fiägefüer kümp?"

„Dao sind blos de Simultanscholen Schuld daran" — sagg de Düwel. — „So lange de bestaoht, häwwe ick guede Ernte. De Pastöre drüeft der nich in ruken, un wao kien Pastor un kien Kaplaon iss, dao iss ouk kiene Religion; un well kiene Religion hät, de iss en Sociaoldemokraot un en Anarchist, un dat Sort Lüde häw wi Düwels all bi Liäwtieden in de Ficken."

Frans wull dat so recht nich inlöchten; he hadde doch sien ganze Liäwen viel Religion hat, nüms up en Friedag Fleesk giätten, an de Kiärke sienen Gaoren vermaket, un de Kaplaon hadde em saggt, he brukede vüör't Fiägefüer daorüm nich bange te sien; un nu waor et doch all teihn Jaohr hiär, dat em de Klaonenkaspar up de Hacken satt. He wull sick de Sake es sölwst neiger bekieken un mok sik eenes gueden Dages up en Patt nao de Simultanschole.

„De Düwel sall wull Recht häbben" — sagg he, äs he den Hallähr von de Schole saog. In fröhern Tieden hadden de Magisters glattraseerte Gesichter; düsse hadde en strubbelig Muul, äs ne Buske

Biärkenholt, jüst äs 1848 de Demokraten, well auk kiene Religion mehr hadden. Anstatt en witt Halsdok drog he ne blaosiedene Krawatte met ne Similidiamantnaodel, un füör Holsken siene Glanzstiewelkes. Et kamm Frans auk ganz kurjos vüör, dat de Blagen Muorgens nich mehr in Kiärke föhrt wurden; daovüör moken se up en Scholplatz allerhand Randal, balgeden un welterden sik in Schiete un Driete herüm.

„Wat söllt de Galgens un de Stricke dao up en Scholplatz?" — fraog he den Magister — „sall dat Galgenvolk dran uphangen wären?"

„Kennen Sie nicht einmal Turngeräte?" — sagg de Lehrer — „in der Entwickelung muß der Körper mit dem Geiste gleichen Paß gehen, wodurch der Paterjotismus seine Wurzeln in das Kinderherz eingräbt."

„To miene Tied häbt se uss de Wuorteln van ne andere Siete met biärkene Roden äs blöderige Striepen inockelt, un sind doch guede Paterjoten wuorden."

„Körperliche Züchtigungen werden heutzutage nicht mal mehr bei Tieren angewandt; die moderne Pädagogik präponderiert aus dem Prinzipe der humanitären Anschauung."

„Aohne Giärwen giw't kien guet Liäder; aohne Wöske bliew't Tüg äösig; je mehr Prüegel, desto anhängliker de Rüe."

„Dadurch werden aber nur Geistesknechte herangebildet für den Köhlerglauben. Wir erziehen zur Subordination, zum Militär, zur Weltbezwingung. Die höchste Strafe, welche ich über meinen Schüler verhänge, ist die, daß ich ihn auf die spätere Gefahr aufmerksam mache, er werde untauglich für's Militär." — —

Et klingelde. — De Blagen leipen in Schole un de Magister neidigte Frans mettegaohn.

Frans wünderde sik Steen un Been üöwer de Blagen. Arm un Riek satt düörneene. To siener Tied mossen de armen Kinder met ehr plundderige Tüg in besundere Bänke, in de „Luusebänke" sitten. Nu — Heiden, Juden un Christen alle in eene Schole! Lutherske Dickköppe tüsken christkatholske Mensken! Aoltkatholske bi sölke, well in de Wulle ultramarin fiärwt waoren!

Auk hong in Schole en Scholplaon. Fröher lehrden se de ersten twee Jaohre liäsen, dat diärde Jaohr schriewen; to't Riäken kammen de Weinigsten. Nu jiede Stunde wat anderes:

1. Stunde: Apologetische Religionswissenschaft. „Meine lieben, herzensguten Kinder! Einige von euch sind mit Wasser getauft, andere beschnitten, noch andere entbehren beiderlei Heilsmittel. Ein Jude wird aber erst seinen Nationalcharakter dadurch verlieren, wenn er eine ganze Stunde vollständig unter Wasser gehalten wird. Moses rottete die Philister aus und stahl die silbernen Gefäße der Egypter; die Christen verbrannten die Ketzer. Das sind aber verschwundene Zeiten. Wir haben uns alle nichts vorzuwerfen; wir kulminieren jetzt im Princip der generellen kosmopolitischen Weltliebe."

„Nun die liberalen Kinder h'raus! Geht so lange auf den Spielplatz. (De leipen ouk gerne weg; de Juden- un Christenkinder bleewen in Schole.) Gott der Herr nahm am ersten Schöpfungstage einen Klumpen Lehm, formte den Adam und hauchte ihm ein den Odem des Lebens. Die Eva schnitt er aus einer Rippe des Adam."

De Lehrer ging nu an't Fenster, klingelde un reip: „Die liberalen Kinder kommen wieder herein! Juden un Christen h'raus! Spielt so lange auf dem Turnplatz!"

„Kinder des Fortschritts! Der Köhlerglaube der Lehmklumpentheorie muß vor dem Lichte der Naturwissenschaften verschwinden. Der Mensch stammt unfehlbar vom Affen ab; nur sind wir noch nicht einig von welchem?!"

De Lehrer klingelde un baolle satten wier alle Blagen in ehre Bänke.

„Nun sagt mal, liebe Kinder: Weshalb hat wohl Gregor der Große als Papst das Cölibat eingeführt?"

De kleinste Knirps stonn up un gaff tor Antwort: „Weil sich sonst die Geistlichkeit zu stark vermehren würde."

2. Stunde: Geographie. „Ihr kennt alle Sonne, Mond und Sterne. Die Sonne steht in der Mitte still; sie steht auch nicht still und bewegt sich um eine centrale dunkle Sonne; auch geht sie des Morgens auf; in Wirklichkeit geht sie aber nicht auf. Darnach ist die biblische Kontroverse ‚Sonne und Mond steht still im Thale Ajalon' leicht zu entscheiden."

3. Stunde: Schönschreiben. Bi't Schönschriewen kann sik de Magister en lück utresten. He schreew an de Taofel en paar Sätze, un de Jungens mossen se naoschriewen. De Juden mossen schriewen: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit!"; de Katholsken: „Wunder-

erscheinungen, wie zu Marpingen, Lourdes und Trier, sind eitel Trug"; un de Lutherſken: „Peter von Arbus verbrannte über tausend Ketzer". Fiedden Dag kreegen de Jungens andere Sprüche, un so lehrden se bi't Schönschriewen mancherlei nette Saken so niäbenbi.

4. Stunde: Geschichte. „Die lutherschen Dintenklexe halten sich jetzt die Ohren zu! (Se deihen't auk.) Das Papsttum ist die Blüte in der Geschichtsentwickelung der Menschheit; ein Vater, alle Könige seine ersten Diener; ein Glaube, ein Wille, ein Gesetz, ein Schafstall."

„Jetzt die Katholiken die Ohren verstopft, lutherſche Ohren los! — Luther hat recht, wenn er den Papst den leibhaftigen Antichrist nennt. Das Papsttum hemmt allen Fortschritt in der Wissenschaft, verbrannte die Ketzer, warf die Geisteshelden wie Galilei und Johann Huß in Ketten und Kerker und Scheiterhaufen."

„Alle Ohren los!! — Wir lernen zur Genüge aus der Geschichte, daß die Dummen nicht alle werden." —

„Nu sollen Sie aber auch mal sehen, was meine Zöglinge alles wissen. Herr Essink, überzeugen Sie sich selbstens, gewähren Sie den Kindern nur irgend eine beliebige Frage."

„Na" — sagg Essink — „Kinders! von wem stammt das Heil der Welt?"

Kien Kind wees met en Finger up; de Lehrer wurde vüör Schiämde rauth äs en Kriäft. Dao up eenmaol in de ächterste Banke stonn ein klein Jüngesken up un sagg: „Das größte Heil der Welt stammt vom Heilande, Jesus Christus."

„Dat iſſ noch wull 'ne vernünftige Antwort" — sagg Frans — wu hetst du, mien Jüngesken?"

„Mer heiße Salomon David Itzig Oppenheimer." — —

Wat gong dat nao de Schole up en Spielplatz derhiär! De Eene reip: „Lutherske Dickopp!"; de anderen: „Hepp! hepp! hepp!"; noch andere: „Katholske Dummköppe!" Steene reeten se ut et Plaoster un smeeten sik Löcke daomet in de Köppe. Wenn Frans den Magister nich holpen hädde, dann hädde et Mord un Daudschlag giewen.

„Nee, nee" — sagg Frans — „dann mott ik doch den einen Minister Recht giewen, dat he sölke Simulantenscholen nich mehr häbben will."

Der Tuckesburger Ritter Wappen.

Verhohnübelung der Adelswappen. Mel.: Tier und Menschen schliefen feste.

(Originalbeitrag.)

Tucks, der Graf, im Türkenkriege
Zog einst aus mit Helm und Schwert;
Ließ daheim Weib, Kind und Ziege,
Schwang sich auf sein Panzerpferd.
Bagdad hat er kaum gesehen,
Gab er sich ans Requirier'n;
Doch um ihn wär's bald geschehen,
Thät sich in ein Thal verlier'n.

Tucks, allein mit seinem Knappen
Trieben Ochsen, Schafe, Küh',
's war gewiß ein fetter Happen,
Doch sehr störrisch war das Vieh.
Plötzlich dröhnen Rosses Hufe,
Peitschen- und Kanonenschall,
Hört laut Sarazenenrufe,
Graf: ein Falbscher, krit'scher Fall.

„Edler Graf, erhört mein Flehen"
— Stöhnt der Knappe bebend leis' —
„Sonst ist es um uns geschehen,
Mir wird's in der Buxe heiß.
Dort die Höhle kann uns retten."
Und flugs in das enge Loch
Eilig sie sich retten thäten,
Vieh und Graf sich schnell verkroch.

Doch die Türken merkten Lunte,
Schnüffeln nach des Grafen Spur,
Die er nicht verwischen kunnte.
Blinder Eifer schadet nur:
Durch das Loch der Höhle ragen
Köpfe von den Türken drei,
Diese schneidet mit Behagen
Ab der Knapp, schwapps! ohn' Buhei.

Daß der Ruhm möcht nicht erkalten
Dieser mut'gen Heldenthat,
Wo die Hinterlist thät walten,
Man sie singe früh und spat:

Türkenköpfe drei ins Wappen
Wählt Graf Tucks im Goldgefild,
Ihm zum Ruhme und dem Knappen,
Hasen halten zwei den Schild.

Tuckesburg, den 16. August 1894.

Graf Tucks CXI.

Geographie.

In Lachpillen-Manier.

(Originalbeitrag.)

Distanz-Taxeeren iss recht schwaor,
Den Lehrer sölwst recht suur dat waor.
De Landkart' legg he up den Disk
Un reip dann: „Nu, ji Jungens, frisk
Giewt ju es an't Distanztaxeeren,
Ik gläuw', ji würd ju All' blameeren.
Wu wiet iss Bochum von Paris?"

„7000 Meilen!" — segg Natz Kies. —
Dao häölt den Finger up de Karte
De kleine Gottfried, Willem Schwarte,
He häölt den Finger stief und fast;
Denn drunden lag en selten Gast;
He reip: „Herr Lehr'! ich hab's heraus,
3 Meilen von Berlin hier krüpp 'ne Laus!"

Tuckesburg, den 16. August 1894.

Herrn Täpper gewidmet

von Graf Tucks CXI.

Franz Giese.

De pozzleine Hod.

Ik heww alltid en graut Pläseer
Wenn ik de netten Leedkes häör,
De dusend Jaohr in Land un Stadt
De Lüd all singt up Mönsterſk Platt.
Dat Leedken von Paſtor ſin' Koh
Mäk mehr es't Prüßenleed mi froh,
Un wenn Lambertus kümmp in't Land
Dann kuem'k boll reine von Verſtand.
Wenn't auk en bietken eegen lett,
Ik ſing' un danze düſtig met,
Un ſingt jüſt niäwen mi en Wicht,
Düch dubbeld net mi ehr Geſicht.
Wat willt de nieen Leeder ſeggen?
Könnt de een' ſo dat Hiärt beweggen?
Met Witz, mit Lüſtigkeit un Frien
Wull't mehr in't olle Mönſter tüen.
Finkeiſig iſſ nu alle Welt,
Up nix es Wind un Haſaohrt ſtellt,
Kührt es en Menſk en uoppen Waod,
Gliks niemt em dat de mehrſten quaot.
De Leeder ſind ſo es de Lü',
Für reinen Win doa hebbt ſe Schü,
So goaht es ümmen Bri de Katt',
Un nich den ollen, graden Patt. —

So iſſ füörwaohren auk nich nie
Dat Leedken van de Rüterie,
Wu Melchert hett dat Rieden lehrt,
Un em ſin Moder utſtaffeert,
Wat Mo'er em upſeet' hatt es Hod
Te ſeggen feihlt mi gans de Mod,
Man wüörde meinen Dut un Dat,
Men ſtill — et weet auk ſo de Stadt!

De waohre, reine Unſchuld findt
Man ſölwer bi'n Geheimraodskind,

Besonners spreck en Leed se an,
Wao'm, wat man singt, auk maken kann.
Et waor'n der Kinner 'n Stück of tein,
De jüst es Melcherts Moder dei'n,
Un en Geheimroadssüönken waor
Es Melchert aislik nett un raor.

Wat harr Pläseer de kleine Job,
Es he den Hod kreeg uppen Kopp,
Wass he auk von Pozzlein un swaor
Dat Jüngsken es in'n Hiemel woar,
Kin Tschako, Fiäderhod, Barett
Funn he es Melcherts Hod so nett,
Man saog't: Duckt sall dat Hauge wären,
Un wat der minn iss, kümmp te Ehren!

Men Jaomer iss un Järger bi
Sölwst bi de schönste Spielerie,
Jüst waor dat Spieln un Singen ut,
Dao wuor Geschrei un Grinen lud.
De Hod, de gonk wull uppen Kopp,
Men nich herunner kreeg en Job,
Wat auk de annern Blagen dei'n,
Te grieslik fast satt dat Pozzlein.
Wat kreeg de Frau Mama en Schrecken,
Met eegne Hände dei se trecken,
Auk Kinder- trock un Küeckenwicht,
Doch satt de Hod te fast un dicht.
Dao schuott wat Kloks ehr düör den Sinn:
„Zum Doktor müssen gleich wir hin!
Marie, hol' eine Droschke her,
Da zu schenant das Gehen wär'!" —

De Physikus iss uss paraot,
Ji wiettet, up de Küeninksstraot',
Gar vieles krigg son Mann te seihn,
Wat nich dat Hiärt em kann erfrein.
Füörwaohr, manks brük di wat son Mann
Wao he auk üöwer lachen kann,
Un nümmer harr in Land und Stadt
Son Ankik es van Dag' he hatt
Den Aernst, den konn he kum behollen,
Un de gewicht'gen Doktorsfollen,
Temaol van wiägen dat Bohei,
Un wat de Moer alls sagg un dei.

Dao he robuſt waſſ von Natur,
Trock erſt de Dokter ſtramm un ſtuer,
Men up den Kopp, wao't gong de Gaſt,
Bleef dat Pozzlein auk ſtramm und faſt.
Doa ſagg he: „Soll ichs Ihnen ſagen,
Wir müſſen das Geſchirr zerſchlagen,
Ein Schlag, dann iſt der Kleine frei,
Und alle Not und Angſt vorbei!"
Un mett en Knüppel dick und ſtramm
He ut den annern Stuoven quam.
De Moer dach frilik gliks an't Stiärven,
Et gonk üm ihren enz'gen Järven,
Gans van ſik lagg ſe uppen Stohl,
Es nu de Magd dat Jüngkſken holl.
In Kopp un Aohren deih't ehr bruſen,
Se häör nich es den Knüeppel ſuſen,
Men nu, nu ſluot he trü un waam
Met Thraonen Jöbken innen Aam.
So Thraonen, de ne Moder grint,
Wenn glücklich reddet iſſ ehr Kind,
So Thraonen niem ik nümmer krumm,
Sind ſe auk mankſen daor un dumm. —

Dat Leed von Melchert un ſin Riden
Stammt ut de alleröllſten Tiden,
Men ſüß hett man noch nümmer häört,
Dat ſo wat wäör derbi paſſeert.
Et ſind nich aller Blagen Saken
So ganz natürlick alls te maken,
Doch dei'n ſe't, mi mök't viel Pläſeer,
Un anner Lü' villicht noch mehr.
Nich härr't met alle Höde Naud,
Denn viele, de ſind ſchön un graut,
Un ſöll't auk öfters ſo geſcheih'n,
De Schaden wäör füörwaohr men klein,
Un Ochtrup hier in't Mönſterland
Wäör gliks tor Hölpe bi de Hand!

Willem Täpper.

Dat stimmt.

Sobald geboren wäd en Kind,
Dann komm se, wat de Möhnens sind,
De Nowerfrauens un derglieken,
Uem all' dat Wunner te bekieken.
Seiht ok so Blagen all egal,
Dann kreiht doch gliek de Wiewertahl
De Ollen met Bestimmtheit tau:
„Et es de Vader, ganz genau!"

In Schultenhus kam eenmol Segen:
En Jungen hadd de Frau gekregen,
Im Stall do was noch mehr te merken,
De Sooge de kreg negen Ferken.
Een was derbie gewöltig schwak.
Do reip de Schulte: „Kattrin, mak
In een van unse warmen Stowen
Dem Diehr en Lager kott bim Owen.
Ick well't nich gärne wä verleisen,
Doch hier krepeert et mi vör Freisen!"
As Kattrin frogen nu de Frau,
Do sagg de: „Mak dem Diehrken gau
In unse Weige proot en Plätzken!
Min Jüngesken, dat leiwe Schätzken,
Dat schlöpt am besten mi im Arm,
Do lett et ok noch jo so warm!"
De Weige word nu proot gemakt,
Un warm dat Ferksken drin gepackt.
As knappemang dat was gescheihen,
Do kam, üm es dat Kind te seihen,
De rieke Möhne ut de Stadt,
De etwas blöhe Ogen hadd.
Se tradden op de Weige tau
Un do bekeck se sik genau
Den Schlöper drin, dat kleine Ferken.
Reip dann: „Man kann es jetzt schon merken
An jedem Zug, wahrhaftig, ja,
Es ist genau der Herr Papa!"

Afternomen oder Afterlogen.

„Jägg, weeß Du, wu de Kärels hett",
Sagg Schulten-Bahr vör Oehme Schmedt,
„De so dat Firmement daut mustern,
De Stärnenkiekers? — Süh, ick lustern
Vör 'n Tiedlang es son Küren an.
Do strehen se sik grad as wahn.
Et wären Afternomen, sagg
De Wärth. Do reip son Donnerschlag:
„Die Männer heißen Afterlogen!"
Do dacht ick, ick woll Di es frogen;
Denn Du wärs op son Feld te Hus!"
De Oehme tog de Stärne krus
Un sagg: „Ja, leiwe Schultenvahr,
De dat künnt säggen, de sind rar,
Un de, de ken Latin versteht,
De weet ok dovan keen Bescheed.
Godd, dat Du Di an mi gewandt,
Denn ick kann't säggen met Verstand.
En Stärn, dat weet ick as son Paster
Hett op Latin den Namen Aster.
De Kärls, de nu so in de Nacht
De Himmelsasters sick betracht't,
Und dann wat wickt[1]), wad ok wäd wohr,
Makt sick en Namen groot und klor.
So kritt en ‚nomen' op Latin
Und wäd dann Afternomen si'n.
Doch schlott so Härens es dertegen,
Hädd se et falsch herutgekregen
Un so dat Puppelkum bedrogen,
Dann hett se eenfach — Afterlogen."

Min Plattdütsch holl'ck in Ehren.

Jck si op echt plattdütschen Grund
Gewassen un geboren,
Un wat ick do gefunnen häw,
Geht nie in mi verloren.

[1]) vorhersagen.

Un hädd de Härgodd mi bestellt,
Te wären hier in düse Welt
En ganzen hogen Häven,
Min Plattdütsch holl'ck in Ehren!

Wat es de säute Kinnertied
So leiw mi hengeslotten!
Wat häw ick in min Vaders Hus
So völlerlei genotten!
Wi sogen't blos so recht nich in,
Wu dörch den derben, platten Sinn
Wi öwerglücklich wären.
Min Plattdütsch holl'ck in Ehren!

We hett as unse Moder woll
So leiw tau uns gesprocken? —
As üm son Hauhn de Kükkes, doh'n
Wi't Owends üm ehr hocken.
Un fing van „Jann un Graitken" dann,
Van „Voß un Wulf" se Stückskes an,
Dan deh uns nicks mankeeren,
Min Plattdütsch holl'ck in Ehren!

Un as im Kreeg, in Fiendesland,
De Kogeln üm mi flogen,
Watt hett et noch min Dörpken do
Mi mächtig hengetogen.
Un as dat erste platte Wort
Noh lange Tied ick häw gehoort,
Vör Freude deh' ick do räven[1]). —
Min Plattdütsch holl'ck in Ehren!

Alleene kann hier in de Welt
En Minsche jö nich lewen,
Un ok min Hatte fäulen ick
Noh'n anner Hatte strewen.
Doch socht' ick mi as säute Brut
En däftig plattdütsch Mähken ut,
Dem deh'ck de Leiwe schwären.
Min Plattdütsch holl'ck in Ehren!

De Scholen sind im dütschen Land
Bekanntlich jö de besten,
Un we de gründlich dörchstudeert,
De hört nich tau de Lesten.

[1]) heftig weinen.

Doch es en Schole noch so godd,
Van't Platt lött se de Fingern sott;
Dat mott de Moder lähren.
Min Plattdütsch holl'ck in Ehren!

Sprüche.

Es dat Lewen noch so schwor,
Holt Di Kopp un Hatte klor!

Wohr es wohr und recht es recht,
Ganz egal, we't spreckt,
Oder klingt de Klocke schlecht
Wenn en Lump se treckt?

Eli Marcus.

Gause-Roman.

Up den Hoff van Schulte Gaspel
Leip en grauten Gausetropp,
Witte Gaise, griese Ganter,
Wiss' wul an de twintig Kopp.
Guet in Foer wassen alle,
Un in Tüg äs en Baron;
Van de Fiädern, de se drogen,
Man twee Bedden stoppen konn;
Un en Gaisken drunner wass
Dat wass Di de reinste Spass,
En ganz fürig, junges Blot
Wass ganz witt vom Kopp bis Fot.

Wenn se wäör nao Spaa in Belgien
Up de Utstellung män föhrt,
Wäör se siker met den ersten Pries
Aes Schönheit prämieert!

Aehre Föte giäl äs Wuorteln,
Se so stolt un nüdlik satt,
Jau se gong so fien maneerlik
In den schönsten Gausepatt.
Un se dreiht met ähren Stütink
Aes en Dämken, jüst so nett,
Un de Gaise drüöwer kürten,
Dat se wäör en lük „kokett".
Küren konn se ju so fien,
Immer hauchdütschk moss et sien,
Wat se leckst in't Jätten wass,
Dat gong üöwer allen Spaß,
Alles wat se friätten wull
Moss immer mülkesmaote sien,
Ueöwerhaupt dat Gausewichtken
Dei lük simperlich un sien.

Aes se quaim dann in de Jaohre,
Wao dat Hiärtken mäk uss Pien,
Waor ähr manks en bietken eegen,
Denn de Kopp stonn ähr nao't Frien.
Under all de vielen Gaise
Waor'n twee Ganters jung un stolt,
Wenn dat Gausewicht se saogen
Ueöwerleip't ehr heet un kaolt.
Jau se waoren alle twee
Dull un wahn verleiwt in se,
Leipen üöwerall ehr nao,
Waorn vüör Leiwe bleek un schrao;
Und dat Wichtken, söll man't gleiwen,
Hät met Beide scharmuzeert,
Bolle friet se met den Eenen,
Boll de Andre ähr pusseert.

De eene Ganter wass en Härken,
Trü un ährlik met Verstand,
De andre wass so'n rechten Fienen,
Aes en prüßken Leitenant.
He sag: „Ich weiß, mir liebt die Kleine,
Weil's mir stets bei Damen glückt,
Wenn sie jenen Herrn erhörte,
Wär' das arme Ding verrückt.

Ohne Bildung, Chik und Pli,
Ist er nur ein dummes Vieh,
Macht er fort sich nicht bald schnell,
Fordre ich ihn zum Duell!"
Aes de Andre eenes Dages
Häörde van de Kürerie,
Sag he: „Wachte män, Du Grautmuul,
Neichstens wittle ik maol Di!"

Eenes Dags in't Schlummerstündken,
Im November wass et jüst,
Hät dat Gaisken met den Fienen
Up de Diäle sik gekützt,
Un de andre Ganter, well jüst
In den Schwienekoben stonn,
Büör Schaluigkeit un Järger
Sik nich länger haollen konn.
„Lumpenpack", deih luut he schrein,
„Hät man so wat jemaols seihn!"
Un ut Iferjucht un Wut,
Beet he daudt faots siene Bruut,
Gong äs dull un wahn met Bieten
Up den fienen Ganter laoß,
Hät em Arm un Been terbruoken,
Dat he lag dao äs en Kloß.

Aes de Ganter so an't Bieten
Un an't wahne Schreien iss,
Kümp up maol up siene Diähle
Gaspel Buer äs „Nemesis".
Pock de Ganters alle Beide,
Dreiht de Hälse ähr faots üm,
Un dat arme daude Gaisken
Gonk et dann auk jüst so schlimm.
Alle drei, well hät et glowt,
Hät he andern Dags verkosft
To dat graute Gausefest
Dao kriegt se den letzten Rest.
De Moral von de Geschichte
To begriepen iss ganz licht,
„Wenn wat Leiges wao passeert
Hät Schuld en Frauenmensk of en Wicht!"

In Schoole.

Wir kommen nun ins alte Testament,
Zur Opf'rung Isaaks, die ihr wohl noch kennt;
Wie seinen Sohn mußt opfern Abraham,
Und wie vom Himmel dann ein Engel kam,
Der ihm, statt seinen Sohn zu weihn dem Tod,
Ein Tier zu opfern Abraham gebot.
Nun sagt mal, Kinder, was war das für'n Tier? —
Ihr wißt es nicht? — Ji wiettet auk kien Spier! —
Ich frage: Welches Tier, vom Herrn gesandt,
Erzvater Abram in der Hecke fand,
Am Kopfe vorn, dar hadde et twee Häöhne? —
Dat geiht doch üöwer alle Timpelthääne,
Ji siet te dumm! Welch Tier, nu sägt es an,
Mit Hörnern in der Hecke sitzen kann?" —
Dao wiest en Därnken met en Funger up.
„Seht Ihr," reip de Hallähr, „der ganze Trupp
Läßt sich von Settchen Gaspels überholen,
So geiht't', wenn man nicht uppäßt in de Scholen,
Dat kleine Wichtken, süh dat mott ick luowen,
So Settchen, setze dich mal drei nao buowen!
Nun sag, welch Tier mit Hörnern, gottgesandt,
Erzvater Abram in der Hecke fand?"
Klein Settken stuettert ärst un säg anlest:
„Hallähr, datt iss ne Jäkeliewe[1]) west."

Paul Tuhmann.

(Originalbeiträge.)

Utsprak'.

O Lüt söu trut,
Du bist mien Brut!
Söerdem eck Die in't Oge keik,
Is mie dat Herz söu weih, söu weik,
Söu gleinik heit,
As nie et leit!

[1]) Maikäfer.

Un wo eck stah,
Un wo eck gah,
Un wat eck ok beginnen will,
Eck denk an Die, eck sehne still
Dei Tied herbie,
Wo eck bie Die.

Bie Die kann sien
Wo stets mien Sinn,
Wo eck in Diener Ogen blagg
'nen ganzen Himmel open sagg;
Von Die ein Blick
Stimmt mie voll Glück!

O glöwe mie,
Kind, ohne Die
Is düster mie dei ganze Welt,
Mie ist, Du bist as Lucht bestellt,
Wat up mien Bahn
Mie schient voran!

Förr Die.

Wenn eck up am Morden stah,
Denk eck stets an Die;
Un wenn eck up't Bedde gah,
Bist im Sinn Du mie;
Griepe eck mien Dagwerk an,
Denk eck't is förr Die edahn.

Ollens, wat eck häww, mien Lüt,
Höret ja ok Die;
Un mien Herzverlangen tüht
Henn, mien Lüt, töu Die.
Wöre mien ein Königriek,
Du wörst miene Kön'gin gliek!

As dei Vogel dräggt töm'n Neste,
Dräg eck ok für die;
Holl, mien leiwet Lüt ok feste
Trulik Du an mie:
Oewer Jahr, um düsse Tied
Frigged wie, Du leiwet Lüt!

Trost.

Nu kumm och, mien Deeren!
Nu weitste Bescheid,
Mien, mien meßt Du weren,
Wie kennet us beid!

Laß barsten un kören
Die Wiewer vor Neid,
Us schall dat nich stören,
Wie kennet us beid!

Lat fahren, lat lopen
Wat maked die Leid,
Wie holl't ja töuhopen,
Wie kennet us beid!

Ob Himmel instörten,
Wat Ollens sick dreiht,
Du bliwwst mie, mien Dürten,
Wie kennet us beid!

Gustav Singerhoff.

Dä fette Suege.[1])

Dä Scheerenschlieper Stoffel Nett,
Ha[2]) es 'ne Suege, dä was fett;
Drüm sagg hä mol to sine Frau:
„Kaline, wäißt Du, wat eck dauh;
Eck goh noh'm Schlächtermester Rachen,
Dä sall us usse Suege schlachen.

---

[1]) Sau, Schwein. [2]) hatte.

Wie[1]) het se nu doch all drei Johr,
Sä es ok tiämlik[2]) fett un schwor.
Wann wie nit dauht dä Suege iätten,
Dann deiht dä Suege us noch friätten!"
„Jo, goh mäh[3])", sagg Kaline drop,
„Eck sett mi rasch dat Water op,
Dat itt[4]) doch gliek nit bi däm Schlachen
Opt häite[5]) Water brukt te wachen!"
So gank dann nu ok Stoffel Nett
Un brach[6]) sick gliek dän Schlächter met.
Nu moch Kaline wacker laupen,
Dä Nohbersmannslüh[7]) ran te raupen,
Dä iä[8]) dä Suege hölpen holl'n
Füö äine Wurst[9]) un 'n kleinen Oll'n.[10])
Sä kam dann ok noh kuoter Wiele
Met fif Mann trügge wier in Jele,[11])
Dä hänn[12]) dä Maugen opgeschlagen,
At gönkt däm Dübel annen Kragen
Dä Mester trock sin Strick herut
Un Nett, dä nahm dä Stalldüör[13]) ut,
Dann do woll jo dä Mester Nachen
Dat olle Suegedier op schlachen.
Drop göngen sä met frauhem Sinn
Dann alle in dän Stall herin,
Dä Suege an dat Strick te binnen;
Doch Nüms[14]) konn do dä Suege sinnen.
Da fonk dä Schlächtermester Nachen
Doch ganz bedenklich an te lachen,
Un sagg dann to däm Schlieper Nett:
„Näi, dat es netter doch as nett!"
Un Nett, dä fonk gliek an te schrei'n:
„Eck hef dat Oos jo iäb'n[15]) noch seih'n!
Wüähren[16]) was jo dat Bäist[17]) noch hier:
Wo es dann nu dat Suegedier!
Doch, Mester, kiekt es ganz genau,
Am Enne sitt sä deip im Strauh[18])
Un hiet sick blaus vüör Jnk verknuoppen;
Makt doch dat Finster biäter uoppen,[19])
Dann kömmt dat Lecht ok biäter rin!"
Dä Schlächter schlätt[20]) dat Finster in

[1]) wir. [2]) ziemlich. [3]) nur. [4]) ihr. [5]) heiße. [6]) brachte. [7]) Männer der Nachbarschaft. [8]) ihnen. [9]) Wurst. [10]) kleinen Alten (Schnaps). [11]) Eile. [12]) hatten. [13]) Stallthür. [14]) niemand. [15]) eben. [16]) vorhin. [17]) Vieh. [18]) Stroh. [19]) offen. [20]) schlägt.

Un deiht dann in däm Mist rüm krassen,
Of hä dä Suege nit könn tassen.
Met äinmol kömmt so'n Knirps gelaupen,
Dä es am schreien un am raupen:
„Eck gläuw', itt könnt nit seihn, itt[1]) Hessen,
Hier sitse ächterm Rieserbessen[2])!"

Dä wohre Grund.

„Segg Jochen", sagg de olle Klaut
Es mol tom dicken Stoltefaut,
„Waißt[3]) du auk, dat Pastauer Grell
Dän Klempner nit begrawen well,
Dä neilich bi däm Bäcker Toll
Do von däm niggen Huse foll?[4])"
„Näi Kasper", reip nu Stoltefaut
Un mok dä Augen wiet und graut:
„Was hä dann van de rauhe Art?[5])"
Villichte gar en Demokrat?
„Näi Jochen, näi, hä was nit raut!
Hä was en echten Patriaut[6]),
En Frönd vam Kaiser und vam Staat!"
„Na, segg moll, olle Drämelbat,
Was hä dann wuol en Dissident,
Dä känen Guott un Himmel kennt?"
„Näi, Jochen, hä was fromm as Du,
Leit Guott un alle Wett in Ruh!"
„Na, Deuwel, dann vertell mi doch,
Wat wellt sä dann dän Mann wuoll noch?
Un segg, worüm Pastauer Grell
Dän Mann dann nit begrawen well!"
„Du dumme Käl", reip Vatter Klaut,
„Dä Mensch es jo noch nit mol daut!"

---

[1]) ihr. [2]) Reiserbesen. [3]) weißt. [4]) fiel. [5]) Art. [6]) Patriot.

Wat iäm[1] leiwer was.

Noh'm langen Schniedermester Schmacht,
Do kam es mol in äiner Nacht,
Dä Klapperstuork met äinem Gruß
Un brach[2] en Döchtker rin int Hus.
Dä Freide was natürlik graut,
Drüm ok ganz frauh un wuolgemaut
Dä Mester dann am annern Dagg
To sinen kleinen Jungen sagg:
„Dä Klapperstuork hiet[3] inne Nacht
Di 'n kleinet Süsterken[4] gebracht;
Wann du di dat mol wost beseih'n,
Ek wäit gewiß, du wäist[5] di frei'n!"
„Näi Vatter", reip dä kleine Fuork[6],
„Näi, wies[7] mi leiwer mol dän Stuork!"

---

[1]) ihm. [2]) brachte. [3]) hat. [4]) Schwesterchen. [5]) wirst. [6]) Fork, kleiner Bengel. [7]) zeig.

Biographisch-bibliographische Anmerkungen.

Biographisch-bibliographische Anmerkungen.

(V.: Verfaßte, Ue.: Uebersetzte.)

Auffenberg, Joseph, geb. 16. April 1839 zu Paderborn, lebt als Pfarrer in Brenken. — V.: Auf dem Wege nach oben, Gedichte 1879; Handwerker Talismann 1885; Klein-Mannes Sparpfennig 1889.

Backhaus, Wilhelm Emanuel, geb. 26. März 1826 zu Petershagen a. d. Weser, empfing bis zu seinem 15. Lebensjahre Privatunterricht und widmete sich dann der Handelswissenschaft. Seit 1846 lebt er als Kaufmann in Bremen, wo er zwölf Jahre Mitglied der gesetzgebenden Körperschaft war. Er ist Mitbegründer und war eine Zeit lang Redakteur der Zeitung „Norddeutsche Hansa" und hat verschiedene politische, kunstwissenschaftliche und volkswirtschaftliche Schriften herausgegeben. — V.: Schutz der Arbeit, Schutz der Freiheit (preisgekrönt) 1858; Zur Kritik der modernen Kunst 1858; Zum Gedächtnis Schillers 1860; Ein Dialog 1880; Lob- und Preisgesang 1881; Liberalismus, Bismarck und die Parteien (preisgekrönt) 1881, 2. Aufl. 1883; Hausaltäre, Anthologie 1883; Liberalismus und Nationalismus 1884; Geschichte von den Troglodyten 1885; Schutt und Aufbau (preisgekrönt) 1886; Vom Baume der Erkenntnis I 1887, II 1888; Christliche Weisheit aus der vorchristlichen Zeit 1887; Samenkörner für Geist und Herz 1888; Odinskinder, Dichtungen 1889; Verhängnisvolle Botschaft, L. 1889; Am Heilsbronnen, Novelle 1889; Allen die Erde 1893; Wesen des Humors 1894.

Baehr, Paul, geb. 26. September 1855 zu Thorn, lebt als Lieutenant a. D. und Schriftsteller in Bad Oeynhausen. — V.: Gedichte 1881; Bad Oeynhausen und Umgebung, 2. Aufl. 1887; Rheinisch-Westfälisches Dichterbuch 1887; Oertlichkeit der Schlacht auf Idistaviso 1887; Erinnerungen an Bad Oeynhausen, Gedichte, 4. Aufl. 1888; Vergleichung der Lyrik der Befreiungskriege mit der des deutsch-französischen Krieges 1870/71 1888; Schenkendorf als Patriot 1888; Neues Buch der Lieder, Gedichte, 4. Aufl. 1889.

Baltz, Johanna (früher Pseudonym Helene Busch). geb. 23. December 1848 zu Arnsberg, lebt daselbst. — V.: Immortellen auf das Grab R. Schumanns 1873; Kaiserblumen 1878; Die schöne Else, Festspiel 1883; Lichte Bilder aus dem Leben der Hohenzollern 1884; Aus des Lebens Mai 1885; Aus dem Munde der Kinder; Düsseldorfer Musikantengeschichten; Auf dem Hohenzollern; Echtes Gold; Vom Kaisersohne; Im Zeichen der heiligen Cäcilia; Jung Deutschlands Huldigung; Engel der Barmherzigkeit 1889; Weihnachtsträume; Was der Weihnachtsengel erzählte; Im Jugendsonnenschein 1889; Rosen am Zollernstamm, II; In Puder und Reifrock; Frau Minne; Auf roter Erde 1890; Christkind; Die Puppenfee; Die heilige Elisabeth; Im Reiche des Wassers; Unter der Turnereiche; Siegfried von Santen und Kriemhilde; Im Schatten des Lorbeers; Alpenrosen und Gentianen; Alt-Arnsberg; Am Rhein; Das Wappen der Pecci; Zum Weihnachtsfest; die Heimat im Sagenkranz.

Belke, Peter Joseph, geb. 22. Juli 1815 zu Niederhelden, lebt als Pfarrer zu Fredeburg. — V.: Evangelien von Longfellow 1854; Hymnen des Missale und Breviers 1869; Gedichte 1870, 2. Aufl. 1892.

Brackel, Ferdinande, Freiin von, geb. 25. November 1835, zu Schloß Welda, lebt in Cassel. — V.: Gedichte 1873; Tochter des Kunstreiters, 7. Aufl. 1889; Heinrich Findelkind 1875; Nicht wie die andern 1877; Aus fernen Landen 1877; Daniella 1878; Am Haidstock 1881; Prinzeß Ada 1883; Nicht wie alle andern 1883; In fernen Landen 1883; Spinnlehrer von Carrara 1887; Vom alten Stamm 1889.

Dahn, Therese, geb. Freiin von Droste-Hülshoff, geb. 28. Mai 1845 zu Münster, lebt als Gattin Felix Dahns in Breslau. — Mit V.: Gedichte 1882; Walhall, germanische Götter- und Heldensagen 1884; Karl der Große und seine Paladine (mit Felix Dahn) 1887; Gedichte (mit Felix Dahn) 1892.

Giese, Franz, Dr. phil., geb. 25. Dezember 1845 zu Münster, lebt als Oberlehrer in Neuß. — V.: Gedichte 1876; Franz Essink, 3. Aufl. 1878; Mönstersk Stilliäwen 1880; Mönsterske Chronika 1888; Mönsterskl Platt 1883; Pour le merite, neuhochdeutsche Dichtungen 1886; De fürstbischöflik Mönsterske Hauptmann Franz Miquel und sine Familje 1892.

Hart, Heinrich, geb. 30. Dezember 1855 zu Wesel, lebt als Schriftsteller in Friedrichshagen bei Berlin. — V.: Weltpfingsten, Gedichte 1872; Eine neue Presse 1879; Buch der Liebe, Anthologie (mit Julius Hart) 1882, 2. Aufl. 1890; Italienisches Novellenbuch (mit Julius Hart) 1882; Kritische Waffengänge (mit Julius Hart); Sedan, Trauerspiel 1872; Deutsches Herz und deutscher Geist, Anthologie 1884, 2. Aufl. 1885; Lied der Menschheit, Epos I 1887; Fege-

feuer, Novelle 1887; Peter Fels und seine Freunde, Roman 1887; Kritisches Jahrbuch (mit Julius Hart) 1888.

Hart, Julius, geb. 9. April 1859 zu Münster, lebt als Schriftsteller in Berlin. — V.: Sansara, Gedichte 1879; Don Juan Tenorio, lyrisches Trauerspiel 1881; Kritische Waffengänge 1882, ff.; Buch der Liebe 1882, 2. Aufl. 1890; Blütenlese aus spanischen Dichtern 1883; Schauspielerin, Drama; Rächer, Trauerspiel 1884; England und Amerika 1884; Orient und Occident 1884; Sumpf, Schauspiel 1886; Persischer Divan 1887; J. Wolff und der moderne Minnegesang 1887; Fünf Novellen 1888; Die Richterin, Drama 1888; Kritisches Jahrbuch 1888; Homo sum 1890; Geschichte der Weltlitteratur I, 1893; Sehnsucht 1893.

Hartmann, Hermann Gottlieb Friedrich, Dr. med., Sanitätsrat, geb. 22. März 1826 zu Ankum, lebt in Lintorf in Hannover. — Von ihm erschienen außer den Bildern aus Westfalen, Osnabrück 1870, als deren Fortsetzung eine Neue Folge, Minden 1873, angesehen werden kann, Sagensammlungen, so das Buch vom Sachsenherzog Wittekind, Minden 1882 und der Sagenschatz Westfalens, ebendas. 1883; Gedichte 1862; Schlacht am Schlagvorderberge, Gedicht 1867; Wittekind, Epos 1868; Bilder aus Westfalen ꝛc. 1871, Neue Folge 1884; Wanderungen durch die Wiesengebirge 1876; Buch vom Sachsenherzog Wittekind (mit Weddigen) 1883; Westfälischer Sagenschatz (mit Weddigen) 1884; Schatzkästlein westfälischer Dichtkunst 1885; Mythe und Sage, Gedicht, 3. Aufl. 1889.

Hartmann, Mignon, geb. 21. Januar 1859 zu Steinhagen, lebt als Schriftstellerin in Bielefeld. — V.: Liebe und Leidenschaft 1893.

Hille, Peter, geb. 11. September 1854 zu Erwitzen bei Driburg, lebt als Schriftsteller abwechselnd in Berlin oder Hamm a. d. Lippe. — V.: Die Socialisten, Roman 1887.

Hinterding, Ludwig, geb. 8. Oktober 1836 zu Mesum in Westfalen, lebt als Königl. Oberbergamtssekretär a. D. daselbst. — V.: Auf roter Erde! Gedichte 1881.

Holnstein aus Bayern, Ida Gräfin von, geb. Gräfin von Mengersen, geb. 9. März 1838 zu Schloß Rheder bei Brakel, lebt daselbst. — V.: Am See, Novelle 1883, 3. Aufl. 1891; Lob des Herrn 1886; Felsegg 1891.

Homrighausen, Karl Ernst (Pseudonym Karl vom Berge), geb. 19. September 1858 zu Berleburg im Kreise Wittgenstein, lebt als Kaufmann in Kierspe. — V.: Kleine Lieder; Gedichte von Karl vom Berge 1880.

Hülter, Carl, geb. 24. Juni 1873 zu Iserlohn, lebt daselbst. — V.: Heinz Helke, Schauspiel (zusammen mit Max Scharre); in Kürze erscheinen: im Verein mit Uhlmann-Bixterheide: Dai Chronika van Iserloin, Verlag von Otto Lenz, Leipzig; ferner: Die Patrioten, Schauspiel. Gedichte und Psychodramen.

Jüngst, Antonie, geb. 13. Juni 1843 zu Werne, lebt in Münster. — W.: Konradin, Epos 1883, 2. Aufl. 1887; Glocken Romfahrt 1884; Tod Baldurs, Epos 1886; Gesucht und gefunden, Novelle 1889; Unterm Krummstab 1889; Vater unser, ein Cyklus von Gedichten 1891; Novellen-Sammlung 1892.

Kampmann, Friedrich, geb. 6. Februar 1828 zu Oberwengern in der Grafschaft Mark, lebt als Rechnungsrat in Dortmund. — W.: Gedichte 1868.

Kampmann, Clara Ferdinande, geb. 24. Dezember 1862, Tochter des Königl. Rechnungsrates Friedrich Kampmann zu Dortmund, lebt als Gattin des Ober-Zollinspektors Niemann in Tilsit.

Keiter, Heinrich, geb. 17. Juni 1853 zu Paderborn, lebt in Regensburg, woselbst er den „Deutschen Hausschatz" herausgiebt. — W.: Versuch einer Theorie des Romans 1876; Katholische Erzähler der Neuzeit 1880, 2. Aufl. 1890; Leben der Gräfin Hahn-Hahn 1881; Lichtstrahlen aus den Werken der Gräfin Hahn-Hahn 1883; Fr. W. Weber, Biographie 1883, 3. Aufl. 1890; Katholische Dichter der Neuzeit 1883; Katholische Poesie in Deutschland seit 1848; Jos. von Eichendorff 1887; Leitsterne auf dem Lebenspfad, Sentenzenschatz 1888; Tolle Christian in Paderborn, Erzählung 1889; Franz Grillparzer 1891; Heine 1891; Praktische Winke für Schriftsteller, 3. Aufl. 1891; Die Kunst, Bücher zu lesen 1892.

Kiesekamp, Hedwig (Pseudonym Helene Kornelia und L. Rafael), geb. Bracht, geb. 21. Juli 1845 in Haus Heinrichenburg, lebt in Münster. — W.: Neuer Märchenschatz, 2. Aufl. 1884; Am Kamin, Märchen; Frischer Märchenstrauß; Wie man im Walde singt ꝛc., Märchen 1884; Am Gardasee (Helene Kornelia); Erzählungen, Märchen, Skizzen 1888; Gedichte 1888, 2. Aufl. 1890; Neue Gedichte 1893.

Krüger, Ferdinand, Dr. med., geb. 27. Oktober 1843 zu Beckum, lebt als Arzt in Linden a. d. Ruhr. — W.: Rugge Wiäge, aus dem westfälischen Bauernleben 1882, 2. Aufl. 1891; Hempelmanns Smiede, westfälischer Roman 1893, III.

Landois, Hermann, Dr. phil., Professor an der Akademie zu Münster, geb. 19. April 1835 daselbst. — W.: Walkürenritt, 5. Aufl. 1883; Frans Essink, 6. Aufl. 1884; Prophet Jan van Leyden 1884; Krissbetten und Kassbetten 1886; Westfälisches Tierleben in Wort und Bild; Tierstimmen; A. v. Droste-Hülshoff als Naturforscherin und zahlreiche naturwissenschaftliche Werke.

Loewenberg, Jakob, Dr. phil., geb. 9. März 1856 zu Niederntudorf bei Paderborn, lebt als Leiter einer höheren Mädchenschule in Hamburg. — W.: Gedichte 1889; Vor dem Feind, ein Trauerspiel 1890; Lieder eines Semiten 1891; In Gängen und Höfen, eine Hamburger Erzählung 1892.

Lohmann, Peter, geb. 24. April 1833 zu Schwelm, lebt in Leipzig. — W.: Geschichtsdramen: Masaniello, Trauerspiel; Essex,

Trauerspiel; Savonarola, Trauerspiel; Schmied in Ruhla, Schauspiel; Letzten Mauren, Trauerspiel; App. Claudius, Trauerspiel; Strafford, Trauerspiel; K. Stuarts Ende, Trauerspiel; Wider den Stachel, Drama; Gesangsdramen: Durch Dunkel zum Licht; Brüder; Rose von Libanon; Frithjof; Valmada; Irene; Ideal d. Opfer 1885.

Luhmann, Paul, geb. 14. Januar 1862 zu Minden, lebt daselbst.

Marcus, Eli, geb. 26. Januar 1854 zu Münster, lebt als Kaufmann daselbst.

Pape, Josef, geb. 4. April 1831 zu Eslohe im Sauerlande, lebt als Justizrat und Notar in Büren. — V.: Der treue Eckart, Epos 1854, 4. Aufl. 1886; Josephine, Epos 1854, 3. Aufl. 1868; Schneewittchen vom Gral, Epos 1856, 3. Aufl. 1883; Gedichte 1857, 3. Aufl. 1875; Fr. v. Spee, Drama 1857, 3. Aufl. 1867; Herzog Konrad, Drama 1859, 2. Aufl. 1864; Spees Trutznachtigall nachgedichtet 1862; Deutschlands Hoffnung 1867; Weissagung des heil. Johannes 1868; Aus verschiedenen Zeiten, Novellen 1868; Das apoklypt. Weib, Gedicht, 2. Aufl. 1868; Dramatische Bilder aus dem Leben eines deutschen Patrioten 1869; Moses und die Modernen 1869; Liebespaar von Andernach, Drama 1869; Dem Vaterlande, Gedicht 1869; Vaterländisches Schauspiel, 2. Aufl. 1875; Jut'm Siuerlanne, Erzählungen 1878; Das ewige Leben 1881; Ehe Völker waren, Epos 1882; Das Kirchenlied 1884; Die deutsche Singmesse 1885; Lied von der Welt Zeiten, Epos 1885; Das Kaiserschauspiel, Drama 1886; Der Tod, 2. Aufl. 1889; Unsere Gegenwart und Zukunft im Spiegel der Weissagung St. Johannis 1891; Gebete 1893.

Petri, Julius, Dr. phil., geb. 11. September 1868 zu Lippstadt, lebt in Berlin. — V.: Pater peccavi 1892.

Prümer, Karl, geb. 23. Mai 1846 zu Dortmund, lebt daselbst. — V.: De westfölsche Ulenspiegel 1880, 3. Aufl. 1889; Westfälische Volksweisheit 1881; Westfälische Schwänke 1882; Gestalten und Geschichten ut Westfolen 1883; Hacketauerlieder 1887; Grüß dich Gott, Westfalenland 1889; De westfölsche Husfrönd 1890, II 1892; Gott segne das ehrbare Handwerk 1890; Die Ausbeutung der Arbeiter und die Ursachen ihrer Verarmung, 2. Aufl. 1890; Gußstahlwerk Krupp und sein Begründer 1891; Chronika van Düöpm (Dortmund) 1891; Bilder aus Westfalens Vergangenheit 1892; Kneipp-Kur 1892; Doktor Wittelquast 1893.

Raabe, Eduard, geb. 7. April 1851 zu Soest, lebt als Oberlandesgerichtssekretär in Hamm. — V.: De Reise in't Suerland 1893.

Rustige, Heinrich von (Heinrich Franz Gaudens), geb. 11. April 1810 zu Werl, lebt als Vorstand der Königl. Staatsgalerie und der Privat-Gemälde-Sammlung des Königs in Stuttgart. — V.: Gedichte 1845; F. Lippi, Drama 1852; Attila, Trauerspiel 1853; K. Winderhold, Drama 1856; Ludwig, der Bayer, Schauspiel 1860;

Eberhard im Bart, Schauspiel 1863; Reime und Träume, Gedicht 1879; Maler in Uniform, Erinnerung an das Soldatenleben 1890.

Schimmelmann, Ernst von, geb. 1868, lebt abwechselnd in Bielefeld und Detmold.

Schoene, Heinrich (Pseudonym Harry Schellerhorst), geb. 16. August 1851 zu Münster, lebt als Lieutenant a. D. in Hannover. — V.: Lachende Gestalten 1882; Flor und Maske 1883; Tochter der Sturmflut 1884; Tolle Wette; Hella 1885; König der Täufer; Im Banne der Fee, Lustspiel; Preisnovelle; Erste Maikäfer; Abfällige Kritik; Geflügelte Rad 1886; Sängers Fluch; Felddienst; Sherry oder Essig; Unglückstag; Onkel Meyer; Sonderling; Zerstreut; Enthüllungen einer Ballnacht 1887; Unter falscher Flagge 1888; Mutter Ziesewitz; Herrenrecht; Wer ist der Erbe, Lustspiel 1889; Lockere Vögel; Tolle Geister, 2. Aufl. 1891; Der Protzenqueller Abenteuer und Irrfahrten 1893.

Schröder, Ludwig, geb. 26. Juni 1863 zu Soest, lebt als Lehrer in Iserlohn. 1895 erscheint: „Chronika van Sauft".

Schwab, Gustav, lebt in Unna.

Seippel, Max, geb. 14. Juni 1850 zu Langendreer, lebt als Kaufmann in Bochum. — V.: Maiabendfest in Bochum 1881; Gudula von Hardenberg, Roman 1891.

Singerhoff, Gustav, geb. 13. Februar 1867 zu Barop, lebt daselbst.

Storck, Wilhelm, Dr. phil., Professor, Geh. Reg.-Rat, geb. 5. Juli 1829 zu Letmathe im Kreise Iserlohn. Außer verschiedenen philologischen Abhandlungen und Schriften gab er das Buch der Lieder aus der Minnezeit (Münster 1872) und Luis' de Camoens sämtliche Gedichte in deutscher Uebersetzung (7 Bände, Paderborn 1880 ff.) heraus. — V.: De declinatione nominum substant. et. adject. in lingua palica 1858/62; Der von Sassendorf 1868; Gedächtnisrede auf Kaiser Friedrich 1888; Anthero de Quental 1887; Luis' de Camoens Leben 1890; Ue.: Luis de Leon 1853; Johann von Kreuz 2c. 1854; Jacopaie da Todi 1864; Lose Ranken, Catullische Lieder 1867; Camoens Idyllen 1869; Camoens Canzonen 1874; Buch der Lieder aus der Minnezeit 1872; Hundert altportugiesische Lieder 1885; Aus Portugal und Brasilien (1250/1890); Ausgewählte Gedichte 1892; Camoens sämtliche Werke 1880 ff., VII.

Täpper, Wilhelm, geb. 14. September 1845 zu Holsterhausen, lebt als Lehrer in Bochum. — V.: Schillers Glockenlied 1883, 3. Aufl. 1884; Plattdütsche Gesundheitspillen I 1884, II 1885, III 1885, IV 1886; Plattdütsche Lachpillen I—IV 1886/90; Plattdütsche Vertellkes 1890.

Uhlmann-Birkerheide, Wilhelm, geb. 14. März 1872 zu Iserlohn, lebt daselbst. — In Kürze erscheinen im Verlage von

Otto Lenz in Leipzig: Dai Chronika van Iserloin (mit Carl Hülter); Die Patrioten, Schauspiel (mit Carl Hülter); ferner im Verlage der Kgl. R. Hofbuchhandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig: Unser Weg, Gedichte zweier Freunde (mit Georg Barthel Roth); ferner Jüngstdeutsche Lyrik (mit demselben); und „Gloria in excelsis Deo! und andere idealistische Geschichten" allein.

Weddigen, Friedrich Heinrich Otto, Dr. phil., geb. 9. Februar 1851 zu Minden, lebt in Wiesbaden. — W.: Etude sur la composition littéraire de la chanson de Roland 1874; Lessings Theorie der Tragödie 1876; Die nationale Reform unserer höheren Lehranstalten 1880; Ueber die Notwendigkeit einer Professur für neuere Litteratur an den deutschen Hochschulen 1880; Patriotische Dichtungen von 1870/71, 1880; Die Hohenzollern und die deutsche Bibel 1882; Geschichte der Einwirkungen der deutschen Litteratur auf die Litteratur der europäischen Kulturvölker der Neuzeit 1882; Das Buch vom Sachsenherzog Wittekind 1883; Lord Byrons Einfluß auf die europäische Litteratur der Gegenwart 1883; Sagenschatz Westfalens 1884; Geschichte der deutschen Volkspoesie 1884; Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs 1890; Geistliche Oden und Lieder von P. F. Weddingen, 4. Aufl. 1879; Gesammelte poetische Werke: Gedichte, 2. Aufl. 1890 (Gesamtausgabe); Fabeln, Parabeln und Sprüche, 4. Aufl. 1891; Märchen, 4. Tausend 1892; Epische und dramatische Dichtungen, 2. Aufl. 1892; Westfälische Dorfgeschichten 2. Aufl.; Novellen und Erzählungen; Aufsätze und Reden, 2. Aufl.; Erinnerungen aus meinem Leben; Das Wesen und die Theorie der Fabel und ihre Hauptvertreter; Deutsches Jugendschatzkästlein 1894; Geschichte des Kgl. Hoftheaters in Wiesbaden 1894.

Welcke, Emil, geb. 19. April 1870 zu Iserlohn, lebt gegenwärtig als cand. med. in München.

Von

Uhlmann-Bixterheide und **Carl Hülter**

erscheint in Kürze:

„Dai Chronika van Iserloin"

Das Buch bildet eine humoristisch-gehaltvolle Darstellung desjenigen, was sich in den Mauern dieser altehrwürdigen Industriestadt von der grauen Vorzeit her bis auf die heutigen Tage zugetragen hat. Es dürfte nicht nur für die Bewohner dieser Stadt selbst, sondern auch für das übrige Westfalen von Interesse sein, da es kulturhistorische Schlaglichter auf das Leben und Treiben eines weiteren Teiles der Grafschaft Mark wirft. Den in der Fremde weilenden Kindern „Iserloins" aber wird es ein guter Kamerad sein, der ihnen in der Heimat Sprache die Geschichten und Sagen der Jugendzeit wieder ins Gedächtnis ruft.

Ferner sind in Vorbereitung:

Chronika van Sauft

von

Ludwig Schröder.

Wat se 'sick in' en Ramskenbrinker Duerp vertellt

von

A. Hörmann (Minna Schrader).

Verlag von Otto Lenz in Leipzig.

Auszug aus Besprechungen

über

Hempelmann's Schmiede.

Ein westfälischer Roman aus der guten alten Zeit
in münsterländisch-niederdeutscher Sprache

von

Ferdinand Krüger.

3 Bände.

Broschiert à Mk. 3.—, eleg. gebd. à Mk. 4.—.

Blätter für litter. Unterhaltung 1894, Nr. 4:

„Wir empfehlen diesen Roman aufs beste, er entrollt uns ein prächtiges Stück eigentlich westfälischen Lebens aus jener Ecke der roten Erde, die die Heimat der Annette von Droste-Hülshoff ist. Wer da meint, niederdeutsch sei niederdeutsch, und sich das plattdeutsch denkende und sprechende Volk als eine unterschiedlose graue Masse denkt, und genug gethan zu haben glaubt, wenn er den großen Fritz Reuter gelesen hat, der wird sich hier eines anderen überzeugen. Besonders heben wir den mystisch-abergläubischen Zug jenes Stammes hervor, jene Spökenkieker und jene Neigung für „Vorgeschichten", die als die Kehrseite einer tief poetischen Grundstimmung erscheinen. Menschencharaktere und Volkseigenart hat Krüger vortrefflich ineinander gewebt."

Leipziger litter. Berichte 1893, Nr. 12:

„Reuter hat die plattdeutsche Mundart salonfähig gemacht. Seine Nachfolger sind K. Groth in Holstein und F. Krüger in Westfalen. Sobald man die ersten Schwierigkeiten des Dialekts überwunden, kann man sich voll und ganz dem Zauber des von Krüger wahrheitsgetreu wiedergegebenen niederdeutschen Gemütslebens überlassen. Die „rote Erde" und ihre Bewohner lernen wir kennen, das kernige niederdeutsche Wesen lieben. Das Buch gewährt keine seichte Lektüre; es will aufmerksam gelesen sein und bietet zudem kulturhistorisches Interesse."

Minden-Lübbecker Kreisblatt 1893, Nr. 241:

„. . . ein gut Stück münsterländer Kulturgeschichte aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts führt der Verfasser in lebendigen Bildern dem Leser vor die Augen, die Chronik einer kleinen westfälischen Stadt dabei benutzend. Die handelnden Personen sind aus dem Leben gegriffen. Für alle, denen die Schilderung der unverfälschten Volksnatur Genuß bietet, ist das Buch geschrieben . . ."

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1894, Heft 3:

„. . . und in der That, auch in diesem Romane hat Krüger allen unseren Erwartungen entsprochen. Das Werk ist nicht nur für den Freund niederdeutscher Litteratur beachtenswert, sondern auch für den Volksforscher eine reiche Quelle zum Studium des Volkslebens, denn Krüger führt uns lebenswahre Bilder aus demselben vor und in allen ist der rechte Ton getroffen . . ."

Kieler Zeitung 1893, Nr. 157742:

„. . . Bücher dieser Art gehören jedenfalls zu den Errungenschaften der neuplattdeutschen Litteratur, sie liefern photographische Bilder von Charakteren und Zuständen deutschen Lebens, wie sie vordem und ohne das Gewand der heimischen Mundart der Leute nicht möglich gewesen sind . . ."

Buchdruckerei Richard Hahn, Leipzig.

1E 8783A

49.300 129

13. Mai 1971